Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens




HANS·R·SCHULZE
BÜCHER VON SAMMLUNG

Eine rationelle Körperpflege



bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

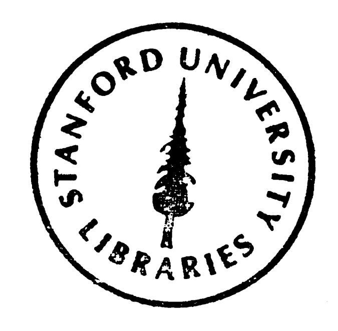
Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

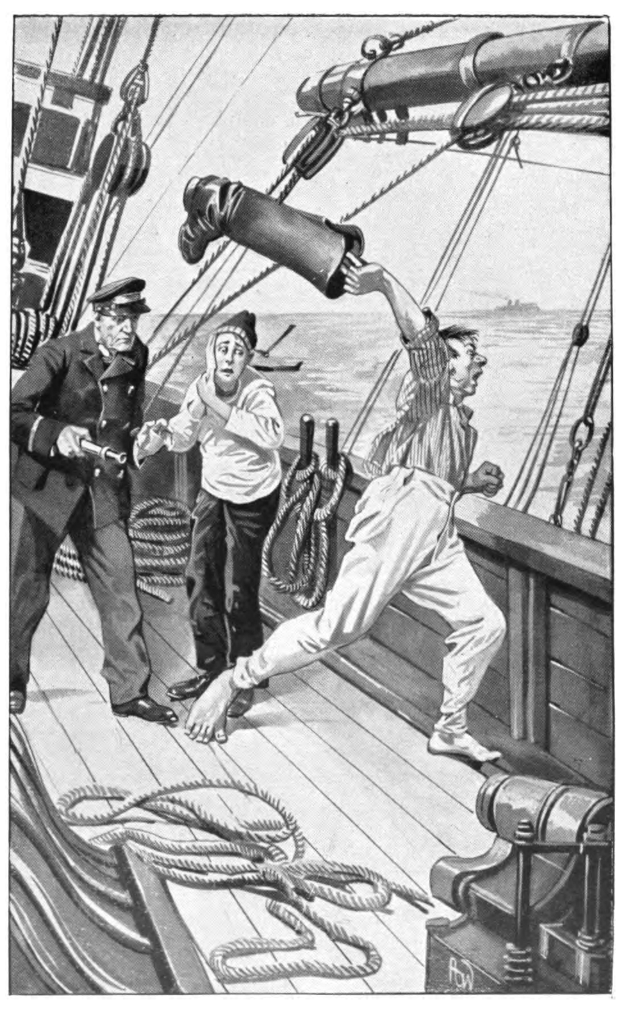
ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
▫ wo obige Plakate ausliegen. ▫

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Die Seestiefel“ von Wilhelm Kelbe.
(S. 15)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Zweiter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ∴ Berlin ∴ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis



Die Seestiefel

Humoreske von Wilhelm Kelbe

Mit Bildern von Adolf Wald (Nachdruck verboten)

„Wacht zur Koje!“ rief der erste Steuermann vom Achterdeck der Bark „Karl Georg“.

„Wacht zur Koje!“ echote es von vorn zurück, wo die Mannschaft, noch in Seestiefeln und mit den Südwestern auf den Köpfen, beschäftigt war, das Tauwerk aufzuklaren, das vom Segelsetzen her in wirrem Durcheinander an Deck herum lag. Nach mehrtägigem Sturme war der Wind plötzlich zu einer mäßigen Kühlde abgeflaut, während das Barometer stieg, so daß man nicht nur die Reffen aus den Marssegeln hatte nehmen können, sondern auch noch schleunigst Bramsegel, Stagsegel sowie Klüver und Besan gesetzt hatte, um dem Schiff mehr Fahrt zu geben. Eine mächtige Dünung stand von Steuerbord her und ließ die Bark auch jetzt noch so schwer überholen, daß zeitweilig alles an Deck, was nicht niet- und nagelfest oder sicher gepurrt war, unaufhaltsam nach Lee unter die Schieren rutschte und die Mannschaft Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Die Leute von der Wache des ersten Steuermanns hingen deshalb ziemlich eilig die letzten Buchten der Enden, die sie gerade in der Hand hatten, auf die Belegenägel und verschwanden dann im Logis. Ihre Wache war vorüber, und sie krochen, nachdem sie sich des durchnäßten Zeugs entledigt hatten, voll Behagen in ihre Kojen und steckten vor allen Dingen den Tröster in allen Nöten, den Kalkstummel, in Brand.

Steuermann Bullrich blieb noch eine Weile an der Reling des Achterdecks stehen. Er hielt seine dicke Nase nach Luv, dann nach Lee und hob sie endlich nach der Windfahne im Besantop. Dann spuckte er befriedigt

sein Primchen über Bord und balancierte sich über das glatte Deck achteraus nach dem Kajüteneingang. Dort ließ er seine hundert Kilo mit Wucht auf die eine der neben dem Skylight angebrachten Bänke fallen, streckte die langen Beine mit den kniehohen Seestiefeln weit von sich.

„Madla, wo steckst du!“ brüllte er.

„Jawohl, Steuermann!“ antwortete eine jugendliche Stimme von unten her, und gleich darauf polterte jemand die Kajütentreppe herauf, und der Kopf eines Jungen wurde über der Treppenkappe sichtbar.

Die flotte schottische Mütze mit flatternden Bändern, die der Junge auf dem Kopfe hatte, stach sehr gegen sein bleiches Gesicht und die trüben Augen ab. Diese sprachen deutlich von den Leiden eben überstandener Seekrankheit, einen angstvollen Blick warf der vielleicht Sechzehnjährige nach dem gefürchteten „Ersten“, dann atmete er erleichtert auf.

Der Gestrenge pfiff. Das war ein gutes Zeichen.

„Herr Steuermann haben gerufen —“

„Jawohl, Herr Steuermann haben gerufen!“ machte der Dicke dem hochdeutsch sprechenden Jungen nach. „Nu komm mal her, du badenländscher Döskopp, un help mi ut mien Seesteebeln rutter!“

Eilfertig sprang Madla — auf den Spitznamen hatte ihn die Hamburger Mannschaft getauft — an das langausgestreckte Bein des Steuermanns heran, packte eifrig die Spitze und Ferse des klotzigen Seestiefels und zog aus Leibeskräften, während der Träger des ledernen Ungeheuers sich mit beiden Händen an seinem Sitze festhielt.

Erst wollte der Stiefel nicht. Dann, als das Schiff gerade schwer nach Lee überholte, gab er plötzlich nach, und Junge und Stiefel flogen bis nach den Speigatten.

„Jung, wo wullt du mit mien Seesteebel hin?“ rief lachend Steuermann Bullrich hinterher.

Madla rappelte sich aus dem Schwall Seewasser



in die Höhe, der beim Überholen der Bark durch Klusen und Speigatten an Deck geschossen war, und kam beim nächsten Überholen nach Luv mit dem Stiefel wieder auf den Steuermann zugeflogen.

„Hal wiß, mien Jung, so'n Eel hätt dat nich!“

griente der und nahm ihm den Stiefel ab, während er das andere Bein in die Höhe reckte. „So nu mal den annern!“

Der Junge spannte sich vor den linken Seestiefel. Und wieder zog er, bis er puterrot im Gesicht war und die Schweißtropfen von seiner Stirn rannen. Diesmal jedoch vergebens. Aber als eine mächtige Woge heranrollte und das Schiff sich mit einem förmlichen Ruck auf die Seite legte, da verlor Bullrich, der mit einer Hand den rechten Seestiefel an die Brust drückte, seinen Halt mit der anderen, und Steuermann, Seestiefel und Junge sausten über das Deck bis hinter die Belegpoller. Dort blieben sie zwischen allerhand Tauwerk sitzen, während das beim Schlingern des Schiffes hin und her schießende Wasser den körperlichen Schwerpunkt beider gehörig einfeuchtete.

Am Ruder stand Hein Breetsnut. Als er die beiden zwischen den Tauenden sitzen sah, kam ihm das so spaßig vor, daß er vor Lachen laut jauchzte und dabei um ein Haar über das Rad geflogen wäre. Denn eine zweite Riesenwoge prallte gegen das Schiff und riß mit furchtbarer Gewalt an der Ruderkette. Der brave Hein verschluckte den Rest seines Lachens und sein Priemchen vor Schreck und stemmte sich aus Leibeskräften gegen die Speichen — glücklich ging so diese Gefahr vorüber.

Dafür aber kam der erboste Bullrich, der mittlerweile sein Bein Madlas Griff entwunden hatte, auf einem Socken drohend angehumpelt und schnaubte mit einem Blick auf den Kompaß: „Drei Strich von 'n Kurs av, je ollen Schlappsack! Keek na'n Kompaß un lat sin dreckige Snuut nich annerwegens spazieren gan! Verstaht jee me?“

„Jawoll, Stürmann,“ beschwichtigte Hein, der

schluckend und pustend am Rade drehte, um das Schiff wieder auf den Kurs zu bringen. „Man nix för ungut, Stürmann; ick kunnt warrachtig nich helpen!“

„Ach wat, nich helpen! So'n ollen Kierl!“ Steuermann Bullrichs gute Natur kam schon wieder zum Durchbruch. „So geiht he good,“ setzte er befriedigt hinzu, als er gewahrte, daß Kurs anlag. „So lat em man gahn! — Komm, Madla!“ wandte er sich dem Jungen wieder zu, der wartend dastand, „nu streng di mal tüchtig an, dat de Spaß en End hätt. Runner mit!“

Und diesmal glückte es. Madla hielt gleich darauf triumphierend den zweiten Stiefel in die Höhe, während Bullrich merklich erleichtert die wollenen Socken von den schmerzenden Füßen zog und seine Hühneraugen zärtlich befühlte. Madla sah mit gebührender Teilnahme zu.

Nachdem Bullrich sich überzeugt hatte, daß keines seiner Schmerzenskinder fehlte, wandte er seine Aufmerksamkeit den Stiefeln zu. Der Schaft des einen war inwendig feucht geworden. „Gah mal bi, un stapp mi den Schaften mit Boomwoll vull, un wenn du nich genoog hast, dann nimm Papeer dertoo!“

Baumwolle hatte Madla eine ganze Menge, denn der „Karl Georg“ hatte Baumwolle geladen, und da bildete diese ein billiges Mittel für allerhand Bedarfszwecke an Bord. Er sprang also schnell hinunter und stopfte in den Stiefel, was er in Kisten und Kasten an Baumwolle fand, dazu alte Zeitungen und was ihm sonst noch in der Eile in die Hand kam. Nach fünf Minuten konnte er Bullrich die Stiefel vorweisen, so rund wie genudelt.

„Bueno,“ schmunzelte der befriedigt. „Un nu paß mal up, Jung, wat ick di segg. Sühst du dat Kabelgarn?“

Dabei zog er ein Kabelgarn aus seiner Jacke und hielt es dem Jungen vor die Augen. „Det nümmst du und bind'st mi jeden von mien Steebeln hier achter in't Besanswant fast — verstahn? — Du nimmst diese



Schnur, un damit bindest du die Seestiefeln da an die Strickleiter fest!“ übersetzte er seinen Befehl der Sicherheit halber ins Hochdeutsche.

„Jawohl, Herr Steuermann!“ versicherte Madla.

„Bueno,“ fuhr Bullrich fort. „Denn tu dat mal!“

Der Junge nahm Seestiefel und Kabelgarn und hatte bald die Stiefel unten im Want festgemacht, so daß sie mit dem Überholen des Schiffes lustig nach außenbord schwangen und die Brise gerade recht schön in ihre langen Schachten hineinblasen konnte.

„Büst en ganzen Kierl, Madla,“ freute sich Bullrich, der aufgestanden war und des Jungen Knoten auf ihre Festigkeit prüfte. „Un nu krieg di mal dien Putzkasten her, un putz du mi all dat Kuppergeschirr hier up Achterdeck — de Kompaßkuppel, de veer Bollerköpp un beede Kajütsfenster, un darbi giewst mi good Obacht up mien Seesteebeln, versteihst mi, bit se drög sin! — Wat schallst tun?“

„Ich soll die Kompaßkuppel, die Bollerköpfe und die Stäbe vor den Kajütenfenstern putzen und dabei auf Ihre Stiefeln aufpassen, bis sie trocken sind, Herr Steuermann.“

„Richtig, mien Jung, richtig! Nu paß mi good up, un Glock twelven röppst du mi — verstahn?“

„Jawohl, Herr Steuermann!“

Madla holte seinen Kasten mit Putzstein und Lappen und machte sich an die Arbeit, während Bullrich den jetzt von vorn kommenden zweiten Steuermann über Kurs, zu verrichtende Arbeiten und so weiter verständigte und ihm auftrug, bei einer Veränderung des Wetters oder einem Umgehen des Windes den Kapitän zu wecken. Dieser war mehrere Tage nicht zur Koje gekommen und darum gleich nach dem Segelsetzen schlafen gegangen.

Dann verschwand auch Bullrich mit einem letzten Blick über das Deck und auf seine hin und her baumelnden Seestiefeln in der Kajütskappe.

Madla, der bis dahin eifrig auf einem der messingbeschlagenen Bollerköpfe herumgerieben hatte, machte

erleichtert eine Pause. Der Zweite war wieder nach vorn gegangen, um mit seiner Wache ein losgekommenes Wasserfaß festzupurren. Madla konnte sich also erst einmal besinnen. Es war aber weniger die Arbeit des Kupferputzens, die ihm Gedanken machte; vielmehr beschwerte sein Herz die Sorge um die Stiefeln des Steuermanns. Er wußte, daß sie zu den wertvollsten Kleinodien des alten Bullrich gehörten, für die dieser eine geradezu zärtliche Fürsorge an den Tag legte, wie etwa ein Pferdekenner für ein paar besonders kostbare Gäule.

„So 'n Paar Seesteebeln giewt dat in ganz Hamborg nich wedder," pflegte er mit Stolz zu behaupten, „de hätt mi de olle Grotjan makt, de eenzige Schuuster, de Seesteebeln maken kunn, un de is nu all lang tot!"

Haltbar sahen sie aus, und wuchtig waren sie, das wußte Madla aus Erfahrung, denn Steuermann Bullrich konnte zuweilen grob werden, und dann kam's ihm nicht darauf an, dem Jungen mal einen kräftigen Tritt „vör den Achtersteven" zu geben.

Daran dachte Madla jetzt, als er die beiden im Want hängenden Stiefel sinnend betrachtete, wie sie mit dem heftigen Schlingern der Bark hin und her schlugen, Bogen beschrieben und sich im Kreise drehten in ununterbrochener Folge. Würde der dünne Strick, wie Madla das Kabelgarn unseemännisch nannte, das Gewicht der Seestiefeln halten? Aber Bullrich hatte ja selbst die Haltbarkeit geprüft.

Madla nahm beruhigt seinen Putzlappen wieder auf und rieb weiter aus Leibeskräften auf den Messingbeschlägen herum, bis sie blitzten und blinkten. Dann machte er sich an das Kompaßhäuschen. Hein stand noch oben am Ruder. Er war einer der wenigen Matrosen, die für den „Oberländer Jungen" — Madlas

Wiege stand in Österreich — einiges Mitgefühl zeigte, während die übrigen ihn bei jeder Gelegenheit hänselten. Und zwischen ihm und Madla entspann sich denn bald eine muntere Unterhaltung. Im Flüsterton natürlich, denn Unterhaltung mit dem Rudersmann ist streng verboten, und die Kajütenfenster standen weit offen.

Der Junge teilte Hein seine Bedenken wegen des Kabelgarns mit.

Doch der lachte. „Mak di man keen Sorgen, Jung — so 'n Kabelgarn hält een ganz Teel mehr; un wenn't afrit, dunn ist dat nich dien Schuld!"

Letzteres war zwar nur ein schwacher Trost für Madla, aber er gewann doch mehr Zutrauen zur Haltbarkeit des Kabelgarns. Wenn er jetzt die Stiefeln einmal besonders wild durcheinander pendeln sah, verursachte ihm das kein Herzklopfen mehr.

Um elf Uhr wurde Hein vom Ruderposten abgelöst. Madla beeilte sich, um mit dem Putzen der Kuppel zu Ende zu kommen, denn nun war Tetje Knüppeldicks am Ruder, und der war ihm nicht gewogen. Ihm, einem richtigen „Hamburger Bumann", hatte er auch seinen Spitznamen „Madla" zu verdanken.

„Mak, dat du hier wegkömmst!" war denn auch gleich das erste Wort Tetjes.

Der Junge packte eilig seine Lappen zusammen und machte sich an das Putzen der Fensterstäbe am Kajütenoberlicht.

Sobald er den Steuermann geweckt hatte, mußte er Anstalten für das Mittagessen treffen, das der Kapitän und Bullrich zusammen einnahmen. Madla war deshalb in Gedanken schon mit der schwierigen Aufgabe beschäftigt, die volle Suppenterrine von der Kambüse glücklich über das schwankende Deck bis an den Kajütentisch zu bringen.

Mitten in seinen Gedankengang hinein gellte da plötzlich der Ruf Tetjes: „Dar geiht he hin!"

Voll ahnenden Entsetzens sah Madla nach dem Besanswant — ein Stiefel war fort! Und als er mit versagendem Atem den Matrosen hilflos anstarrte, rief der mit höhnischem Grinsen: „Über Bord is he, du Döskopp!"

Da schrie Madla, von jäher Angst erfaßt, heulend in die Kajüte hinunter: „Steuermann, Herr Steuermann — ein Stiefel ist über Bord!" — und stürzte händeringend über die Treppe vor die Koje des verstört emporfahrenden Bullrich und jammerte: „Oh, Herr Steuermann, ich kann ja nichts dafür, das Kabelgarn ist doch abgerissen, und ein Stiefel ist über Bord!"

„Wat!" Mit einem Satze war der Steuermann aus der Koje und stürmte in Hemd und Unterbüxen an Deck, Madla halbtot hinterher. Nur einen Blick warf Bullrich auf das Want, wo neben dem linken Seestiefel ein abgerissenes Endchen Garn trauerte, dann packte er zornentbrannt den unglücklichen Madla mit seinen beiden Riesenfäusten an den Ohrwascheln und schrie: „Du Satansjung, ick riet di dien Ohren aw, Donnerslag infamigter! Hew ick di an Deck stellt, dat du mi mien Seesteebeln über Bord gahn laten schallst?"

Und bei jedem Satze riß und schüttelte er an den Ohrlappen des schreckensbleichen Madla, während er rechts und links abwechselnd mit den bloßen Füßen dem Jungen eins zu versetzen suchte.

Da kam, von dem Lärm aufgeschreckt, glücklicherweise der Kapitän an Deck. „Was geht denn hier vor, Steuermann! Zum Henker noch einmal, lassen Sie doch den Jungen los! Sie sind wohl nicht bei Trost, den Bengel so zu malträtieren!"

In dem wettergefurchten Gesicht des Kapitäns Stöwer malten sich Erstaunen und Entrüstung.

Madla entwischte den fürchterlichen Tatzen Bullrichs, während dieser zornbebend hervorstieß: „Wat los is — da kieken S' mal hin, een von mien Seesteebeln hätt dat damelige Tier över Bord gahn laten — too 'n Donnerweer noch mal!“ — und in neu erwachender Wut sprang er an das Want, riß mit einem Ruck den zweiten Seestiefel ab und begann mit dessen Schaft Madla um die schon krebsroten Ohren zu hauen.

„Halt, Steuermann — nun ist's genug!“ Damit trat der alte Stöwer, der jetzt die Sachlage erfaßte, dem Wütenden entgegen und hielt ihn am Arm fest. „Was in aller Welt kann der Junge dafür, daß Ihr Seestiefel über Bord geht, wenn das Kabelgarn abreißt! Ist der Junge überhaupt dafür da, daß er auf Ihre Stiefel aufpaßt? Schämen Sie sich doch, ein halbes Kind so zu behandeln!“

„Ok noch! Na ja — wenn See dat Krät noch in Schutz nehmt, Kaptain, dunn hew ick allerdings nix mehr to seggen!“ schnaubte Bullrich. „Un dunn kann mientwegen,“ setzte er grimmig hinzu, „de annere Steebel ok noch toon Düwel gahn“ — und wupp schleuderte er mit mächtigem Schwunge diesen weit in die wogenden Wellen hinaus*).

Kapitän Stöwer und Madla folgten verblüfft mit den Augen dem Stiefel, wie er auf das Wasser aufklatschte und dann — gerade als ob er adieu winkte — mit dem hin und her wiegenden ausgestopften Schafte davontrieb.

Tetje Knüppeldick am Ruder bekam plötzlich bei dem Anblick einen schweren Hustenanfall.

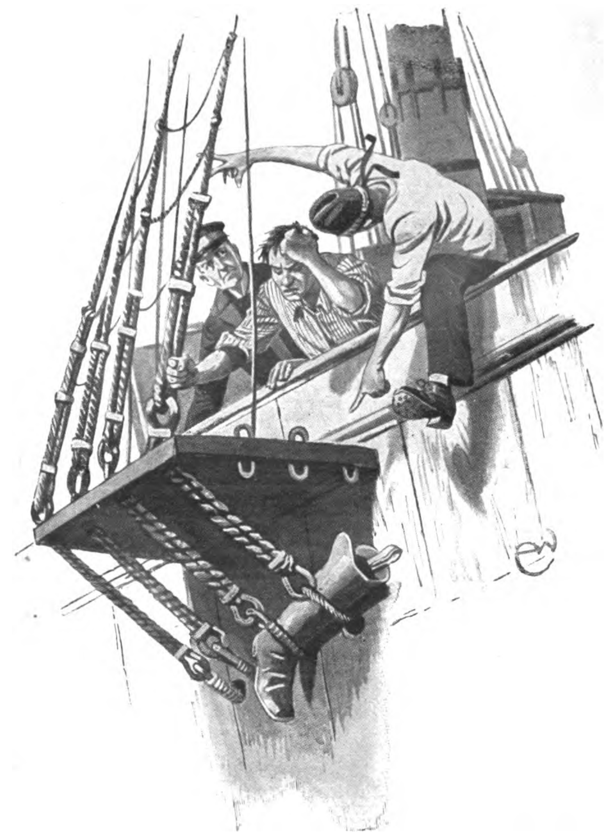
„Na, Steuermann,“ unterbrach der Kapitän zuerst das Schweigen, „nehmen Sie mir's nicht übel, aber

*) Siehe das Titelbild.



Sie sind doch ein gar zu jähzorniger Mensch. Das war nun doch eben nicht nötig.“

Bevor Bullrich antworten konnte, stieß jedoch Madla,



der trübselig nach dem Want geschlichen war und über Bord gesehen hatte, abermals einen lauten Schrei aus, und man wußte nicht recht, war es Schreck oder Freude, was daraus zitterte. Dann streckte er die Rechte

mit gespreizten Fingern gegen den Steuermann und rief aufgeregt: „Oh, Herr Steuermann, da ist er ja!“

Dabei starrte er mit weitaufgerissenen Augen an die Reling.

Sowohl Kapitän Stöwer wie Bullrich eilten verwundert herzu und folgten dem Blicke Madlas.

Und da lag, fest zwischen die Rüsten und die Schiffswand außenbords eingeklemmt, Steuermann Bullrichs erster Seestiefel.

Madla stand wie versteinert und sah Bullrich an, als ob er erwartete, nun mindestens von ihm gefressen zu werden, und auch der Kapitän beobachtete besorgt seinen Ersten. Doch dessen Zorn war gebrochen. Er schlug sich bloß mit der flachen Hand vor die Stirn und sprach die großen Worte: „Schlaa' di vorn Kopp un segg du büst een Oß!“ — Dann kletterte er stumm und geknickt unter Deck, um endlich seine Toilette zu vervollständigen, während Madla den Gegenstand der ganzen Aufregung auf Geheiß Stöwers aus seinem Versteck befreite.

* * *

Knapp sechs Wochen dauerte es, dann sichtete man auf dem „Karl Georg“ eines Abends das Leuchtfeuer von Charleston. Die letzten Wochen der Reise hatten günstigen Wind gebracht und waren bei gutem Wetter ereignislos verlaufen. An Bullrichs Verlust hatte nichts mehr erinnert, als der trübe Blick, mit dem der Steuermann oftmals während seiner Wachen über den Ozean blickte, nach der Richtung hin, wo sein Stiefel verschwunden war.

Als man jetzt bei Einbruch der Dunkelheit der Küste näher kam, tauchte unweit auch schon das Signal des Lotsenschoners auf. Und der „Karl Georg“ ant-

wortete und drehte bei, um den Lotsen an Bord zu nehmen. Dann ging die Fahrt mit kleinen Segeln weiter bis dicht vor den Hafen, und noch vor Tagesanbruch hatte einer der schmucken, adlergezierten Schlepper die Bark an den Pier des Baumwollehafens gebracht.

Dort machte eben ein großer englischer Dampfer fest, der von Southampton eingetroffen war. Auch der „Karl Georg" war bald vertaut, und dann ließ Kapitän Stöwer seine Leute bis auf die Deckwache zur Koje gehen. Nichts störte die Ruhe der Nacht.

Die Mannschaft hatte eben am nächsten Morgen kaum unter Bullrichs Leitung mit dem Waschen des Achterdecks begonnen, da sammelten sich an dem Pier eine Masse von Leuten, die mit unverkennbarem Erstaunen die kleine deutsche Bark von vorn bis hinten musterten, lebhafte Bemerkungen austauschten, die Köpfe schüttelten und nach echter Yankeeart um sich spuckten — kurz sich so sonderbar gebärdeten, daß Bullrich in seiner wichtigen Tätigkeit des Nachspülens innehielt und erstaunt meinte: „Wat hett denn dat malle Pack dar dröben eegentlich?"

Und im selben Augenblick kam ein flotter, kleiner Maultierwagen langseit gefahren. Der darin sitzende elegante Herr warf dem schwarzen Groom die Zügel zu, sprang ab und kam mit schnellen Schritten über den Landungssteg.

„Kiek, dar kömmt der dütsche Konsul!" raunte Tetje, indem er den eifrig vor ihm schrubbenden Hein mit dem Absatz anpuffte.

„n' Morgen Steuermann! — Kapitän an Bord?" fragte der Ankömmling mittlerweile den zweiten Steuermann, der am Fallreep mit der Schlagpütze Wasser aufschlug.

Bevor dieser antworten konnte, trat Kapitän Stöwer selbst an Deck und rief überrascht: „Was sehe ich — schon so zeitig unterwegs, Herr Bauer? Grüß Sie der Himmel!“

„Willkommen, Kapitän!“ entgegnete der Angeredete, indem er auf Stöwer zuging und ihm herzlich die Hand schüttelte. „Also wirklich heil und gesund! Nun sagen Sie aber bloß, Kapitän, was sind denn das für Geschichten mit dem ‚Karl Georg‘, ganz Charleston ist ja voll davon?“

„Geschichten?“ — Stöwer sah den Fragenden verständnislos an. „Was ist denn los, Verehrtester?“

„Was los ist — hier sehen Sie mal her!“ Und der Konsul zog lachend eine Nummer des „Charleston Courier“ aus der Brusttasche, entfaltete sie und hielt sie dem Kapitän hin.

Auch Bullrich trat bei den letzten Worten des Konsuls hinzu, um einen Blick in die Zeitung zu werfen, während die Mannschaft aufhorchend im Kreise herumstand.

In großen, fetten Buchstaben prangten über einem längeren Artikel folgende Überschriften: „Schreckensbotschaft von der See! — Bremer Bark ‚Karl Georg‘ mit Mann und Maus gesunken! — Unseres alten Freundes, des Kapitäns Stöwer, letzte Reise!“

Langsam, mit ungläubigem Erstaunen las Stöwer diese Zeilen laut vor. „Na, das ist denn doch zu toll!“ rief er dann aus. „Wie kommen denn —“

„Nur weiter im Text, Kapitän,“ unterbrach ihn fröhlich Konsul Bauer.

Und Kapitän Stöwer las: „Der gestern abend von Southampton hier anlangende britische Dampfer ‚Heroic‘ überbrachte einen ebenso seltsamen wie traurigen Fund. Er hatte auf der Höhe der Azoren einen

Gegenstand aufgefischt, der sich als ein gegen das Sinken gesicherter Seestiefel erwies, den offenbar ein in höchster Todesnot befindlicher Seemann von der uns allen wohlbekannten Bremer Bark ‚Karl Georg‘ kurz vor dem Sinken des Schiffes mit einer letzten Botschaft den Wellen übergeben hatte. Denn in dem Stiefel befand sich wohlverwahrt zwischen Zeitungsblättern, folgendes Fragment eines Briefes, das in seinen kurzen Zeilen eine ganze Welt von Jammer und Tragik einschließt. Der Brief lautet in der Übersetzung wie folgt: ‚Auf hoher See, an Bord des „Karl Georg“. Innigst geliebte Eltern! Es ist alles aus! Das Schiff ist dem Untergang geweiht. Turmhohe Wellen brechen mit so fürchterlicher Gewalt darüber herein, daß es jeden Augenblick auseinanderbersten kann — wie lange noch, dann sinken wir hinunter auf den tiefen Meeresgrund, Tausende von Meilen fern von der Heimat. Der Sturm heult in den Masten sein fürchterliches Lied von Tod und Verderben — rings um mich ist ein Lärm, ein Getöse — ach, und ich fühle mich so elend, so sterbenselend. Und niemand ist da, der Eurem Sohne hilft, niemand selbst, der wenigstens den letzten Gruß Euch überbringen könnte, bevor Euer armer Willi —‘“

„Madla — der Kajütsjunge — so 'n Donnerslag!“

So tönte es rings im Kreise der Lauschenden, und Konsul Bauer lachte hell auf und setzte hinzu: „Also Ihr Junge, Kapitän, war das Karnickel? Gedacht habe ich es mir beinahe, als ich den Brief von der Redaktion holen ließ. Stil und Handschrift rühren entschieden nicht von einer befahrenen Teerjacke her. Hier ist das Machwerk übrigens.“

Dabei brachte er einen stark mitgenommenen Zettel zum Vorschein.

„Kein Zweifel, das hat der Junge geschrieben,“

rief Stöwer mit einem Blick auf die wenigen Zeilen. — „Willem!“

„Herr Kapitän!“ Der von der Kambüse herbeieilende Junge sah verblüfft den Kreis ihn musternder Gesichter auf



dem Achterdeck, Kapitän Stöwer ließ ihm aber keine Zeit sich zu verwundern.

„Sag einmal, mein Junge,“ begann er, indem er ihn lachend beim Kragen seines blauen Wollhemdes heranzog, „kennst du vielleicht diesen Zettel hier?“

„Ach — mein Brief!“ machte Madla verwundert

und wurde dann feuerrot. „Den hab' ich so lange gesucht!"

„So, so — und wann hast du ihn denn geschrieben? Wann war denn das, daß der ‚Karl Georg' unterging?"

„Ach, Herr Kapitän, das glaubte ich damals ja wirklich, als wir im Meerbusen von Biskaya gleich den schweren Sturm hatten und ich so schrecklich seekrank wurde," stotterte Madla verlegen. „Ich dachte, wir würden unbedingt versinken!"

Der Kreis rundum wurde von dieser Erklärung Madlas so erheitert, daß Kapitän Stöwer Ruhe gebieten mußte.

„Ja, aber wie kommt denn der Brief in den Seestiefel hinein, und wie kommt der Seestiefel über Bord?" fragte Konsul Bauer gespannt.

Da erklärten ihm denn der Kapitän und Bullrich den Sachverhalt, und von Madla erfuhr man noch, daß er in dem Bestreben, Bullrichs Seestiefel schnell zu füllen, aus Kisten und Kasten alle Baumwolle und alles Papier, dessen er habhaft werden konnte, in den Schaft hineingestopft habe und dabei wahrscheinlich auch seinen Brief.

Konsul Bauer lachte unbändig, als er den Zusammenhang erfuhr, und seine Heiterkeit übertrug sich auch auf Kapitän Stöwer und seine Steuerleute, als bald darauf alle zusammen in der Kajüte beim Frühstück saßen.

Und nicht nur an Bord des „Karl Georg" wurde gelacht, sondern am nächsten Tage lachte beinahe ganz Charleston, als die Geschichte vom verlorenen und wiedergefundenen Seestiefel mit zollhohen Überschriften in der Zeitung prangte. Da kamen nicht wenige Neugierige nach der kleinen Bark, um sich unter Aufopferung einer guten Zigarre vom Kajütsjungen die

Stiefelgeschichte erzählen und den weitgereisten Stiefel zeigen zu lassen.

Letzteren hatte Tetje, dem sich mehrere Kameraden anschlossen, gleich am ersten Abend auf Befehl Bullrichs von der Redaktion abgeholt. Da Bullrich einen ganzen Dollar für den Zweck spendiert hatte, geschah das Überbringen in feierlichster Weise nach einem gehörigen „Begießen“ des Stiefels in der nächsten Kneipe. Tetje marschierte mit dem an einen alten Besenstiel gehängten Ungeheuer voran, seine Maaten im Gänsemarsch, stumm und mit ausgestrecktem Finger darauf hinweisend, hinterher — zum Gaudium des Charlestoner Publikums.

Unweit des Hafens strandete leider der ganze Zug noch an einer feuchten Ecke und kam gegen Mitternacht so beschmort an Bord, daß zu des Steuermanns großem Schrecken keiner mehr wußte, wo der Stiefel geblieben war.

Bullrich fand ihn erst am nächsten Morgen beim Auspurren an Tetjes rechtem Bein, an das ihn dieser in einem erleuchteten Augenblicke über den eigenen Stiefel hinweg angezogen hatte, um ihn nicht zu verlieren.

Als Bullrich sein Kleinod erblickte, wurde er ganz gerührt, und mit den Spuren einer Träne im Auge murmelte er: „Mien lüttjen Seesteebel!“



Die Wage des Rechts
Roman von Friedrich Jacobsen

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Es war das Unglaubliche geschehen, man hatte Herta Maleck verhaftet, und die Zeitungen beeilten sich, diese pikante Nachricht ihren Lesern brühwarm aufzutischen, mit allen Einzelheiten, die so ungeheuer interessant sind, wenn es sich um ein Mitglied der sogenannten Gesellschaft handelt, um eine junge Dame obendrein.

Auf dem Stettiner Bahnhof war es gewesen, gerade in dem Augenblick, als sie im Begriff stand, nach ihrem ererbten Gut Erlensee abzureisen, oder, wie ein Reporter schrieb, nach der russisch-polnischen Grenze, denn die Abreise wurde natürlich schon zu einer Flucht gestempelt, und man gratulierte der Behörde, daß sie noch im allerletzten Augenblick energisch zugegriffen habe.

Sie sollte übrigens merkwürdig gelassen gewesen sein, diese angebliche Mörderin. Man hatte natürlich einige Rücksicht auf Geschlecht und Stellung genommen und die Polizeihelme weggelassen; der Kriminalkommissar Böhm war im unauffälligsten Zivil im Wartesaal des Bahnhofs erschienen, hatte sich in Hertas Nähe gesetzt, ein Gespräch mit ihr begonnen und sich endlich mit der Bitte vorgestellt, ihn an ein bereitstehendes Auto zu begleiten.

Herta hatte ebenso höflich erwidert: „Das bedeutet wohl einen längeren Aufschub meiner Reise, Herr Kommissar. Ich muß zugeben, daß einige Verdachtsmomente gegen mich vorliegen, die der Aufklärung bedürfen, und ich danke Ihnen für die diskrete Form, in der Sie Ihre Pflicht erfüllen. — Übrigens wäre ich jederzeit auf meinem Gute zu finden gewesen.“

Das Auto war natürlich geschlossen, und die beiden jungen Leute fuhren nebeneinander wie zwei gute Kameraden nach Moabit. Herta machte nicht den geringsten Versuch, ihre Lage durch Fragen aufzuklären. Sie hatte den Schleier über das reizende Reisehütchen zurückgeschlagen und plauderte ganz unbefangen, wie schwer es ihr eigentlich geworden sei, aus dem schönen Berlin fortzugehen.

„Erlensee liegt ziemlich einsam," sagte sie. „Ich bin als Kind ein paarmal dort gewesen, und dann nicht wieder. Eine Heimat wird es mir niemals werden, aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, geht die Pflicht der Neigung vor."

Dem früheren Offizier wurde es schwül in der Nähe des schönen Mädchens. Er hatte immer das weibliche Geschlecht verehrt, er war an ritterliche Formen gewöhnt, und heute begegnete es ihm zum ersten Male, daß er mit einer wirklichen Dame amtlich in Berührung kam. Er vermied es, ihr in die Augen zu sehen.

Als Herta das bemerkte, sagte sie freundlich: „Ich zürne Ihnen ganz und gar nicht, Herr Böhm. Mein Gott, es muß ein schwerer Beruf sein, den Sie sich ausgesucht haben. Aber die Irrgänge des Lebens sind so dunkel und seltsam, daß niemand sich beklagen darf, wenn er von ihnen umstrickt wird."

Und dann reichte sie ihm die Rechte, von der sie den Handschuh entfernt hatte, und er wäre fast der Versuchung unterlegen, diese feinen, schlanken Finger an seine Lippen zu drücken.

Aber er tat es lieber doch nicht. —

Eine Stunde später stand Herta vor dem Untersuchungsrichter.

Der Landgerichtsrat Piscator hatte sich seinerzeit geweigert, einen Haussuchungsbefehl zu erlassen, und

Hans Jochens Verschwinden bestärkte ihn noch in seinem Verdacht gegen diesen unsicheren Kantonisten; aber als Frau Mary ihm ihre Beobachtungen mitteilte, mußte er doch den Haftbefehl ausfertigen, so sehr diese Anklage auch gegen seine Überzeugung ging.

Im übrigen hatte er sich die Taktik der Überraschung vorgenommen, die Frauen gegenüber am wirksamsten zu sein pflegt, und als Herta kaum Platz genommen hatte, griff er unter einen Haufen Papiere und brachte den Revolver zum Vorschein, den man in der Nähe der Leiche gefunden hatte.

„Kennen Sie diese Waffe, Fräulein Maleck?“

Sie wollte das Ding in die Hand nehmen, aber da kam die Vorsicht des alten Herrn zum Durchbruch, und er machte eine warnende Bewegung.

„Achtung, mein Fräulein, der Revolver ist geladen!“

Herta lächelte. „Keine Sorge, Herr Rat, ich weiß mit so was Bescheid. Nein, dieses Prachtexemplar ist mir unbekannt. Ich würde mich schämen, es gekauft zu haben. Ich besitze allerdings einen Revolver von gleichem Kaliber, aber der ist solid gearbeitet und mindestens zehnmal mehr wert.“

Piscator stutzte. „Sie geben also zu, dieses für eine Dame etwas ungewöhnliche Gerät zu besitzen?“

„Aber gewiß — warum auch nicht? Es ist ein Erbstück von meinem Vater, ein sehr liebes Andenken — ich habe in Warschau nicht selten damit nach der Scheibe geschossen. Sie werden ja doch meine Sachen untersuchen, Herr Rat, die Waffe liegt ganz unten in dem größeren Koffer — neben der Munition.“

„Ist die auch geerbt?“ fragte er mißtrauisch.

„Nein, denn sie war längst verschossen, als ich nach Berlin kam. Ich habe sie hier ergänzt, aus einer Waffenhandlung in der Jägerstraße.“

„Warum?“

Herta blickte erstaunt auf. „Was soll mir denn die leere Waffe nützen? Ich kam oft spät nach Haus aus dem Konservatorium, oder sonst wo her, und der Tiergarten gilt nicht als besonders sicher. Da trug ich sie bisweilen im Muff.“

Piscator nahm den Revolver an sich und entlud ihn vorsichtig. „Fräulein Maleck, dieser Revolver wurde in der Nähe der Leiche Ihres Oheims im Laub gefunden.“

Sie nickte. „Ich hab' es in der Zeitung gelesen, Herr Rat.“

„Und die Patronen tragen denselben Firmenstempel wie die, die sich in Ihrem Besitz befinden.“

Das junge Mädchen blickte verwundert auf und schüttelte leise den Kopf. „Ich begreife zwar nicht, woher Sie das wissen wollen, aber es mag ja wahr sein, ich will das gar nicht bestreiten. Was folgt daraus? Daß der Zufall hier eine jener Rollen gespielt hat, wie sie alltäglicher nicht gedacht werden können, denn ein Firmenstempel ist doch wahrhaftig keine Rarität, wegen der man ein scharfpeinliches Verfahren eröffnen muß!“ Sie atmete etwas schneller und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Wir wollen doch endlich einmal offen reden. Also ich soll meinen Oheim ermordet haben — natürlich um ihn zu beerben, denn ein anderer vernünftiger Grund läßt sich doch nicht denken. Es ist ja ein entsetzlicher Verdacht, man könnte darüber wahnsinnig werden, aber ich will ganz ruhig bleiben, sonst dreht man mir aus der Erregung einen Strick. Ich soll die Tat im Tiergarten vollbracht und die Waffe von mir geworfen haben, denn die Zeitung schreibt ja, sie hätte einige Schritte entfernt im Laub gelegen. Aber dann müßte ich ja zwei Revolver besessen haben, wie ein richtiger Räuberhaupt-

mann, denn meinen eigenen werden Sie unter meinen Sachen finden. Ich kann ihn nicht von hier aus hineinzaubern. Und außerdem müßte ich ja blödsinnig sein, Herr Rat, denn wer einen Selbstmord vortäuschen will, der legt doch die Waffe sichtbar neben die Leiche, und nicht ein Stück davon in Laub und Erde. Oder wer das kalte Blut hat, einen Mord zu begehen, der wird nicht hinterdrein so sinnlos sein, daß er die Mordwaffe von sich schleudert, sondern er nimmt sie mit und entledigt sich ihrer in einem unbewachten Augenblick."

Der Untersuchungsrichter hatte ganz gelassen zugehört und nickte ein paarmal mit dem grauen Kopf. Dann sprang er plötzlich ab. „Wo waren Sie am Abend vor dem Tode Ihres Oheims, Fräulein Maleck?"

Herta schien sich bewußt zu werden, daß mit dieser Frage der Hauptpunkt berührt wurde. Sie richtete sich plötzlich auf und sah dem alten Herrn gerade in die Augen. „Ich war im Königlichen Opernhaus, Herr Rat — in der Walküre."

„Man will Sie dort nicht gesehen haben."

„Das ist möglich. Ich saß im Parkett."

„Welche Nummer?"

Herta dachte einen Augenblick nach. „Ich glaube, es war Nummer 221; genau weiß ich das aber nicht mehr."

„Sie kennen die Kassiererin?"

„Oberflächlich."

„Auch die will sich Ihrer nicht entsinnen."

„Herr Rat," sagte Herta lächelnd, „ich sehe, man hat sich viel Mühe gegeben. Aber ich kaufte das Billett vor dem Opernhause von einem der Händler. Es ist ein alter Graubart, den ich sofort wieder erkennen würde."

Der Untersuchungsrichter machte sich eine Notiz. „Gut, das läßt sich feststellen. Die Vorstellung war um elf Uhr aus?“

„Ich glaube etwas später.“

„Nein, das ist bewiesen. Um halb eins kamen Sie in einem Auto heim. Wo sind Sie die anderthalb Stunden gewesen, Fräulein Maleck?“

Herta schüttelte verwundert den Kopf. „So lange kann es nicht gewesen sein, Herr Rat — das ist kaum möglich. Allerdings — zunächst währte der Kampf um die Garderobe sehr lange — Sie wissen ja, wie das geht. Dann war kein Fuhrwerk mehr vorhanden, und ich begab mich auf die Suche. Zunächst bis zum Café Bauer, dann in die Friedrichstraße hinein. Ich bin sehr lange gegangen — Droschken und Auto waren alle besetzt. Endlich, in der Nähe des Belle-Alliance-Platzes traf ich ein leeres Auto und fuhr damit nach Hause.“

„In der Zeit hätten Sie das auch zu Fuß machen können, Fräulein Maleck.“

„Gewiß, aber man hat sich das nun einmal in den Kopf gesetzt; und dann — bei Nacht fürchte ich mich vor dem Tiergarten.“

„Trotz Ihres Revolvers?“

Sie lächelte über die kleine Falle, die man ihr stellte und schüttelte den Kopf. „Oh, Herr Rat — der lag zu Hause. Den führe ich doch nicht immer bei mir — namentlich nicht, wenn ich ins Theater gehe.“

Das Verhör schien zu Ende, Piscator diktierte das Protokoll und entließ den Sekretär. Dann kam er hinter seinem Schreibtisch hervor und stellte sich dicht vor Herta.

„Fräulein Maleck,“ sagte er, „es tut mir aufrichtig leid, aber bis das alles aufgeklärt ist, kann ich Ihre

Abreise nicht gestatten. Die hoffentlich kurze Untersuchungshaft soll so milde wie nur möglich gehandhabt werden, und wenn Sie mir Ihre etwaigen Wünsche anvertrauen wollen —“

Sie schien nicht sonderlich überrascht zu sein und sah den alten Herrn ruhig an. „Welche besonderen Wünsche meinen Sie, Herr Rat?“

„Nun, ich kann mir kaum vorstellen, daß eine junge Dame wie Sie ganz unberührt von jenen Gefühlen geblieben wäre, die uns alle in der Jugend beherrschen. Ich spreche von der Liebe, Fräulein Maleck, und von dem natürlichen Schutz, den wir in der Person des Geliebten erhoffen. Wenn ich Ihnen darin behilflich sein kann —“

Herta errötete bis an die Haarwurzeln und schlug die Augen nieder. „Sie irren sich, Herr Rat —“

„Dann bitte ich wegen meiner indiskreten Frage um Verzeihung. Aber ich wurde durch besondere Erwägungen dazu verleitet. Wer sich bedenkt, eine vorteilhafte Ehe einzugehen, obwohl das große Erbe davon abhängig gemacht wird —“

Er trat fast erschrocken einen Schritt zurück, denn der Blick, mit dem Herta ihn übersprühte, loderte von Haß und Verachtung. „Nun verstehe ich alles!“ sagte sie mit zornbebender Stimme. „Ich war von Spionen umgeben, die einzige Frau, der ich mein Vertrauen schenkte, hat mich belauscht, mein Eigentum durchwühlt und mich schließlich vor den Richter geschleppt. Jawohl, mein Herr, es ist mir der unwürdige Vorschlag gemacht worden, meine Hand einem unbekannten Manne zu reichen, und man hat mir goldene Berge dafür versprochen; aber ich sträubte mich nicht, weil ich einen anderen im Herzen trage, sondern ich will mich nicht als Ware behandeln lassen und meine Frei-

heit behalten — auch hinter den Gitterstäben des Gefängnisses!“

Sie ließ sich abführen, und noch an demselben Tage konferierte Piscator mit dem Ersten Staatsanwalt.

Das war ein kluger Mann, dem Amt und Leben alle Illusionen genommen hatten, und als der alte Richter diese letzte Szene schilderte, schüttelte der öffentliche Ankläger lächelnd den Kopf.

„Das ist zu theatralisch, um echt zu sein,“ sagte er. „Ich gebe zu, daß die Anklage ihre Schwächen hat, und ein geschickter Verteidiger wird sie in Stücke schlagen. Vielleicht bedarf es dazu nicht einmal eines Cicero, vor den Geschworenen sind schöne Augen bisweilen beredt genug. Aber ich halte es für meine Pflicht, diese Sache bis ans Ende zu verfolgen, und ich kann jedenfalls nicht in eine Haftentlassung willigen.“

„Schuldig ist doch jedenfalls der andere, den ich leider zu voreilig entlassen habe,“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Möglich. Schuldig kann auch ein Dritter sein, oder schließlich niemand, denn auch der Selbstmord ist nicht vollkommen ausgeschlossen. Aber haben Sie schon jemals einen Indizienbeweis geführt, der ganz zwingend und lückenlos gewesen wäre? Ich habe ein hartes Amt zu vertreten, aber ich danke dem Schicksal, daß ich Ankläger und nicht Richter bin. Ich kann wie Pilatus meine Hände in Unschuld waschen, nur aufheben muß ich sie — wahrhaftig, ich kann nicht anders!“

Doktor Vollert saß in seinem Sprechzimmer und wartete auf Patienten; aber obwohl Berlin so voll von Nerven war, wie seine Dächer von Telephondrähten,

es ging mit der Praxis nur sehr tropfenweise, denn die Zahl der Nervenärzte ist groß in Berlin.

Heute hatte sich noch niemand gemeldet, aber jetzt kam jemand durchs Vorzimmer, und eine Faust pochte an die Tür.

Es war Ernst Kollmann. Er hatte noch den Hut auf dem Kopf.

Der junge Arzt erhob sich und reichte dem Freunde die Hand. „Tag, Kollmann; Sie hätte ich zuletzt erwartet, Sie Gesundheitsprotz. Aber wahrhaftig, hundertundzwanzig Pulsschläge in der Minute — wollen Sie Bromkali?“

Der Anwalt warf den Hut in die Ecke und sich selbst in einen Sessel. „Haben Sie es schon gelesen?“ fragte er.

„Es wird ziemlich viel gedruckt. Was denn?“

„Herta ist verhaftet! Ich meine Fräulein Maleck —“

„Nein, Sie meinen Herta. Also wirklich — — hm.“

Kollmann fuhr wütend in die Höhe. „Ist das alles? Haben Sie denn gar keine Nerven?“

„Nein,“ sagte Vollert sehr ruhig, „das muß ich meinen Patienten überlassen — wenn ich überhaupt welche kriege. Vorläufig werde ich einmal Sie in Behandlung nehmen.“

Er mischte ein Pulver in Wasser und reichte Kollmann das Glas. Während dieser mechanisch trank, nahm er ihm gegenüber Platz.

„Also der Staatsanwalt wünscht die Bekanntschaft dieser jungen Dame zu machen? Das ist ein juristischer Fall und seine Sache. Vielleicht wird man auch einen Psychiater gebrauchen, und das wäre alsdann mein Metier. Zwischen Ihnen und Fräulein Maleck besteht nun noch eine dritte Beziehung.“

„Welche?“

„Die Liebe,“ sagte der Arzt trocken. „Mitunter

auch etwas Psychopathisches, wenigstens glaubte man das in unserem Klub der Junggesellen."

Ernst Kollmann war etwas ruhiger geworden, das Bromkali tat doch seine Wirkung. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Sie irren sich, Freund, Sie sind vollständig auf dem Holzwege. Von Liebe ist hier gar nicht die Rede, aber es empört mich im tiefsten Innern, daß die ewig blinde Gerechtigkeit wieder einen ihrer verhängnisvollen Mißgriffe gemacht hat. Herta Maleck in Verdacht des Mordes! Wenn es nicht so grauenhaft tragisch wäre, dann könnte man über diese Dummheit einfach lachen."

„Übernehmen Sie doch die Verteidigung der Angeklagten!"

Tick — tack, machte die Stutzuhr, denn es war plötzlich sehr stille zwischen den beiden Männern geworden. Kollmann stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin, der andere beobachtete ihn aufmerksam und berührte endlich leise seinen Arm.

„Es wird eine große Sache werden, lieber Freund. Sie kennen ja das Sensationsbedürfnis der Masse, wenn einer aus der Gesellschaft vor den Kadi gestellt wird, wenn es noch dazu ein Weib ist, dessen Heimlichkeiten man aufdeckt. Das kitzelt, das peitscht die Nerven, das ist wie zu Neros Zeit, wenn im Zirkus Jungfrauen von den Tigern zerrissen wurden. Vielleicht erweise ich Fräulein Maleck zu viel Ehre, daß ich sie mit jenen schuldlosen Lämmern vergleiche, aber ihre Verteidigung kann den Verteidiger berühmt machen. Ich habe Sie noch niemals öffentlich sprechen hören, Kollmann, ich weiß nicht, ob Sie ein Redner sind, aber ich weiß, daß Sie in diesem besonderen Fall mit Menschen- und mit Engelszungen reden könnten. Und Sie würden kein tönendes Erz sein."

Kollmann schüttelte den Kopf. „Was bin ich? Die ersten Anwälte der Hauptstadt werden es sich zur Ehre anrechnen —“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Jedenfalls müßten sie erst berufen werden. Ich habe heute in Moabit zu tun, soll ein Gutachten abgeben in irgend einer gleichgültigen Sache — es würde mich wenig Mühe kosten, eine Unterredung mit Fräulein Maleck zu erwirken. Und wenn ich ihr dann sagen darf, daß Sie die Verteidigung übernehmen wollen: ich bin überzeugt, sie würde mich als Engel vom Himmel begrüßen, die schöne Heilige!“

Der junge Anwalt erhob sich langsam. „Ich weiß nicht, worauf Sie Ihre Überzeugung stützen, lieber Freund. Indessen wenn Sie Gelegenheit haben sollten — es ist nicht der Ehre wegen, es ist nicht um bekannt zu werden, aber wenn der Glaube an die Unschuld eines Menschen der beste Verteidiger ist, dann bin ich bereit, mich in den Dienst der Wahrheit zu stellen.“

Als er gegangen war, blickte der Arzt ihm nach.

„Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen,“ sagte er nachdenklich. „Es kann ein Unglück daraus entstehen. Aber uns, die wir mit der Psyche zu tun haben, reizen ihre Rätsel — wir sind imstande, die Freundschaft auf dem Altar der Wissenschaft zu opfern.“

Schon am folgenden Tage erhielt Ernst Kollmann einen Brief. Eines jener grausamen Schreiben, die mit dem Vordruck der Gefängnisverwaltung und mit dem Visum des Richters versehen sind, die uns daran erinnern, daß ein Gefangener rechtloser ist als der Bettler auf der Landstraße, daß er nichts für sich selbst hat als die Gedanken in seiner Zelle.

Herta bat um den Besuch des Anwalts. Die wenigen Worte verrieten sehr deutlich das Bewußtsein der strengen Kontrolle, es war keine einzige Wendung darin zu finden, die über das rein Konventionelle hinausging, und Kollmann machte sich mit seltsamen Gefühlen auf den Weg.

Aber schon bei dem Eintritt ins Gefängnis wurde das anders.

Einer der Beamten händigte ihm eine von Herta unterschriebene Verteidigungsvollmacht ein und sagte: „Die Dame hat sich nach allem erkundigt und es so ausdrücklich bestimmt. Sie legt Gewicht darauf, daß schon die erste Zusammenkunft ohne Zeugen stattfindet, und da der Haftbefehl lediglich wegen Fluchtverdacht erlassen ist, so hat das Gericht nach Ausstellung der Vollmacht kein Recht, eine Kontrolle anzuordnen."

Das entsprach den Vorschriften der Strafprozeßordnung. Gewöhnlich ist der Verlauf anders: der herbeigerufene, aber noch nicht legitimierte Anwalt verhandelt zunächst in Gegenwart eines Beamten mit dem Gefangenen wegen Übernahme der Verteidigung; ist diese übernommen, dann verschwindet der Beamte, und die Konsultation kann beginnen.

Ernst Kollmann aber glaubte zu erkennen, daß Herta gerade diese Formalität vermeiden wollte.

Er steckte die Vollmacht ein und übergab der Aufseherin seine Karte; als man ihn sodann in die Zelle anstatt in das übliche Sprechzimmer führte, stand Herta neben einem kleinen Tisch und hielt die Karte in der Hand.

„Wie formell!" sagte sie mit freundlichem Vorwurf. „Wir sind hier doch nicht im Salon. Ich habe Sie sogar in mein Allerheiligstes bitten lassen, denn wer weiß, ob das Sprechzimmer nicht Ohren hat."

Er reichte ihr zunächst die Hand und sah sich dann flüchtig um; der Untersuchungsrichter hatte Wort gehalten, diese Zelle war so freundlich, wie sie überhaupt sein konnte, sogar mit einigen Möbeln ausgestattet.

Herta sagte unbefangen: „Es ist sonst nicht Sitte, einen Herrn im Schlafzimmer zu empfangen. Sie müssen sich eben denken, lieber Freund, daß ich die Kranke bin und Sie der Arzt."

Von Krankheit merkte man ihr nichts an. Ein wenig blaß war sie immer gewesen, und das trat vielleicht in dieser Zellenbeleuchtung noch mehr hervor, aber ihre Augen strahlten in dem alten Glanz, und sie hatte sehr sorgfältig Toilette gemacht. Er kannte das dunkle Kleid, das ihre schöne Gestalt besonders vorteilhaft hervorhob, und er bemerkte auch, daß sie eine Haarfrisur trug, die er einmal gelegentlich an ihr gerühmt hatte.

Eitelkeit ist das letzte, was die Frau aufgibt.

Sie setzten sich beide an den Tisch, und Kollmann breitete seine Aktenmappe aus.

Aber Herta legte die Hand auf seinen Arm. „Bitte, nichts schreiben! Ich habe schon so viele Protokolle über mich ergehen lassen! Das läßt sich alles viel besser von Mund zu Mund bereden. Vor allen Dingen: glauben Sie, daß es zur Hauptverhandlung kommen wird?" Als er mit der Antwort zögerte, fuhr sie fort: „Ich habe mich darauf gefaßt gemacht. Es ist schließlich auch besser, wenn die Freisprechung vor der breiten Öffentlichkeit erfolgt. Was in den Akten steht, erfährt doch kein Mensch, und die böswilligen Stimmen raunen fort. Geben Sie mir nicht recht?"

Natürlich tat er das und freute sich darüber, daß sie so tapfer und zuversichtlich war, denn dadurch wurde ihm seine eigene Aufgabe bedeutend erleichtert. Aber

dann mußte er doch auf die Sache selbst eingehen und betonte sofort den gefährlichsten Punkt der Anklage, nämlich den Alibibeweis für die Zeit von elf bis halb ein Uhr, den der Staatsanwalt als durchaus ungenügend bezeichnet hatte.

„Ach ja," sagte Herta seufzend, „das ist eine recht dumme Geschichte. Mein Himmel, wer denkt denn daran, sich für jede seiner Handlungen gleich einen Zeugen zu sichern! Ich kann weder die Nummer des Autos angeben, noch würde ich den Chauffeur wiedererkennen, der mich nach Hause fuhr — es ist also vollständig unnütz, sich in dieser Richtung zu bemühen. Man muß mir eben glauben, lieber Freund, so wie Sie mir glauben, blindlings und ohne einen Schatten von Mißtrauen. Aber dazu gehört wohl eine besondere Gabe, die nicht jeder hat, es gehört auch mehr dazu als ein täglicher Verkehr, denn Frau Huber kennt mich auch seit zwei Jahren, und sie hat mich dennoch bei den Gerichten angezeigt."

Von dem Zorn, der in ihr aufgeflammt war, als sie diese Tatsache zuerst erfuhr, lag heute nichts in ihren Augen, wohl aber eine stumme, tiefe Frage, die ihm das Blut in die Wangen trieb.

Er küßte ihr fast leidenschaftlich die Hand. „Sie sollen mir jedenfalls vertrauen, Herta, hundertmal mehr als ein Klient seinem Verteidiger, denn das ist schließlich doch nur mehr oder minder Geschäftssache. Für heute wollen wir diese schreckliche Angelegenheit ruhen lassen, sonst schlafen Sie schlecht und sind morgen nicht mehr so gefaßt. Kann ich Ihnen sonst einen Dienst erweisen, der in meiner Macht steht? Über die Behandlung im Gefängnis haben Sie sich wohl nicht zu beklagen?"

Herta schüttelte den Kopf. „Man ist sehr gut gegen

mich, die Erkenntnis meiner Unschuld bricht sich wohl allmählich Bahn. Aber eine Gefangene bleibe ich immer, und da oben an der Grenze liegt das schöne Gut ganz herrenlos. Ich möchte Ihnen eine Generalvollmacht geben, damit Sie mit meinem Eigentum ganz nach Gutdünken schalten und walten können. Ob das wohl angeht?“

„Herta,“ sagte er fast erschrocken, „das ist ein sehr großes Vertrauen. Wissen Sie auch, daß ich mit einem solchen Papier in der Hand Sie betrügen und um Ihr Eigentum bringen kann?“

Wieder blitzten ihre Augen über ihn hin. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich beim Vornamen nennen — jetzt schon zum zweiten Male. Ja, Ernst, ich weiß, daß Sie ein Stück von mir selbst würden. Aber wenn ein Weib seine ganze Zukunft in die Hand eines Mannes gelegt hat, dann ist das eine Hörigkeit, die gegenseitig sein muß. Schreiben Sie nur, wie das Gesetz es fordert, und ich will meinen Namen darunter setzen wie — unter eine Heiratsurkunde.“

Leise, fast unhörbar flog das letzte Wort über ihre Lippen, und sie schrak gleich darauf errötend zusammen.

Ernst Kollmann aber setzte stumm die Urkunde auf und reichte ihr dann die Feder zur Unterschrift.

Sie schrieb auch ihren Vornamen, brach ab, sah ihn lächelnd an und fügte dann das „Maleck“ hinzu. Und es war ihm fast, als ob diese enge Zelle ein großes, feierliches Zimmer sei, in dem solche Unterschriften für das ganze Leben gegeben werden.

Vielleicht hatte sie denselben Gedanken gehabt, aber er wurde natürlich nicht ausgesprochen, und nun war es wirklich Zeit zum Aufbruch, denn die Aufseherin war schon einmal an der Tür gewesen, und jetzt räusperte sie sich zum zweiten Male auf dem Korridor.

„Wenn das nur nicht wäre!" sagte Herta, als Ernst ihr die Hand reichte. „Ruhe und Einsamkeit tun den Nerven wohl, aber diese ewige Beobachtung und Überwachung ist geradezu schrecklich. Ob man darauf hofft, daß ich mich durch irgend etwas verrate? Von wirklichen Verbrechern habe ich das schon gehört, und es dünkt mich auch begreiflich, aber die Herren sollten doch einen Unterschied machen."

Er benützte die Gelegenheit, als sie von den Nerven sprach, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn sie hatte oft an Kopfschmerzen gelitten, und jetzt kam die psychische Erregung hinzu.

Aber Herta lächelte und strich sich mit den flachen Händen die Haare aus den Schläfen. „Das kam alles nur von dieser gräßlichen Musik, lieber Freund. Ich war ja gezwungen, meinem Broterwerb nachzugehen, und da wird die edelste Kunst eine Last. Aber von Haus aus bin ich kerngesund, und wenn man mir erst gestattet, unbelästigt auf dem Lande zu leben, dann sollen Sie keine blassen Wangen mehr sehen."

Diese Konsultation, wenn man ihr überhaupt einen juristischen Charakter beilegen wollte, versetzte den jungen Rechtsanwalt in eine ganz seltsame Stimmung. Herta war ja immer freundlich gegen ihn gewesen, aber von einer tieferen Neigung, wie er sie selbst hegte oder zu hegen glaubte, hatte er bis jetzt nichts an ihr bemerkt. Und nun kam sie ihm in einer Weise entgegen, die über das Klientenverhältnis weit hinausging.

Allerdings ist eine Frau leicht geneigt, die Person mit der Sache zu verwechseln, und wenn die Welt über sie herfällt, dann erscheint ihr der stärkere Mann wie

ein rettender Engel. Aber diese junge selbständige Dame machte gar nicht den Eindruck eines hilflosen Wesens; sie war so sicher in ihrem Auftreten, daß Ernst Kollmann ihr Benehmen nur zu seinen persönlichen Gunsten auslegen konnte.

Ihm schwindelte, wenn er daran dachte, aber zugleich kam der gewissenhafte Jurist in ihm zum Durchbruch, und er erkannte sehr deutlich seine gegenwärtige Aufgabe.

Er durfte sich nicht vor die Geschworenen hinstellen und sagen: „Ich liebe dieses Weib, also ist es unschuldig, und Sie, meine Herren, müssen mit mir an seine Unschuld glauben," sondern er mußte juristische Beweise für diese Unschuld sammeln, oder vielmehr die belastenden Tatsachen in nichts auflösen.

Das bedenklichste war der Alibibeweis, an den bis jetzt niemand glauben wollte und konnte, denn es war wirklich eine etwas seltsame Behauptung, daß Herta fast anderthalb Stunden auf der Suche nach einem Auto gewesen sein sollte, mitten im Zentrum von Berlin, wo die Kraftwagen wie Mücken schwärmen.

Dennoch mußte es wahr und auch schließlich zu ermitteln sein, obwohl Herta selbst eine Nachforschung für aussichtslos erklärt hatte — vor allen Dingen aber galt es nachzuweisen, daß sie wirklich in der Königlichen Oper gewesen war.

Denn auch das bestritt man ihr und hatte seine Gründe dafür.

In dieser Richtung war der Verteidiger vom Glück begünstigt. Es fand sich wirklich der Händler, der an dem fraglichen Abend Eintrittskarten zur Walküre vertrieben hatte, und als man ihn Herta gegenüberstellte, erkannte er die junge Dame auf den ersten Blick. Es wurde sogar festgestellt, daß das Parkett ausverkauft

gewesen und Herta sich tatsächlich an den Händler wenden mußte — und damit war unendlich viel gewonnen, denn an sich klang es unwahrscheinlich, daß eine Konservatoristin den hohen Aufschlag bezahlt haben sollte.

Weniger erfolgreich verlief die Suche nach dem Chauffeur. Ernst erließ eine Anzeige, in der er demjenigen Kraftwagenführer eine hohe Belohnung zusicherte, der nachweislich in der betreffenden Nacht zwischen zwölf und ein Uhr eine Dame in die Tiergartenstraße gefahren habe.

Anfangs meldete sich niemand. Endlich erschien auf dem Bureau des Anwalts ein Mann, dem die Neigung zum Alkohol im Gesicht geschrieben stand. Er quasselte allerhand durcheinander, offenbar von dem Wunsche beseelt, sich die Belohnung zu verdienen, aber schließlich stellte sich heraus, daß er das Datum nicht genau angeben konnte, und daß die betreffende Dame keineswegs in der Nähe des Belle-Alliance-Platzes, sondern Unter den Linden eingestiegen war.

Auch die Hausnummer hatte er vergessen.

Dieser klassische Zeuge, der sich Meyer schrieb, war also gar nicht zu gebrauchen und wurde von Kollmann mit ein paar Groschen abgelohnt. —

Der Staatsanwalt arbeitete mit Hochdruck. Die Schwurgerichtstagungen folgten einander ja auf dem Fuß, und deshalb hätte es keiner solchen Eile bedurft, aber in der nächsten führte ein Landgerichtsdirektor den Vorsitz, der als besonders geschickt galt und großes Vertrauen bei den Geschworenen genoß. Anscheinend wollte der öffentliche Ankläger seine Sache vor dieses Forum bringen, und Kollmann erblickte darin ein Geständnis der Unsicherheit.

Er selbst aber war nach dem Studium der Anklage

ebensowenig zuversichtlich, denn wenn man die Angriffspunkte zusammenstellte: der Ausschluß eines Raubmordes, die Unwahrscheinlichkeit eines Selbstmordes, das starke Motiv, die Identität des Geschosses und endlich das dunkle Alibi — wenn man das alles in einem Atem nannte, dann mußte die Persönlichkeit der Angeklagten sehr günstig wirken, wenn die Geschworenen vor einem verhängnisvollen Spruch bewahrt bleiben sollten.

Unter den Zeugen der Anklage befand sich obenan Frau Huber. Sie sollte natürlich in erster Linie das Gespräch zwischen Herta und ihrem Oheim sowie die Entdeckung der Patronen bekunden, aber Kollmann war davon überzeugt, daß der Staatsanwalt diese Zeugin, die als hochgebildete Dame eine gewisse Autorität besaß, nach Hertas Charakter befragen werde.

Und auf ihre Antwort kam sehr viel an.

Eine persönliche Rücksprache des Verteidigers mit Belastungszeugen hat immer etwas Bedenkliches und wird gern vermieden, aber in diesem besonderen Falle entschloß Kollmann sich dennoch dazu, und am Tage vor der Hauptverhandlung begab er sich in die Villa Huber. Als Vorwand diente ihm die Anfrage einer bekannten Familie, die in Berlin Pension suchte, und während der ersten fünf Minuten drehte sich das Gespräch um diesen ziemlich gleichgültigen Punkt.

Dann trat eine Pause ein.

Endlich sagte Kollmann: „Also morgen, gnädige Frau, werden wir uns vor Gericht wiedersehen."

Sie nickte langsam und strich sich die blonden Haare aus der Stirn. „Als Gegner, Herr Rechtsanwalt — es ist hart, das aussprechen zu müssen. Ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn es anders sein

könnte, aber die Wahrheit geht über alles, Sie haben das selbst zu mir gesagt."

„Ich sage es noch heute, Frau Huber, und morgen wird meine Aufgabe sein, sie in ein harmloses Licht zu rücken. Ich fürchte die Wahrheit nicht, aber was ich mehr fürchte, das sind Empfindungen und Gefühle. Sie halten die Angeklagte für schuldig?"

„Herta Maleck ist mir unheimlich," sagte Mary leise.

„Beruht das auf der Erfahrung des täglichen Verkehrs?"

„Nein, dazu hat sie mir keine Veranlassung gegeben. Ihr Charakter blieb mir immer ein Rätsel, bisweilen hielt ich sie für nicht ganz normal, heutzutage wird man nervösen Menschen gegenüber mißtrauisch. Aber das machte sie mir nicht unheimlich, es erregte höchstens mein Mitleid. Nur eine einzige Mitternachtsstunde brachte darin eine Änderung."

Ernst Kollmann horchte auf. „Die Mitternacht ist keines Menschen Freund, gnädige Frau. Sprechen Sie von jener letzten, in der die Tat geschehen ist?"

„Ja. Ich war lange aufgeblieben, um Fräulein Maleck zu erwarten. Es ging schon auf eins, und ich wunderte mich, daß sie nicht kam. Dann fuhr das Auto vor, sie betrat den Hausflur und wollte offenbar auf ihr Zimmer gehen. Ich fing sie aber ab und nötigte sie in mein Kabinett. Und wie sie so am Kamin stand, blaß, fröstelnd, mit steinerner Miene, die rechte Hand im Muff, während sie mir die linke reichte, da fürchtete ich mich plötzlich vor ihr. Dieses Gefühl ist geblieben, es ist stärker geworden durch die nachfolgenden Tatsachen, es hat sich in Grauen verwandelt. Und wenn man mich morgen danach fragt, dann muß ich es sagen — unter meinem Eide!"

Kollmann erhob sich. „Ich werde morgen die Frauenpsyche beleuchten müssen — die eine und die andere.“

„Meine zuerst,“ sagte sie erregt. „Zerlegen Sie mich moralisch vor den Geschworenen, es ist Ihr Recht und Ihre Pflicht, aber niemals wird es Ihnen gelingen, meine tiefsten Geheimnisse zu enthüllen. Als ich bei Ihnen war in meiner Gewissensnot, da fragten Sie mich schmerzlich, warum ich gekommen sei: heute muß ich Ihnen die Frage zurückgeben — mit noch größerem Schmerz.“ —

So gingen sie grollend auseinander, und ohne über das geredet zu haben, was verborgen zwischen ihnen lag; Ernst Kollmann aber begab sich geradeswegs nach Moabit, denn wenn er auch nichts mehr mit Herta zu besprechen hatte, so wollte er sie doch noch einmal vor der Verhandlung sehen und ihr, wenn es not tat, Mut zusprechen.

Es war vielleicht die dritte oder vierte Zusammenkunft, und Herta hatte ihn stets in ihrer Zelle empfangen. Aber diesmal wurde er in das Sprechzimmer geführt, dessen Beleuchtung allerdings dem trüben Wintertage besser entsprach.

Bald darauf erschien Herta in einem Morgenkleid, die Haare nur flüchtig aufgesteckt und mit dunklen Ringen unter den Augen. „Ich komme eben aus dem Bett,“ sagte sie. „Man hat mir gestattet, in meiner Zelle zu bleiben, und es ist ja auch keine eigentliche Krankheit. Eine schlaflose Nacht, weiter nichts, aber in der Gefangenschaft nimmt das doppelt mit.“

„Lampenfieber?“ fragte er mit einem Versuch zu scherzen.

Herta schüttelte den Kopf. „Vor der großen Komödie fürchte ich mich nicht. Aber wissen Sie,

lieber Freund, wer in der verflossenen Nacht bei mir war?"

Als er befremdet aufblickte, lächelte sie flüchtig und winkte ihn mit einem Blick auf die Tür an ihre Seite.

„Nein, ich bin keine Geisterseherin, und ich habe nicht die Spur Fieber. Hier, fühlen Sie meinen Puls, er geht eher zu langsam. Also bei mir war natürlich niemand, und Gespenster habe ich auch nicht gesehen, aber es kam dennoch kein Schlaf in meine Augen, denn ich mußte immer an jemand denken, dessen Name noch niemals zwischen uns genannt worden ist."

„An Ihren Vetter?" fragte er rasch.

„An Hans Jochen. Ich weiß ja aus den Akten, daß man auch ihn in Verdacht hatte, daß man ihn zuerst verhaftete und dann wieder freiließ, weil er sein Alibi nachweisen konnte. Er war eben glücklicher darin als ich. Und nun möchte ich fragen, ob Sie morgen in Ihrem Plädoyer auf ihn zurückkommen wollen?"

„Ja," sagte er, „ich muß es, Herta. Er mag zehnmal ein Verwandter von Ihnen sein, aber in dieser Sache hören alle Rücksichten auf, und außerdem halte ich ihn wirklich für den Täter. Der größte Fehler, den man begangen hat, war seine übereilte Entlassung, bloß auf den Eid eines zweifelhaften Menschen hin. Ich muß den Geschworenen alle Belastungsmomente vorführen, und das schwerste darunter ist sein spurloses Verschwinden, denn nur das Schuldbewußtsein kann ihn veranlassen, seinen Anteil an der Erbschaft aufzugeben. Er fürchtet die Wiederaufnahme der Untersuchung, das ist die Lösung dieses Rätsels."

Herta blickte nachdenklich vor sich hin. „Wenn Sie es für Ihre Pflicht halten, kann ich Sie nicht daran hindern. Aber, mein lieber Freund, dann sagen Sie auch den Herren, daß nicht ich es bin, die auf diese

Spur hingewiesen hat. Ich glaube nicht an die Schuld von Hans Jochen, denn er mag wohl leichtsinnig sein, aber einer wirklich schlechten Tat halte ich ihn nicht für fähig. Vielleicht belaste ich mich selbst damit in den Augen meiner Richter, aber in dieser schrecklichen Sache habe ich nun einmal meine besondere Ansicht. Es liegt schließlich doch wohl ein Selbstmord vor, dessen Motiv niemals aufgeklärt werden wird. Bedarf es denn in unseren Tagen überhaupt einer zwingenden Veranlassung? Wir spielen ja alle mit dem Gedanken an den Tod, und die erste Anwandlung des Überdrusses wird dann schon zur Tat."

Als er sich verabschiedete und ihre kühlen Finger mit seiner warmen Hand umschloß, durchschauerte ihn ein sonderbarer Gedanke.

„Herta," sagte er, „Sie gehören doch nicht zu denen, die mit dem Tode spielen?"

„Wenn man mich verurteilt — vielleicht," entgegnete sie leise. „Aber wenn ich freigesprochen werde durch Ihre Beredsamkeit, Ernst, dann weiß ich besseres zu tun, als zu sterben. Es gibt doch auch eine Pflicht der Dankbarkeit." —

Fast kam er auf dem Heimweg unter die Auto, denn er ging wie im Traum. Es gehörte doch eine sehr große Seele dazu, mitten in der eigenen Not und unter der Last einer schweren Anklage noch an andere zu denken, sich selbst durch ihre Verteidigung zu belasten.

Und dieses junge Weib hatte auf Mary einen unheimlichen Eindruck gemacht!

Als Ernst Kollmann in seinem Bureau angekommen war, machte er sich zunächst an die Durchsicht der Post.

Es war wenig, wie gewöhnlich, aber ein Brief befand sich darunter, der sofort durch sein Äußeres auffiel. Er war versiegelt, was im allgemeinen nicht mehr üblich ist, und der Absender hatte seinen breiten Daumen als Petschaft benützt; darunter standen in kleiner zierlicher Schrift zwei Worte: „Umschlag aufheben!“

Der Poststempel nannte einen kleinen Ort in Süddeutschland. Aus der Hülle fiel ein Briefbogen, der sofort den alten Ladenhüter verriet; Datum und Ort fehlten, im übrigen war das Blatt eng beschrieben.

Kollmann blickte, der alten Juristengewohnheit folgend, zuerst auf die Unterschrift und entzifferte aus den kraus verschlungenen Zügen den Namen „Tom Smarl“. Damit war sein Interesse natürlich geweckt, und er las mit atemloser Spannung folgendes:

„Geehrter Herr!

Zunächst bitte ich Sie ganz ergebenst, Ihre kostbare Zeit nicht mit dem Poststempel und ähnlichen Nichtigkeiten zu verschwenden. Dieser Brief ist auf der Wanderschaft geschrieben, bei seiner Ankunft in Berlin befindet sich der Verfasser längst jenseits der Grenzen des Deutschen Reiches.

Zweitens dürfen Sie Gift darauf nehmen, daß Tom Smarl und kein Spaßvogel die Ehre hat, mit Ihnen zu korrespondieren, denn meine Namensunterschrift befindet sich bei den Akten des Herrn Untersuchungsrichters, und ich möchte den Mann kennen lernen, der dieses kunstvolle Gebilde fälschen kann.

Zum Überfluß aber habe ich das Siegel mit dem Abdruck meines Daumens versehen, und Sie brauchen nur bei der löblichen Polizei in New York anzufragen, ob dieser Daumen Tom Smarl oder irgend einem obskuren Spitzbuben angehört.

Als eifriger Zeitungsleser bin ich davon unter-

richtet, daß Berlin demnächst wieder seine Sensation haben wird, daß eine gewisse junge Dame namens Herta Maleck die Hauptrolle des Dramas spielt, und daß Sie, geehrter Herr, ihr soufflieren wollen.

Mit diesen Zeilen übernehme ich selbst die Stelle des Regisseurs.

Meine ziemlich bewegte Vergangenheit hat mich davon überzeugt, daß die Justiz aller Länder mit Recht eine Binde vor den Augen trägt; seitdem ich aber die Ehre hatte, vor einem deutschen Gericht zu stehen, räume ich ihm mit Respekt den Vorzug der unheilbarsten Blindheit ein.

Denn es hat das Kunststück fertig gebracht, einen halb überführten Mörder laufen zu lassen, um dafür die Unschuld selbst einzufangen, und das alles nur, weil ein smarter Yankee zur richtigen Zeit die Finger aufhob, die übrigens noch imstande sind, dieses Bekenntnis niederzuschreiben.

Es muß also nicht so gefährlich damit sein, wie die Sittenprediger behaupten.

Als ich die Ehre hatte, dem Herrn Untersuchungsrichter einige Mitteilungen über den Lebenswandel meines Freundes Hans Jochen Weber zu machen, ist mir ein kleiner Irrtum untergelaufen, den die Humanität der Neuzeit hoffentlich auf das Konto einer geistigen Depression setzen wird. Es ist nämlich nicht wahr, daß Hans Jochen die Nacht, in der sein Oheim erschossen wurde, daheim und im Bett verbracht hat, vielmehr verließ er seine Wohnung um neun Uhr abends und kehrte nachts Punkt zwei Uhr zurück. Ich lag damals schlaflos im Fieber und habe die Zeit ganz genau auf einem vorzüglichen Chronometer festgestellt.

Und warum, Herr Rechtsanwalt?

Ich hatte mich Tags zuvor mit meinem Freunde über die verschiedenen Wege gestritten, auf denen man aus einem Landstreicher ein Erbe werden kann, und in jener Nacht glaubte ich feststellen zu können, daß Hans Jochen den kürzesten dieser Wege gegangen ist. Begleitet habe ich ihn natürlich nicht und will daher nichts beschwören; aber vielleicht gelingt es dem Scharfsinn der Herren Richter, einige Schlüsse aus der Tatsache zu ziehen, daß mein Freund Hans Jochen an seinen Stiefeln Blätter kleben hatte, wie der Herbst und die Vorsehung sie über die Wege des Tiergartens verstreut.

Und nun noch eines, verehrter Herr.

Dieser Brief enthält gewissermaßen das Geständnis eines ganz kleinen Meineides, und ich hätte ihn in meinem und meines Freundes Interesse ungeschrieben gelassen, wenn nicht zwei Umstände hinzugetreten wären.

Erstens hat mein Freund Hans Jochen sich als ein schofler Charakter bewiesen, und zweitens verbietet mir die angeborene Galanterie des Amerikaners, eine Lady zu verkürzen, und wäre es auch nur um den Kopf.

Ich gestatte Ihnen daher, von diesem Dokument beliebigen Gebrauch zu machen und

zeichne hochachtungsvoll

Tom Smarl."

Eine geschlagene Stunde saß der Rechtsanwalt über diesem seltsamen Schriftstück. Sein Verstand sagte ihm, daß es vor einem Kollegium gelehrter Richter Zweifel erregen würde, denn die zynische Form rückte den Charakter des Schreibers in ein trübes Licht und gab die Möglichkeit einer Mystifikation.

Die Geschworenen pflegen aber impulsiver zu urteilen, und außerdem kam hinzu, daß der erfahrene Kriminalkommissar Böhm ebenfalls seinen ersten Ver-

dacht auf Hans Jochen geworfen und ihn deshalb verhaftet hatte. Wenn es glückte, das Gericht von Tom Smarls Meineid zu überzeugen, ohne dadurch den Glauben an seine jetzige Darstellung zu erschüttern, dann hatte die Verteidigung gewonnenes Spiel.

Wenn nicht — —

Ernst Kollmann legte sich mit gemischten Gefühlen zur Ruhe. Seine Rede vor den Geschworenen überlegte er nicht — sie sollte aus dem Herzen kommen und zum Herzen gehen.

Man hatte den großen Schwurgerichtssaal genommen, und der Zuhörerraum wurde bis auf den letzten Platz besetzt. Zeugen waren nur wenige geladen: Kriminalkommissar Böhm, Frau Mary Huber, der Untersuchungsrichter Piscator, der alte Billetthändler, die beiden Polizisten Müller und Schmidt, sowie endlich der Arbeiter, der den Revolver gefunden hatte.

Von diesen sieben Personen erregte Frau Mary die meiste Teilnahme; einige wußten, andere ahnten, daß sie die Hauptzeugin sei, und die weibliche Anmut ihrer Erscheinung war jedenfalls eine Seltenheit in diesem Saale.

Viele meinten, daß die Angeklagte selbst dieser Anmut entbehre. Sie war heute vollständig schwarz gekleidet, sei es, daß sie um den Oheim trauerte oder aus einem weniger ethischen Grunde; aber diese düstere Farbe gab ihrer brünetten Erscheinung ein fast unheimliches Gepräge, wenn sie auch anderseits den herrlichen Wuchs wundervoll hervorhob.

Über ihre Schönheit war man sich einig.

Sie hatte sich auf der Anklagebank hinter ihren Verteidiger gesetzt, und zwar so dicht, daß sie ihm ins Ohr

flüstern konnte; wenn er sich ein wenig zurücklehnte, berührte sein Kopf fast ihre Schulter, und es gab im Zuhörerraum einige Spötter, die sich darüber giftige Bemerkungen zuflüsterten.

Im übrigen war die Stimmung ziemlich schwül.

Vorsitzender und Staatsanwalt zeigten tiefernste Mienen, und die Geschworenen hefteten ihre Augen mit einem gewissen Mißbehagen auf den Zeugentisch, wo zwei Revolver nebst Munition lagen. Der eine war im Tiergarten, der andere unter Hertas Sachen gefunden worden, und eine Dame, die sich mit diesen unweiblichen Waffen abgibt, hatte schon von vornherein einen Teil der Sympathie verscherzt. Eine Polin — na ja!

Dann kam Marys Zeugnis.

Was sie an Tatsachen angab, erregte wenig Interesse, denn es wurde ja nicht von der Angeklagten bestritten, aber als sie mit genau denselben Worten wie Tags zuvor ihren Eindruck schilderte, den sie in der einsamen Mitternachtsstunde von der heimkehrenden Herta empfangen hatte, als sie das Wort „unheimlich" wiederholte, da fuhren alle Köpfe herum, und man starrte nach der schwarzen Gestalt auf der Anklagebank hinüber.

Ja, das war es; diese Frau mit dem klaren Blick und den blonden Haaren, dieses rein germanische Weib hatte mit instinktiver Sicherheit das Richtige herausgefühlt, und die Stimmung wurde so schwül, daß Ernst Kollmann sich mit einem traurigen Lächeln zurücklehnte und Herta ansah.

Sie legte vor allen Leuten die Hand auf seine Schulter und neigte ihre Lippen an sein Ohr.

„Mut, mein Freund! Diese Frau haßt mich, und ich weiß auch warum," flüsterte sie.

Die Stimmung wurde auch nicht besser, als der Kriminalkommissar Böhm zum Wort kam.

Er gab der Wahrheit die Ehre und betonte, daß die Angeklagte bei ihrer Verhaftung eine Ruhe bewiesen habe, die nicht auf schuldbeladenes Gewissen schließen ließ; aber als der Vorsitzende dann auf die Verhaftung Hans Jochens kam und das Motiv derselben wissen wollte, da warf der junge Beamte einen fast traurigen Blick auf Herta.

„Die Angeklagte brachte mich selbst darauf. Sie schilderte ungefragt die ganzen Familienverhältnisse und unterstrich dabei wiederholt den Namen ihres Vetters.“

Der Staatsanwalt nickte zufrieden und machte sich eine Notiz.

Eine kleine, aber fast unmerkliche Wendung zeigte sich, als der Landgerichtsrat Piscator hinter den Zeugentisch trat und sich über die Verhaftung Hans Jochens sowie über die Gründe seiner Entlassung vernehmen ließ.

Es machte einen fast peinlichen Eindruck, als der alte weißhaarige Herr ganz offen bekannte, daß er mit dieser Entlassung wohl eine Übereilung begangen habe, die sich nunmehr an der jetzigen Angeklagten räche.

„Man sollte eben weniger Wert auf die Form legen,“ sagte er ehrlich. „Aber in unserem Beruf werden wir von ihr überwuchert und schließlich erstickt. Weil ich eine beschworene Aussage vor mir hatte, nach der der Angeklagte Weber für die kritische Nacht sein Alibi beweisen konnte, ließ ich ihn mir entschlüpfen, ohne den Mann, der diese Aussage machte, auf Herz und Nieren zu prüfen. Er ist mitsamt seinem Kumpan spurlos verschwunden und wird wohl niemals wieder in den Bereich der Gerichte zurückkehren.“

Dieses ziemlich unverhüllte Plädoyer für die Angeklagte war dem Staatsanwalt offenbar recht unbequem, und er stellte geradeswegs die Frage, ob der Herr Zeuge denn wirklich an die Täterschaft des Weber glaube — „im Hinblick auf alle Belastungsmomente, die das Verfahren gegen Fräulein Maleck erbracht hat“, setzte er mit scharfer Betonung hinzu.

Darauf wurde Piscator sehr vorsichtig und hob die Achseln. „Ich bin in der glücklichen Lage, hier nicht richten zu müssen,“ sagte er. „Es kommt im Rechtsleben nicht oft vor, daß ein Verdacht gleichmäßig nach zwei Seiten ausstrahlt; nach meiner Überzeugung liegt hier dieser Fall vor, denn bei der ausgesprochenen Absicht des Ermordeten, den Staat zum Erben einzusetzen, war das Motiv zur Tat sowohl für den Neffen wie für die Nichte gegeben.“

Das gehörte nicht mehr zur Zeugenaussage, und der Vorsitzende glitt darüber hinweg. Kollmann aber überlegte bei sich selbst, ob jetzt der Augenblick gekommen sei, um mit seinem Brief hervorzutreten. Er hatte Herta nichts davon gesagt, und die Sache schloß sich vortrefflich der Aussage des Untersuchungsrichters an; aber im Krieg des Rechtes ist es ein uralter taktischer Grundsatz, daß sowohl Ankläger wie Verteidiger ihr schweres Geschütz bis zuletzt aufsparen. Wenigstens vor den Geschworenen, die bei der Beratung mitunter zuerst nach dem letzten greifen.

Und der Staatsanwalt fuhr jetzt sein schweres Geschütz auf. Er fragte die Angeklagte mit erhobener Stimme, ob sie wirklich den Versuch machen wolle, die Zeit von elf Uhr abends bis halb ein Uhr nachts mit der Suche nach einem Auto zu erklären. „Das ist die kritische Zeit,“ sagte er. „Denn es steht fest, daß der Ermordete vom Kaiserkeller aus in das Metropol-

theater fuhr, wie das seine ausgesprochene Absicht war. Es steht fest, daß die Vorstellung im Metropoltheater kurz nach elf Uhr ihr Ende erreicht hatte, und es ist als sicher anzunehmen, daß er sich alsdann auf den Heimweg begab, denn seine Leiche ist im Tiergarten gefunden worden."

Man konnte eine Stecknadel fallen hören.

Herta war aufgestanden; sie stützte sich mit beiden Händen auf die Brüstung der Anklagebank. „Ich bin doch in einem Auto heimgekommen, Herr Staatsanwalt!"

„Ganz recht. Von dem Tatort bis an die Linden sind es höchstens zehn Minuten. Und dort gibt es Autos genug."

Sie blickte starr in die Luft und bewegte die Lippen; dann schien ein Entschluß über sie gekommen zu sein. „Herr Staatsanwalt, ich suchte in der Friedrichstraße und kam dabei bis in die Nähe des Belle-Alliance-Platzes. Sie kennen doch Berlin, diese schreckliche Stadt — glauben Sie, daß ein junges, schutzloses Mädchen, ein Mädchen wie ich, zwischen elf und zwölf Uhr unangefochten durch das Gewühl der Friedrichstraße kommt? Daß sie auch nur zehn Schritte machen kann, ohne angeredet, angehalten, mit frechen Redensarten belästigt zu werden?"

Herta hob die Hand und deutete auf Mary, die in einiger Entfernung zwischen den übrigen Zeugen saß.

„Die da sagt, ich hätte einen unheimlichen Eindruck gemacht! Ja, meine Herren, haben Sie denn keine Töchter, und ist es Ihnen niemals passiert, daß so ein junges Ding verschüchtert, entsetzt nach Hause kam und sich doch schämte, der eigenen Mutter zu gestehen, daß man sie in gemeinster Weise belästigt habe?"

Das traf.

Da saßen sie alle, die ehrsamen Geschworenen, und blickten beschämt vor sich nieder, denn sie kannten die Pestbeule ihrer schönen Vaterstadt, und die Anklage von den Lippen des jungen Mädchens dort drüben traf sie wie ein Peitschenschlag.

Und in diesem Augenblick erhob sich Ernst Kollmann in seiner ganzen stattlichen Größe. „Ich habe dem hohen Gerichtshof einen Brief zu überreichen, der gestern abend durch die Post in meine Hände kam. Er ist nicht schön, dieser Brief, und er stammt von einem Verworfenen, aber die Wahrheit sucht sich ihr Gefäß nicht aus. Wir haben sie von reinen Lippen gehört und müssen sie auch von unreinen entgegennehmen. Ich beantrage die Verlesung.“

Diese Verlesung gestaltete sich zu dem Höhepunkt des forensischen Dramas. Der Vorsitzende stockte bisweilen, wenn er an eine Stelle kam, wo der Schreiber seinen ganzen Hohn über die menschliche Gerechtigkeit ausgoß, aber er war selber gerecht genug, um die Echtheit der Unterschrift aus den Akten festzustellen und damit den gesamten Inhalt des Briefes für unzweifelhaft echt zu erklären.

Aber die Sensation war damit noch nicht zu Ende. Während die Geschworenen miteinander flüsterten, der Staatsanwalt nervös in seinen Akten blätterte, erhob Herta sich zum zweiten Male und bat um das Wort.

„Meine Herren Richter,“ sagte sie, „dieser Brief mag in guter Absicht geschrieben sein, aber ich bitte Sie, ihm nicht zu viel Bedeutung beizumessen. Der Unglückliche, der durch ihn belastet wird, war ein leichtsinniger Mensch, seine Eltern sind aus Gram über ihn gestorben, und auf seinen Irrfahrten durch die Welt wird er nicht viel Gutes gesehen haben. Aber ich halte

ihn nicht für so verworfen, daß er einen Mord begehen könnte, und wenn das in dem Schreiben angedeutet wird, so ist es die Stimme eines Feindes. Ich selbst klage ihn nicht an, und wenn ich durch ein unbedachtes Wort den ersten Verdacht auf ihn gelenkt haben sollte, so tut mir das bitter leid, und ich möchte es in dieser Stunde gutmachen."

Die Wirkung dieser kleinen Verteidigungsrede war noch größer, als vorhin der Eindruck des verlesenen Briefes. Es fehlte nicht viel, so wäre das Publikum in lauten Beifall ausgebrochen. Nur Mary, die neben Böhm saß, wendete langsam die Augen auf ihren Nachbar und schüttelte leise den Kopf.

Dann machte der Staatsanwalt noch einen letzten Versuch, die Situation zu retten. Er stellte einen Vertagungsantrag und begründete ihn damit, daß Tom Smarls Zeugnis zu wichtig sei, um es in diesem Verfahren entbehren zu können.

Aber Kollmann erkannte die Gefahr und warf sich in die Bresche. „Ich bitte, den Antrag abzulehnen," sagte er. „Der Schreiber dieses Briefes bezichtigt sich selbst einer schweren Straftat und wird alles daran setzen, den Gerichten zu entgehen. Meine Klientin aber hat ein Recht darauf, heute ihr Urteil zu hören. Sie ist eine Gefangene und sehnt sich nach der Entscheidung. Es wäre eine Grausamkeit, diese Qual noch länger fortzusetzen, und ich verwahre mich dagegen im Namen der Menschlichkeit."

Das Gericht lehnte den Vertagungsantrag ab, und nun begannen die Räder des Themiskarrens schneller zu laufen. Es wurde nur eine einzige Frage auf Mord gestellt, und weder der öffentliche Ankläger noch der Verteidiger rührten einen Finger, um noch andere Fragen herbeizuführen, denn in dem ganzen Saal

war wohl niemand, der nicht genau wußte, daß es hier um alles oder um nichts ging.

Und das betonte auch der Staatsanwalt in seinem Plädoyer. Er gestand, daß es ihm schwer würde, ein Schuldig zu beantragen, denn wenn man die Angeklagte nicht für eine vollendete Schauspielerin halten wolle, dann habe sie es verstanden, sich heute gewisse Sympathien zu erwerben. Sodann fügte er die Belastungsmomente sorgfältig aneinander und glitt über das Schreiben Tom Smarls mit der Bemerkung hinweg, daß ein Mann, der sich selbst des Meineids bezichte, schlechterdings keinen Glauben verdiene.

Gegen das Ende der nicht sehr langen Rede wurde er unsicher. Es mußte nun der Schlußantrag kommen, und die Augen aller Anwesenden hingen an seinen Lippen; aber plötzlich machte er eine lange Pause, legte wie ermüdet seinen Bleistift, den er in der Hand hielt, auf den Tisch, und murmelte mit undeutlicher Stimme, daß er den Herren Geschworenen die Entscheidung anheimstelle.

Darauf setzte er sich und stützte den Kopf in die Hände.

Er hob ihn auch nicht, als Ernst Kollmann seine Rede mit einem Worte begann, wie es in diesem Saale wohl niemals gehört worden war — dem Bekenntnis des Rabbi von Tarsus: „Wenn ich mit Engels- und mit Menschenzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Die Liebe glaubt alles — —“

Bekannte dieser Mann hier wirklich vor einer großen und atemlos lauschenden Versammlung, daß er die Verteidigung nicht übernommen habe, weil es sein Beruf als Anwalt war, sondern aus einem tieferen und edleren Empfinden? Es kam nicht so deutlich zum

Ausdruck, wie das Gelübde vor dem Altar, aber niemand, selbst nicht die Spötter und die Skeptiker, zweifelten daran, und Frau Mary barg das Gesicht in den Händen, während Herta stolz aufgerichtet dastand, ihre dunklen Augen nicht von den Lippen des Redenden abwendete.

Was er juristisch ausführte, rang sich nur mühsam empor und wurde kaum beachtet; es war so unendlich gleichgültig und hätte ihm niemals den Ruf eines großen Verteidigers eingebracht. Der Mann selbst war es, der hier kämpfte — wie seit alters her um das Weib gestritten wurde.

War das die Stimme des Vorsitzenden, der mit einer trockenen Rechtsbelehrung die Weihe dieser Stunde unterbrach?

Er sprach in die Luft und hielt nur inne, wenn das Rauschen und Flüstern im Saal seine Stimme übertönte; er rügte es nicht einmal und fuhr gelassen fort, sobald wieder Stille eingetreten war.

Und dann gingen die Geschworenen mit einem Blatt Papier hinaus.

Ernst Kollmann wendete sich zu Herta. „Komm,“ sagte er leise, „sie beraten!“

Neben dem Schwurgerichtssaal lag die Zelle, wo der Angeklagte sein Urteil abzuwarten hat, ein nackter, dürftiger Raum, nur mit einer Bank zum Sitzen ausgestattet. Aber jetzt stand ein weißgedeckter Tisch darin mit Erfrischungen und einer Flasche Wein.

Herta wendete sich zu ihrem Begleiter. „Das ist dein Werk! Wie gut von dir!“

Ohne Vereinbarung nannten sie sich „du“, und Ernst entgegnete: „Du mußt ja ganz erschöpft sein; nimm etwas zu deiner Stärkung.“

„Hunger habe ich nicht; aber Durst.“

Er öffnete die Flasche und füllte das vorhandene

Glas; es war Rotwein, und Herta zuckte flüchtig zusammen, so daß er fragte: „Möchtest du lieber weißen?"

„Nein, nein — gib nur her; ich verschmachte fast!"

Ein halbes Glas schlürfte sie aus und reichte ihm den Rest. „Armer Mann, du hast es auch nötig."

Dann setzten sie sich nebeneinander auf die Bank; die Speise blieb unberührt.

„Was meinst du, wird es lange dauern?" fragte Herta.

„Hoffentlich nicht. Die Sache liegt ja klar."

„Lotterie — Ernst! Wenn nun doch eine Niete herauskommt?"

Der Gedanke war ihm so ungeheuerlich, daß er fast aufschrie. „Unmöglich! Ein Schuldig? Dann spreng' ich dein Gefängnis mit Dynamit!"

Plötzlich fuhr sie zusammen und griff nach seinem Arm. „War das nicht die Glocke aus dem Beratungszimmer?!"

„Nein," sagte er aufhorchend. „Aber wir werden sie bald hören."

Sie saßen und lauschten; zuletzt nahm Kollmann seine Uhr heraus und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Die Geschworenen frühstücken vielleicht; anders kann ich mir's nicht erklären."

„Das wäre ja unmenschlich, Ernst!"

Er antwortete nicht und begann in der Zelle herumzuwandern — immer vom Fenster bis zur Tür, von der Tür bis zum Fenster, das Taschentuch in der Hand, mit dem er sich die Stirn trocknete.

Zuletzt sagte Herta: „Ich fürchte mich, Ernst! Komm wieder zu mir."

Nun setzte er sich neben sie und legte den Arm um ihre Schulter; er fühlte, wie rasend ihr Herz schlug, und biß die Zähne zusammen.

Dann fuhren sie beide plötzlich in die Höhe.

„Das war die Schelle! Jetzt kommen sie!“

Gleich darauf kam der Bote und rief den Anwalt.

Kollmann wendete sich zu Herta: „Ich muß erst allein gehen, dann kommst du — es ist so Vorschrift. Ich gebe dir ein Zeichen.“

Nach einigen Minuten wurde auch Herta gerufen. Es kommt wohl vor, daß der Gerichtsbote mitleidig ist und dem Angeklagten auf dem kurzen Wege bis zum Saal das Ergebnis zuflüstert. Natürlich nur, wenn es ein Freispruch ist. Aber dieser alte Knasterbart hatte ein unbewegliches Gesicht; er winkte nur mit der Hand und ging voran, während Herta sich hinter ihm an der Wand entlang tastete, denn die Knie drohten ihr zu brechen.

Am Eingang der Anklagebank stand Kollmann. Sie wollte an ihm vorüberhasten, aber er vertrat ihr den Weg und öffnete mit einem leuchtenden Blick die Arme.

Während sie starr vor ihm stand, erhob sich in einer undeutlichen Ferne der Gerichtschreiber, verlas einige Sätze, die ihr vor den Ohren brausten, und schnitt dann mit einem kurzen „Nein“ ab.

Dann griff Herta in die Luft und wurde bewußtlos von dem Geliebten aufgefangen.

Es sei eine Sensation vornehmer Art gewesen, schrieb am folgenden Tage der Gerichtsreferent in einer der gelesensten Tageszeitungen.

Und dann fuhr er fort: „Bei den großen forensischen Dramen unserer Tage geschieht es nicht oft, daß die Ethik zu ihrem Recht kommt. Die Frage, ob schuldig oder unschuldig, das Aufrollen der Nachtseiten des

menschlichen Lebens, der oft erbitterte Kampf zwischen Ankläger und Verteidiger: alle diese Momente fesseln ausschließlich das Interesse des Publikums, kitzeln seine erschlafften Nerven und lösen in der breiten Masse kritiklos Beifall oder Tadel aus.

Von diesen bis zum Überdruß wiederholten Erscheinungen trat in der gestrigen Verhandlung wenig zutage. Es kann so oder so gewesen sein, mochten die meisten denken, und auch die Herren Geschworenen werden sich in ihrem Beratungszimmer nach einer Sibylle gesehnt haben, denn es dauerte ziemlich lange, bis sie endlich ihren Wahrspruch verkündeten.

Das wirkliche Interesse kristallisierte sich weniger um die Tat, als um die beiden Personen, die durch das Holz der Anklagebank voneinander getrennt und dennoch enger miteinander verbunden waren, als es jemals in einem Schwurgerichtssaal der Fall gewesen ist. Wir beugen uns vor dieser elementaren Macht, und wenn das Publikum die Freisprechung mit Beifall begrüßte, so wird es sein kritisches Urteil wohl dem gleichen Empfinden untergeordnet haben."

Er galt als geschickt, dieser Berichterstatter, und als ein Gedankenverberger; indessen las man dennoch sein Urteil zwischen den Zeilen heraus: „Es langte nicht, aber die Liebe glaubt alles, und sie ist die größere."

Herta fand keine Gelegenheit, die öffentliche Stimme zu hören. Sie hatte sich zwar schnell genug erholt, um das freisprechende Urteil und die Aufhebung des Haftbefehls entgegenzunehmen, aber dann bat sie Ernst, ihr vorläufige Unterkunft in irgend einem Hotel zu verschaffen, da sie sich nicht kräftig genug fühle, sofort ihre Reise nach Erlensee anzutreten.

Er schlug ein Krankenhaus vor.

Aber sie schüttelte widerstrebend den Kopf. „Nichts

von Ärzten und dergleichen. Ich bin nicht krank, ich brauche nur Ruhe; das ist doch wohl begreiflich nach dieser Aufregung. Nicht die Verhandlung hat mich mitgenommen, sondern das schreckliche Warten auf den Spruch, der doch in fünf Minuten gefällt sein konnte. Ich glaube, sie haben wirklich gefrühstückt, diese Barbaren!"

So fuhr Ernst mit ihr in ein kleines, stilles Hotel, das von einer alten Dame geleitet wurde und Familiencharakter trug; und als er Herta persönlich der mütterlichen Obhut der Besitzerin übergeben hatte, setzte er sich unten ins Restaurant, denn die Natur forderte endlich ihr Recht.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam Frau Schulz mit einem bedenklichen Gesicht in die Gaststube. „Es ist ja begreiflich, Herr Rechtsanwalt," sagte sie mitleidig, „das arme junge Ding! Aber sollte es nicht doch besser sein, einen Arzt zu rufen? Sie liegt im Bett und hat Weinkrämpfe. Ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen."

Kollmann sprang auf. „Also ein Nervenchok?"

„Ja, so was ist es wohl."

Fünf Minuten später saß Ernst im Auto. Er handelte ganz impulsiv, als er dem Chauffeur die Adresse seines Freundes Dr. Vollert aufgab. Der kannte doch Herta und konnte am besten die geeigneten Mittel verschreiben. Alles übrige war hier gleichgültig.

Der Doktor war zu Hause, er hatte schon das Ergebnis der Verhandlung gehört. Aber als Ernst ihm sein Anliegen vortrug, zögerte er.

„Weiß Fräulein Maleck, daß ich zu ihr gerufen werde?" fragte er.

„Nein! Ich konnte doch nicht in ihr Zimmer eindringen!"

„Ich bin ihr unsympathisch," sagte Vollert achselzuckend. „Vielleicht haßt sie mich sogar. Wer kann in dieser Frauenseele lesen! Indessen, wenn Sie es wünschen, Kollmann — die Pflicht des Arztes geht vor."

Sie fuhren nach dem Hotel, und Ernst setzte sich wieder ins Restaurant, während Vollert die Treppe hinaufstieg; er kam schon nach kurzer Zeit zurück und bestellte sich ein Glas Bier.

„Nun?" fragte Ernst ungeduldig.

„Es hat nichts weiter auf sich; sie wird morgen reisen können. Aber interessant war mir dieser Besuch doch."

„Wieso?"

„Es hat sich eine Vermutung bestätigt, die ich schon längst hegte. Fräulein Maleck ist ein vorzügliches Medium."

„Herta?"

„Wenn Sie lieber wollen — ja. Ich sah sofort, daß ihr nichts als Schlaf fehlt. Nun, es ist ja schließlich kein Pappenstiel — das alles. Und ich wollte ihr ein paar Pulver verschreiben. Aber dann kam es so über mich, als ich in ihre flackernden Augen sah. Sie ist aus lauter Nerven zusammengesetzt. Wir Psychiater — hm, nun ja, wir sind es doch schließlich — also wir müssen alle mit Mesmerismus arbeiten, und ich selbst habe einige Fertigkeit darin. Es ging ganz leicht — ein halbes Dutzend Striche, dann schlief sie wie ein Murmeltier, und das ist um so merkwürdiger, als die Sympathie fehlte. Ich glaube, sie hätte mich am liebsten hinausgeworfen."

Der Arzt trank einen Schluck Bier und sah auf die Uhr.

„Das ist ein zweifelhafter Genuß — Flaschenbier im Hotel. Kommen Sie, Kollmann, im Klub der

Junggesellen sind Sie lange nicht gewesen, und werden ja wohl demnächst ganz austreten. Aber auf dem forensischen Sieg des heutigen Tages kann eine Pulle Schum sitzen. Was meinen Sie zu Kempinski?“

Kollmann erhob sich. „Ich will Sie ein Stück begleiten, Doktor, aber nach Kneipen ist mir nicht zumut. Meine Nerven sind in Aufruhr, ich habe Herzklopfen —“

Der Arzt faßte lächelnd den Puls des Freundes und nahm seinen Hut. „Zum Sterben langt es noch nicht, Kollmann, aber das Herz ist ein wunderliches Ding. Also dann nicht.“

Ein paar Straßen weit gingen sie zusammen, dann trennte Ernst sich von seinem Gefährten, und Vollert bummelte langsam weiter. Zuletzt befand er sich Unter den Linden, ganz in der Nähe des Brandenburger Tores. Da faßte er plötzlich einen Entschluß.

Es ging zwar schon auf acht Uhr, aber wenn man jahrelang in einem Hause gelebt hat und die Gewohnheiten seiner Insassen genau kennt, dann kommt es nicht mehr so genau auf die Form an. Eine Viertelstunde später schellte Vollert an der Pension Huber und wurde von dem Portier, der selbst aus seiner Loge herauskam, freudig begrüßt.

„Das ist recht, Herr Doktor,“ sagte der Alte, „daß Sie sich auch einmal nach uns umsehen. Seitdem Sie und der Herr Assessor weg sind, will es mir gar nicht mehr so recht gefallen, und die Gnädige spricht jeden Tag davon, daß sie aus Berlin wegziehen will.“

Vollert blieb einen Augenblick neben dem Manne stehen, der außer seinem Amte als Portier die Schusterei betrieb und seine Ahle noch in der Hand hielt. „Na, Herr Bartels, das flickt sich schon wieder zurecht. War Frau Huber heute in der Verhandlung?“

„Natürlich, sie hatte ja eine großmächtige Ladung gekriegt. Und sie kam ganz auseinander wieder zurück."

„Ja," sagte Vollert kopfnickend, „so was nimmt mit. Aber die Sache ist ja gut abgelaufen, man hat Fräulein Maleck freigesprochen. Übrigens wundert es mich, Herr Bartels, daß Sie nicht auch geladen worden sind."

„Ich? Warum?"

„Nun, die Zeitungen schrieben allerlei von dem Chauffeur, der Fräulein Maleck gefahren hat, und den man nicht auffinden konnte. Vielleicht hätten Sie ihn beschreiben können, denn Sie haben doch damals der Dame geöffnet."

Der Alte lachte. „Ich kann keine Gesichter behalten und wäre also ein schlechter Zeuge gewesen, Herr Doktor. Gesehen habe ich ihn wohl ganz flüchtig, so beim Laternenlicht und im Wegfahren. Er sah ein bißchen versoffen aus. Aber damit würde den Herren vom Gericht wohl wenig gedient gewesen sein."

Vollert nickte dem Flickschuster zu und betrat das Haus. Er wurde von Mary in dem kleinen Kontor empfangen, wo sie sich immer aufhielt, wenn die Geschäfte des Tages erledigt waren.

„Sie haben mir", sagte er, „die Erlaubnis gegeben, gnädige Frau, bei Ihnen als Freund formlos zu verkehren, und ich mache heute zum ersten Male davon Gebrauch. Störe ich auch nicht?"

„Niemals," versicherte sie eifrig und schob ihm einen Sessel an den Kamin. „Gerade heute sehnte ich mich nach einer Aussprache. Es war ein schrecklicher Tag."

„Er hätte noch schrecklicher werden können, Frau Huber."

„Ach ja, ich weiß es. Die Geschworenen berieten lange, sie sollen nicht einig gewesen sein. Mein Gott, ich gönne ihr die Freisprechung, ich gönne ihr alles, ich hasse keinen Menschen, ob er gut oder schlecht ist. Aber warum muß man dafür mich hassen?“

Vollert rückte seinen Sessel etwas näher und sah der jungen Frau in das erregte Gesicht. „Wer könnte das, Frau Mary?“

„Sie tut es. Wenn ein Blick töten könnte, ich säße hier nicht neben Ihnen.“

„Menschliches — allzu Menschliches!“ sagte er leise. „Sie waren als Hauptbelastungszeuge geladen — wenigstens stand das so in den Zeitungen.“

„Das ist richtig, Herr Doktor. Ich mußte eben die Wahrheit sagen, und die Richter hatten danach zu urteilen. Aber das war nicht der Grund dieses Hasses — das nicht.“

Es rang in ihr, etwas mehr zu sagen, und sie öffnete schon die Lippen, aber Doktor Vollert machte eine leichte Handbewegung und sah sie mit seinen forschenden Augen an.

„Nicht aufregen, Frau Mary. Das schadet sogar Ihnen, und Sie wissen doch, daß ich alles Trübe von Ihnen fernhalten möchte. Oder wissen Sie das noch nicht?“

„Ich weiß, daß Sie mein Freund sind,“ entgegnete die junge Frau leise und begann sich angelegentlich mit dem Schürhaken zu beschäftigen.

Den nahm er ihr aber aus der Hand. „Das Feuer brennt wirklich hell genug, liebe Freundin. In diesem Kamin und anderswo, damit Sie es nur gleich wissen. Wollen Sie auch wissen, was ich morgen tun werde?“

„Morgen?“

„Ja, heute ist es zu spät. Ich werde aus dem Verein der Junggesellen austreten."

Frauen haben immer Ahnungen, und auch Frau Mary ahnte in dieser Minute etwas. Aber zunächst kam der Münchener Humor zum Durchbruch, und sie lächelte ein ganz klein wenig.

„Sie treten ja doch übermorgen wieder bei, lieber Doktor," sagte sie.

„Niemals, wenn mir heute auf eine Frage die erwünschte Antwort wird!"

Das war so deutlich, daß die Frage selbst überflüssig wurde, und die junge hübsche Frau atmete tief auf.

„Also das ist ein Heiratsantrag, Justus. Übereilt ist er nicht, denn wir haben zwei Jahre nebeneinander gesessen und ganz gewiß einen Scheffel Salz zusammen verzehrt. Ich bin achtundzwanzig und kann meinen Seligen leider nicht wieder lebendig machen; Kinder stehen auch nicht im Wege, es wäre also eine Torheit, wenn ich meine Hand einem braven Manne verweigern wollte. Sie sind das selbstverständlich, lieber Justus, und wenn eines nicht wäre, dann könnte ich Sie auch herzlich lieb haben — aber über das eine komme ich halt nicht weg."

„Was ist das, Mary?" fragte er erregt.

„Das ist ein anderer Mann, Justus."

„Also doch!" sagte er fast zornig. „Bisweilen habe ich es geglaubt, dann zweifelte ich wieder daran. Und seit heute —"

„Seit heute weiß ich, daß dieser Mann eine andere liebt," vollendete Mary ruhig. „Mit diesen meinen Augen habe ich's gesehen, wie er sie in die Arme nahm vor allen Leuten, nach einer Verteidigungsrede, die einer Verlobungsanzeige gleichkam. Aber was hat das mit meiner Liebe zu dem Manne zu tun?"

Doktor Vollert war so verblüfft, daß er die Antwort vergaß.

Frau Mary fuhr fort: „Es steht geschrieben, daß man einem andern sein Weib nicht abspenstig machen soll. Ich bin eine leibliche Christin, und wenn dies eine würdige Liebe wäre, so wollte ich meine eigene aus dem Herzen reißen. Aber Herta Maleck ist eines solchen Mannes nicht würdig.“

„Man hat sie freigesprochen,“ murmelte der junge Arzt.

„Ich spreche sie nicht frei. — Nein, lieber Freund, das ist nicht die Eifersucht der Frau, von der so viel Ungeheuerliches gesagt und geschrieben wird, das ist die Seele der Frau, die um den Geliebten bangt. Er wird sie heiraten, denn sein Mund hat vor den Leuten bekannt, daß die Liebe alles glaubt, und ich kann nichts, gar nichts tun, um das Unheil von ihm abzuwenden. Er wird an der Seite dieser Frau leben, die ihr Geheimnis mit sich herumträgt. Aber jetzt antworten Sie mir ehrlich, Justus: Möchten Sie das Dasein mit einer Frau teilen, die zwar keine Geheimnisse birgt, die aber Tag und Nacht um den anderen sorgt, und dabei mit ihrem Ahnen und Fühlen allein steht, wie Kassandra an den Mauern Trojas?“

Doktor Vollert war aufgestanden und reichte der jungen Frau die Hand. „Es wäre so schön gewesen, Mary, es hat nicht sollen sein. Für mich selbst gebe ich die Hoffnung auf, aber was Sie einen Kassandraglauben nennen, das ist schrecklich und wird Ihnen noch den Lebensmut rauben. Sie haben doch nicht mehr Beweise in Händen als die Richter, und vielleicht wird über kurz oder lang die Wahrheit an einer ganz anderen Stelle enthüllt werden.“

Sie schwieg und begleitete ihn bis an die Tür.

Und dort sagte sie noch: „Kann die Freundschaft nicht zwischen uns bleiben, Justus?“

„Bundestreue,“ entgegnete er bedeutsam. „Aber wir kämpfen gegen einen allmächtigen Feind, Mary. Wer hätte jemals der Liebe die Binde von den Augen genommen?“

— — — — — — — — — — — — — —

Das war eine dunkle Nacht. Die Straße zwischen der Häuserzeile und den Bäumen des Tiergartens wurde von Bogenlicht überstrahlt, aber jenseits lauerte das Waldgeheimnis.

Ein Schlupfwinkel für Gesindel, wie die Weltstadt es anzieht und ausstößt, eine Brutstätte des Verbrechens mitten im gewaltigen Häuserring.

Das hätte auch jener Mann wissen müssen, der einer geheimnisvollen Tat zum Opfer gefallen war, und wenn er wirklich auf seinem Heimweg ins Quartier die Richtung verlor: bis in die entlegenen Gebüsche des Tiergartens hinein konnte er doch nur verschleppt worden sein.

Von jemand, dem er Vertrauen schenkte.

Wer war das?

Als Ernst Kollmann sich in den Vormittagsstunden des folgenden Tages rüstete, um Herta in ihrem Hotel aufzusuchen, betrat sie plötzlich und unerwartet sein Bureau. Sie trug ein elegantes Straßenkostüm und überraschte ihn so sehr durch ihren Anblick, daß er zuerst ganz starr vor ihr stand.

Dann breitete er unwillkürlich die Arme aus, und sie schmiegte sich mit einem Jubelruf hinein. Es war, als ob die letzten Wochen ausgelöscht seien, aus ihren strahlenden Augen redete nur Zärtlichkeit und Glück — sie war schöner als je.

„Mein Liebling,“ sagte er, „welche unerwartete Freude! Ich glaubte eine Kranke aufsuchen zu müssen, und du kommst wie die Gesundheit selbst zu mir! Wer hat dies Wunder bewirkt?“

„Die Liebe, die Freiheit und zwölf Stunden Schlaf,“ entgegnete sie lachend. „Ja, Ernst, ausgewachsene zwölf Stunden. Die Erschöpfung muß doch groß gewesen sein, denn das ist mir im Leben noch nicht passiert.“

„Und Doktor Vollert hat dir nicht mal ein Pülverchen gegeben!“

Herta hätte sich neben ihn auf das Sofa gesetzt, und er fühlte, wie ihre Hand, die in seiner ruhte, leise zuckte. „Doktor Vollert? Ja so — — nun wird es mir dunkel erinnerlich, er muß wohl dagewesen sein. Warum hast du denn gerade den gerufen?“

„Er ist mein Freund, Herta, und weiß mit den Nerven Bescheid.“

„Ach Gott, Nerven habe ich überhaupt nicht, das kam nur alles von der dummen Musik, die ich nun glücklich hinter mir habe. — Weißt du denn, warum ich hier bin?“

„Hoffentlich meinetwegen,“ sagte er zärtlich und streichelte ihr das dunkle Haar.

„Natürlich, du kluger Mann! Aber vor allen Dingen will ich dich mit mir nehmen.“

„Wohin?“

„Nach Erlensee — wenn du nichts dagegen hast. Ich war doch schon unterwegs, als man mich verhaftete.“

Die Erinnerung an diese schreckliche Stunde jagte ihr einen Schauer über den schlanken Leib, und sie drückte sich fester in seine Arme.

„Nicht, um dort zu wohnen, Schatz! — Darf ich dich so nennen?“

„Bist du es nicht?"

„Einen Antrag habe ich noch nicht gehört!"

„Das ist zwischen uns überflüssig," sagte er ernst. „Ich habe dich den Klauen der Justiz entrissen, du bist mein."

„Gut, dann wollen wir auch sehr vernünftig sein. Da hast du den Verlobungskuß — später gibt es mehr. — Also das Gut muß unter einen Verwalter; wir selbst werden doch in Berlin bleiben, denn nach dem gestrigen Tage bist du ein berühmter Verteidiger geworden. Ich las es in der Zeitung. So was kommt über Nacht."

Kollmann schüttelte lächelnd den Kopf. „Eitelkeit, Herta. Es ist keine Kunst, seine Liebe zu verteidigen. Und in diese Lage werde ich nicht zum zweiten Male kommen."

Schon der Gedanke daran trieb ihr das Blut in die Schläfen und ließ vermuten, daß sie unter Umständen auch eifersüchtig sein konnte.

Aber sie sprach es auch aus. „Das will ich hoffen. Wenn du es jemals mit einer anderen hieltest —"

„Mich will keine außer dir," scherzte er und erschrak gleich darauf ein wenig vor dem Blick, der in ihren Augen aufflammte.

„Von einer weiß ich es, Ernst. Wie sie gestern mit Fingern auf mich deutete und sagte, ich sei ihr unheimlich! Jawohl bin ich ihr unheimlich, denn sie hält mich für eine Hexe, weil ich dein Herz bezaubert habe und es in meiner Hand halte. Aber sie soll nur kommen —"

Sie brach ab und strich sich die Haare aus den Schläfen.

„Ein bißchen steckt es doch noch in mir von gestern. Darum nur schnell heraus aus diesem Häusermeer und in die Stille des Waldes! Nur auf kurze Zeit, nur für so lange, bis ein wenig Gras darüber gewachsen ist."

„Ich will dich hinbringen," sagte er nachgiebig, „wenn auch nur bis an die Schwelle. Denn wenn mein Ruhm, wie du es nennst, ausgenützt werden soll, dann darf ich Berlin nicht auf lange verlassen. — Aber ist die Reise überhaupt zu empfehlen, Herta? Wir stecken mitten im Winter, und von der Erholung eines Landaufenthalts kann jetzt kaum die Rede sein."

Herta blickte vor sich hin und schien mit ihren Gedanken in die Ferne zu wandern. „Meine Erinnerungen sind nur dunkel, als Kind war ich zum letzten Male dort. Eine lange Allee, und am Ende das uralte Herrenhaus. Rings herum viel Tannenwald, dann der See und das kleine Dorf. Wir wollen ja auch nicht dort wohnen, sondern nur das Notwendigste ordnen. — Und nun zeig mir deine Räume. Ich will doch wissen, wo meine Gedanken weilen sollen, wenn ich nicht bei dir bin."

Er tat ihr den Willen und führte sie durch die paar Zimmer, die sich dem kleinen Bureau anreihten.

Herta betrachtete alles genau und sagte etwas geringschätzend: „Das ist fast spartanisch und wird natürlich anders werden. Dein Bureau bekommst du Unter den Linden, eine ganze Zimmerflucht — mit mindestens zwölf Schreibern. Wir selbst nehmen uns eine Villa, irgendwo draußen, nur nicht in der Tiergartenstraße!"

Der junge Rechtsanwalt lächelte: „Weißt du auch, was das alles kostet, Schatz?"

„Wahrscheinlich ziemlich viel. Aber Erlensee wirft es ab. Wir müssen ja doch das Gut verpachten, und unter fünfzigtausend Mark bekommt es keiner. Der Pfleger meines Vetters hat mir das alles auseinandergesetzt, und er versteht die Sache."

Für so reich hätte Ernst seine Verlobte nicht gehalten,

und es schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Dann lag ja eigentlich für ihn kein Hindernis vor, den Anwaltsberuf aufzugeben und in den Staatsdienst einzutreten. Aber vorläufig sagte er nichts, zumal Herta sich in dem Gedanken an seinen Ruhm als Verteidiger zu sonnen schien.

Sie ließ ihm übrigens auch keine Zeit zum Überlegen, sondern fiel über die Morgenzeitungen her und tat ganz entrüstet, daß ihr „Fall“ so kurz darin behandelt war.

„Deine ganze Rede hätte man Wort für Wort abdrucken müssen,“ sagte sie eifrig. „Das andere konnte meinetwegen wegbleiben. Es ist ja nicht schön, auf der Anklagebank zu sitzen unter hundert neugierigen Augen — aber solange du sprachst, hatte ich ein stolzes Gefühl, und je tiefer die andere den Kopf neigte, desto höher hob ich den meinen empor.“

Fast pathologisch mutete dieser Haß an, und Ernst lenkte davon ab. Er hatte Herta lange im Herzen getragen, er hatte es gelernt, sie im Unglück zu lieben, aber jetzt leuchteten Freiheit und Glück, und sie sollte in seinen Augen groß dastehen — ohne die weibliche Schwäche der Eifersucht, zu der er selbst doch keinen Anlaß gegeben hatte.

Am nächsten Tage reisten sie ab. Es war trübes Wetter, und die spärlichen Reize der Gegend verbargen sich hinter Wolken und Nebelschwaden.

Herta war einsilbig. Der Rückschlag der letzten Zeit kam wohl jetzt zum Durchbruch und zeigte sich in einer nervösen Abspannung. Sie schlief bisweilen ein, und weil die Wagenabteilung leer war, tat sie sich nicht den geringsten Zwang an, sondern bettete ganz ruhig ihr Haupt an die Brust des Geliebten.

Gewiß, er hatte sie ja schon öfter im Arm gehalten — das erstemal vorgestern, als die Besinnung von ihr wich, dann gestern ein paarmal.

Sie hatte den Reisehut abgelegt, um es bequemer zu haben, und die reichen schwarzen Haare flossen in leichter Verwirrung um den feingeformten Kopf; ihre langen seidenweichen Wimpern verdeckten die Augen und ruhten wie bei einem Kinde auf der runden Wange — sie war im Schlaf wirklich entzückend schön, und der mädchenhafte Ausdruck trat stärker hervor, wie es bei temperamentvollen Naturen im Zustand der Ruhe immer der Fall zu sein pflegt.

Wie wird sie als Weib sein?

Ernst grübelte darüber nach und konnte sich kein rechtes Bild davon entwerfen. Er war wenig mit Frauen in Berührung gekommen, der eigenen Mutter entsann er sich kaum. Eigentlich war Mary Huber die einzige, der er jemals im Leben nähergetreten war.

Aber zwischen ihr und Herta gab es keinen Vergleichspunkt.

Die eine hatte das große Mysterium der Liebe entschleiert, und wem sie sich schenkte, der wußte, welchen köstlichen Schatz er sein eigen nannte. Dieses schöne schlafende Rätsel hier mußte aber erst gelöst werden, oder es ließ sich überhaupt nicht erraten.

Da hob Herta den Kopf. „Du bist eben nicht bei mir gewesen," sagte sie.

„Doch, Liebling — ganz dicht."

„Ja, dein Herzschlag, aber nicht dein Herz. Ich kann das schwer ausdrücken, es ist mir selbst dunkel, aber ich bitte dich um eines: Wenn du in meinen Armen bist, denk nur an mich allein, alles andere tut mir weh. Es war schon in meiner Kindheit so, selbst auf dem Schoß meiner Mutter. Was mag das sein?"

„Vielleicht die Nerven," sagte er nachdenklich und nicht ganz ohne Schuldbewußtsein, denn er hatte ja wirklich soeben an Mary gedacht.

Aber Herta zog die Stirn kraus. „Was ihr nur immer mit meinen Nerven wollt! Solange dieser Vollert mir bei Tisch gegenüber saß, hatte ich immer das Gefühl, als ob er Studien an mir machte. Und nun fängst du auch an! Ich bitte dich, nimm mich wie ich bin, ohne Forschen und Grübeln — ich will dir blind ergeben sein, sei du es auch. Ich glaube, das ist die einzige Art der Liebe, die bis ans Ende aushalten kann."

„Bis an ein spätes Ende, Herta!"

„Das ist mir nun wieder unverständlich. Leben wir denn nur, um alt zu werden? Ich tanze gern, und mein Lieblingstanz war immer der Kehraus. Stürmisch, atemlos — und dann schrill abbrechend. Es ist polnisches Blut."

Den Rest der Fahrt legten sie schweigend zurück.

Er dachte bei sich, es sei das trübe Wetter, das auf ihn drückte, und er war froh, als sie ihr Ziel erreicht hatten, eine kleine entlegene Bahnstation, wo der Wagen wartete. Denn Ernst hatte den Gutsinspektor telegraphisch benachrichtigt, und er war auch selbst da, ein mürrisch blickender, untersetzter Mann, ältlich, mit breitem Rübezahlbart.

Einen offenen Jagdwagen hatte er und zwei prächtige Trakehner davor. Aber bei dem feuchten Wetter war das nicht besonders einladend.

„Besitzt das Gut denn keine geschlossene Kutsche, Herr Janke?" fragte Kollmann. „Ich fürchte, meine Braut wird sich erkälten."

Bei dem Worte „Braut" zuckte der Griesbart mit den buschigen Augenbrauen. „Was der gnädige Herr

war, der fuhr in Wind und Wetter, der hätte neunzig Jahr alt werden können, wenn — das nicht gekommen wär'."

Sehr willkommen schien die neue Herrschaft nicht zu sein, und das war schließlich zu verstehen, denn dieser unselige Prozeß hatte die Spalten der Zeitungen gefüllt, und man wußte natürlich auch hier Bescheid.

Zum ersten Male — denn die letzten Tage waren wie ein Traum gewesen — ging Ernst ein Bewußtsein darüber auf, wie schwer seine eigene Stellung sein werde, solange der wirkliche Täter nicht gefaßt und überführt war, und das erfüllte ihn mit einem Trotz, der in seinen Zügen wohl deutlich zum Ausdruck kam.

Herta sah es und sagte auf englisch: „Ruhe, mein Freund. Bei diesen Leuten bin ich noch immer verdächtig — es ist ein Zeichen von Treue."

Wegen der Nähe des Inspektors, der auf dem Bock saß, konnten sie sich auf der kurzen Fahrt nur wenig unterhalten und betrachteten die Gegend.

Dunkle Tannenwälder, unter dem grauen Abendhimmel noch schwärzer als sonst, dann das Dorf, ein kleiner See mit steilen Ufern, anscheinend unergründlich tief, zuletzt die lange Rüsternallee, an deren Ende ein paar Lichter blinkten.

Janke wendete den Kopf über die Schulter. „Erlensee. Für das gnädige Fräulein haben wir ein Fremdenzimmer hergerichtet. Was den Herrn Bräutigam betrifft —"

„Ich logiere im Dorfkrug," sagte Ernst. „Es ist doch hoffentlich einer vorhanden?"

„Das schon. Auch wohl ein Bett."

Der Empfang seitens des spärlich vorhandenen weiblichen Gesindes war ebenfalls nicht sehr erfreulich. Scheue Gesichter und karge Worte, aber man hatte

doch für ein Abendbrot Sorge getragen. Im Arbeitszimmer des früheren Besitzers, das noch am wohnlichsten eingerichtet war, war gedeckt.

„Der gnädige Herr führte ein richtiges Junggesellenleben,“ sagte die alte Schaffnerin. „Dieser Flügel ist möbliert, alles andere steht leer bis auf ein paar Fremdenzimmer.“

„Davon ist wohl eines für mich hergerichtet?“ fragte Herta schnell.

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Ich dachte —“

Was sie dachte, kam nicht zum Ausdruck, aber es stand in den Augen geschrieben: Du wirst doch nicht schlafen wollen, wo — er geschlafen hat?

Schweigsam verzehrten sie das Essen. Es lag in dem düsteren Raum eine dumpfe Luft — man hatte wohl lange nicht geheizt.

Und dann brachte Herta ein Schlüsselbund zum Vorschein.

„Die sind mir vom Gericht ausgehändigt worden,“ sagte sie. „Es liegen noch eine Menge Familienpapiere unter Verschluß, ich will sie heute abend durchsehen. Du selbst tust am besten, dich jetzt in den Dorfkrug zu begeben. Man weiß, wie umständlich solche Leute sind, bis sie ein Bett hergerichtet haben. Und morgen wollen wir das übrige bereden.“

Das kam ziemlich kühl und geschäftsmäßig heraus, als ob die Luft dieses Hauses eine Wandlung in ihr hervorgerufen hätte.

Aber bei Ernst war das auch der Fall, und er sträubte sich jetzt gegen seine eigene Anordnung.

„Ich darf dich nicht allein lassen, Herta,“ erklärte er. „Man ist dir übel gesinnt, und wenn auch keine Gefahr droht, so ist ein Schabernack doch bald ausgeführt. Ich bleibe in den Kleidern und lege mich hier auf das Sofa.“

Mit einer schnell wieder auflodernden Zärtlichkeit streichelte sie ihm die Wangen. „Wir müssen korrekt sein, mein Liebling — es sind unsere Untergebenen. Du glaubst doch nicht, daß ich mich fürchte? Ich könnte ja allenfalls —"

Ihre Augen wanderten durch das Zimmer und blieben an einem Gewehrschrank hängen.

„Ja, das wäre ein Ausweg. Mein armer schöner Revolver liegt noch auf dem Gericht, und wer weiß, ob ich ihn wiederkriege. Aber in dieser Waffensammlung wird sich wohl auch etwas finden, und das kann ich dann vor mein Bett legen."

Nach einigem Zögern willigte er ein und nahm Abschied, denn es war ganz deutlich zu spüren, daß sie allein sein wollte.

Auf dem Wege nach dem Dorfe grübelte er über die Ursache nach. Er war Hertas Verlobter und hatte sie hierher begleitet, um bei Ordnung der Verhältnisse zu helfen. Aber die Familienpapiere, alles, was noch unter Verschluß lag, wollte sie allein durchsehen, dabei konnte sie keinen Zeugen brauchen.

Wollte sie sich überzeugen, daß nicht doch etwa eine Verfügung auf den Todesfall vorhanden sei, die den Gerichten bisher entgangen war?

Eine Sekunde lang überlief es den jungen Juristen eiskalt, denn wenn der gesetzliche Erbe noch irgend etwas sucht, das sein Recht schmälern könnte, und wenn er es geflissentlich allein tut, dann liegt ein häßlicher Gedanke ziemlich nahe.

Aber diese Regung dauerte nicht länger als jener flüchtige Mondstrahl, der soeben hinter den Wolken hervorhuschte und sich gleich darauf wieder verbarg.

Herta mochte unvorsichtig sein, und Mary hätte ganz gewiß offener gehandelt, aber wer ein Weib

gegen den schwersten Verdacht siegreich verteidigt hat, der kommt auch über kleinliche Bedenken hinweg, die sich nur in einer so dunklen Nacht heranschleichen, wie diese war. —

Das Dorf lag nur zehn Minuten entfernt und seine Lichter leuchteten herüber; aber dennoch wäre Ernst einmal fast bedenklich vom Wege abgeraten, denn am Ende der Rüsternallee stand er plötzlich neben dem kleinen See, der die Gegend benannte, und er mußte sich daran entlang tasten, um nicht in Gefahr zu geraten.

Seine Ufer waren sehr steil, und das Wasser blinkte so schwarz und schilflos herauf, daß es eine große Tiefe ahnen ließ. Wer da hinabglitt, der hatte wohl für immer Ruhe und brauchte sich nicht mehr mit grübelnden Gedanken zu quälen! —

Kollmann war im Krug bereits angemeldet und wurde von dem Dorfschulzen erwartet, einem ruhigen, verständigen Mann, der nichts von dem Mißtrauen der Gutsinsassen zur Schau trug.

„Diesen unfreundlichen Empfang dürfen Sie dem Inspektor nicht verdenken, Herr Rechtsanwalt,“ sagte er. „Der Mann hat jahrelang selbständig gewirtschaftet, denn Herr Weber hatte nur noch Interesse für seine politischen Vereine. Im Grunde genommen ist jeder froh, daß Fräulein Maleck das Gut hat und nicht der andere. Den hätte man wahrscheinlich totgeschlagen, denn er ist ja doch der richtige Mörder, wir kennen ihn hier zur Genüge mit seinen schlimmen Streichen.“

Kollmann atmete auf. „Das ist mir ein großer Trost, Herr Schulze. — Also der Inspektor Janke sorgt sich nur um seine Stellung?“

„Weiter nichts. Zehn Jahre lang hat er musterhaft gewirtschaftet, Sie können seine Bücher nachprüfen.

Ich würde Ihnen auch nicht raten, das Gut zu verpachten. Dann kommt ein Fremder herein, und der Unfriede ist da. Lassen Sie die Sache wie sie ist, auf die Weise behalten Sie auch die Verfügung über das Herrenhaus; für ein paar Sommerwochen lebt es sich hier nicht schlecht."

„Das glaube ich gern."

„Nun wird ja wohl auch ein Denkmal für Herrn Weber herkommen?" fragte der Schulze weiter. „Bisher sah das Grab ein bißchen wüst aus."

Ernst stutzte. Über die Kriminaluntersuchung war das Opfer fast in Vergessenheit geraten, und er fragte halb gedankenlos: „Herr Weber liegt hier begraben?"

„Wo denn sonst?" entgegnete der Schulze etwas erstaunt. „Sie haben ihn in Berlin auseinandergeschnitten, aber sie haben ihn auch wieder zusammengenäht, und wir in Erlensee ließen es uns nicht nehmen, die Leiche zu reklamieren. Drüben auf dem Friedhof liegt er begraben. Aber ein Denkmal ist noch nicht da, eines mit Inschrift und Todesart — und dem freien Raum, wo der Name des Mörders hinkommt."

Wie eine verhaltene Drohung klang es. Aber Ernst Kollmann kannte das Volk und seine Anschauungen; er wußte, daß die Leute einen Akt der Vergeltung darin erblicken, wenn der Name des Täters mit verewigt wird.

„Es soll alles geordnet werden," sagte er, „und ich denke, es wird meiner Verlobten auch recht sein, wenn Erlensee wie bisher weiter verwaltet wird. Wir wollen zwar in Berlin wohnen, aber für einen gelegentlichen Sommeraufenthalt liegt das alte Gutshaus doch schön genug. Kann man es von hier aus sehen?"

Der Schulze trat an das Fenster und warf einen Blick in die Nacht. „Wenn Herr Weber noch spät über

seinen Zeitungen saß, dann schien das Licht bis hierher. Und jetzt ist es wieder da, genau auf demselben Fleck wie früher. Das kann wohl nur Fräulein Maleck sein, die noch auf ist. Aber die Leute werden natürlich wieder sagen, es sei ein Spuk, und der tote Herr könne keine Ruhe finden, bis die Tat heraus ist.“

„Oder vielmehr gesühnt,“ sagte Kollmann. „Denn man verfolgt den Täter jetzt steckbrieflich. Aber der wird wohl längst wieder drüben in Amerika sein.“ —

Noch lange sah Ernst das Licht von seiner Giebelstube aus. Der armselige Krug hatte natürlich keine richtigen Fenstervorhänge, und das Bett stand auch so ungeschickt wie möglich. Wenn man die Augen nur aufmachte, dann flimmerte dieser kleine helle Punkt in die Netzhaut und verscheuchte den Schlaf.

Nach Mitternacht fing das Licht an zu wandern; da mochte Herta endlich mit ihren Wühlereien am Ende sein und zu Bett gehen, aber diese ruhelose Flamme irrlichterte und konnte gar nicht zur Ruhe kommen.

Wenn einer in Nacht und Nebel vorüberstrich, dann schlug er wohl ein Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)



Schwefelgewinnung auf Sizilien

Von R. Zollinger

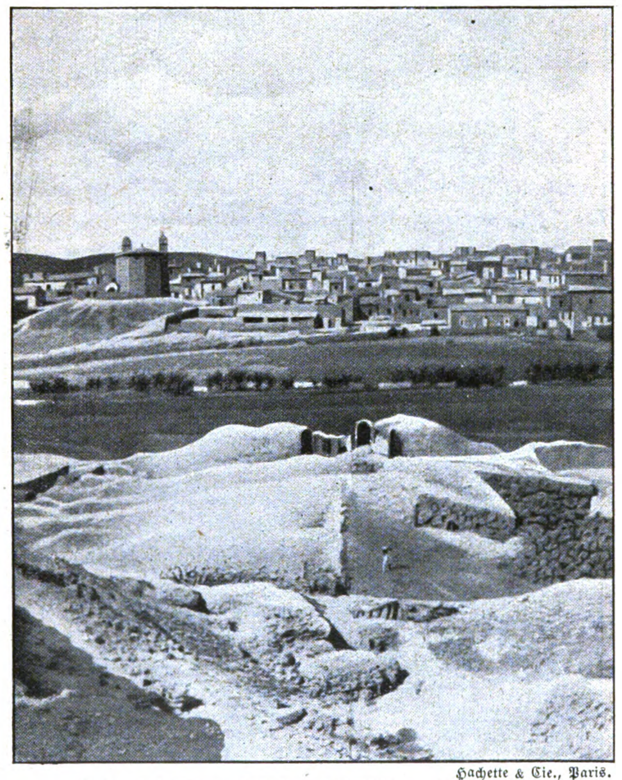
Mit 14 Bildern (Nachdruck verboten)

Die ausgedehnten, anscheinend nahezu unerschöpflichen Schwefellager in der Molasse Siziliens bilden den bei weitem reichsten und ergiebigsten unter den natürlichen Schätzen dieser Insel. Namentlich die Provinz Caltanissetta produziert seit vielen Jahrzehnten gewaltige Mengen des für zahlreiche Industriezweige unentbehrlich gewordenen Stoffes. Bis zum Jahre 1838 war Europa für die Deckung seines Bedarfs sogar ausschließlich auf den sizilischen Schwefel angewiesen, und noch 1875 lieferte Sizilien von den 380 Millionen Kilogramm, die die gesamte Produktion Europas darstellten, nicht weniger als 360 Millionen.

In neuerer Zeit ist der sizilische Schwefel zum Teil dadurch entbehrlich geworden, daß die für die Schwefelsäurefabrikation benötigte schweflige Säure, zu deren Darstellung in der erforderlichen Menge der sizilische Schwefel nicht ausreichen würde, jetzt vorwiegend durch Rösten von Schwefelmetallen gewonnen wird. Immerhin steht Italien unter den schwefelproduzierenden Ländern noch immer weitaus an erster Stelle. Die jährliche Ausfuhr beläuft sich auf etwa 560 000 Tonnen im Werte von etwa 53 Millionen Lire, und in den Provinzen Caltanissetta, Girgenti und Catania sind nicht weniger als fünfzigtausend Menschen bei der Schwefelgewinnung beschäftigt.

Trotz dieser ansehnlichen Zahlen kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Ausbeute durch einen zweckmäßigeren Abbau sehr bedeutend gesteigert werden könnte. Die Gewinnung geschieht nämlich zum größten Teil noch immer in derselben rohen Weise wie vor hundert und mehr Jahren. Ganz vereinzelt erst hat

man sich die modernen Errungenschaften der Bergbautechnik zunutze gemacht, und der Mangel an maschinellen Hilfsmitteln bei der großen Mehrzahl der Schwefel-



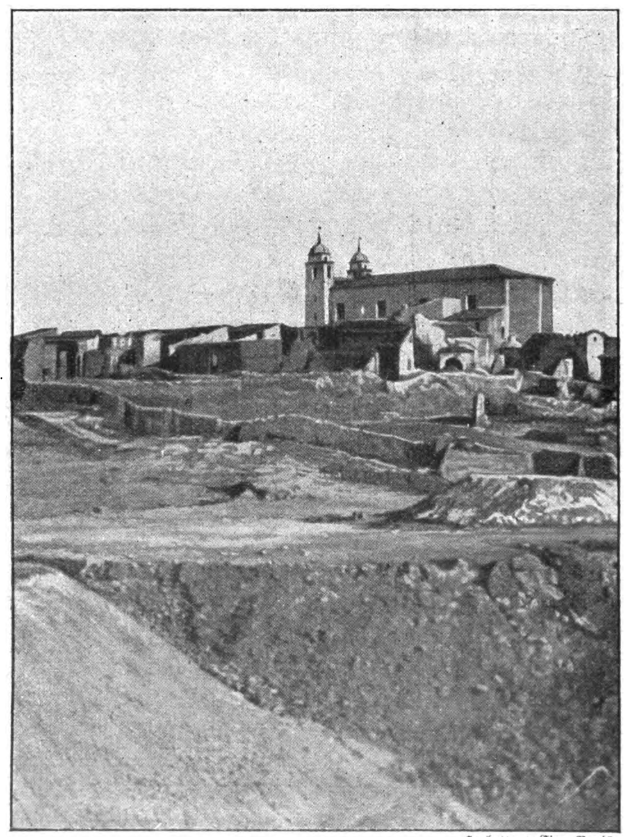
Hachette & Cie., Paris.

Schwefelgruben bei dem Städtchen Montedoro.

gruben hat eine beklagenswerte Vergeudung von Menschenkraft und Volksgesundheit zur Folge.

Niemand wird einen sizilischen Minendistrikt besuchen können, ohne die peinlichsten und schmerz-

lichsten Eindrücke mit sich zu nehmen. Wiederholte Unruhen und Aufstände haben bereits stattgefunden,

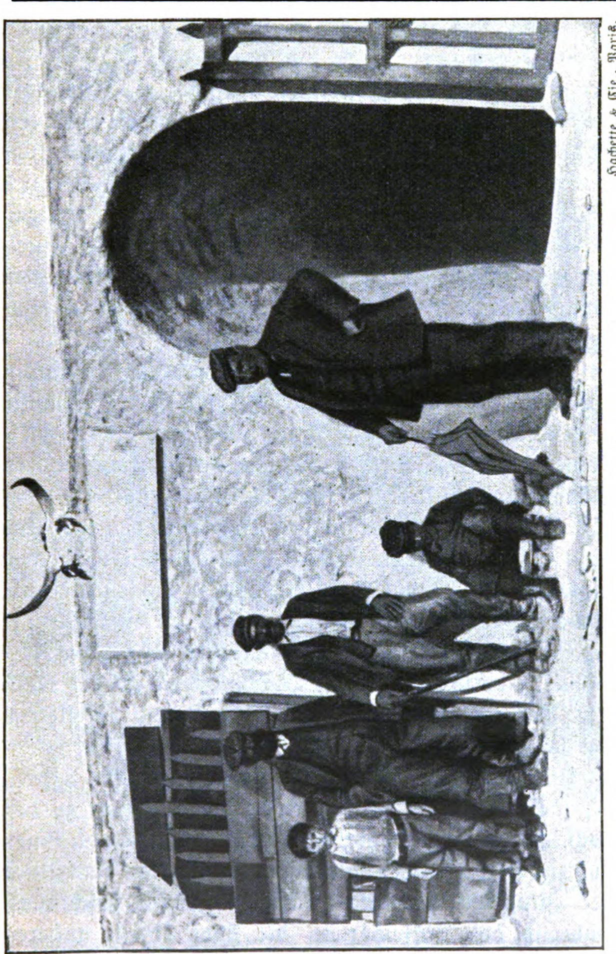


Hachette & Cie., Paris.

Abgebautes Gelände.

ohne die schreckliche Lage der Arbeiter wesentlich zu bessern.

Das Minengebiet, dem die beigegebenen Abbildungen


Hachette & Cie., Paris.

Vor dem Eingang einer Schwefelgrube.

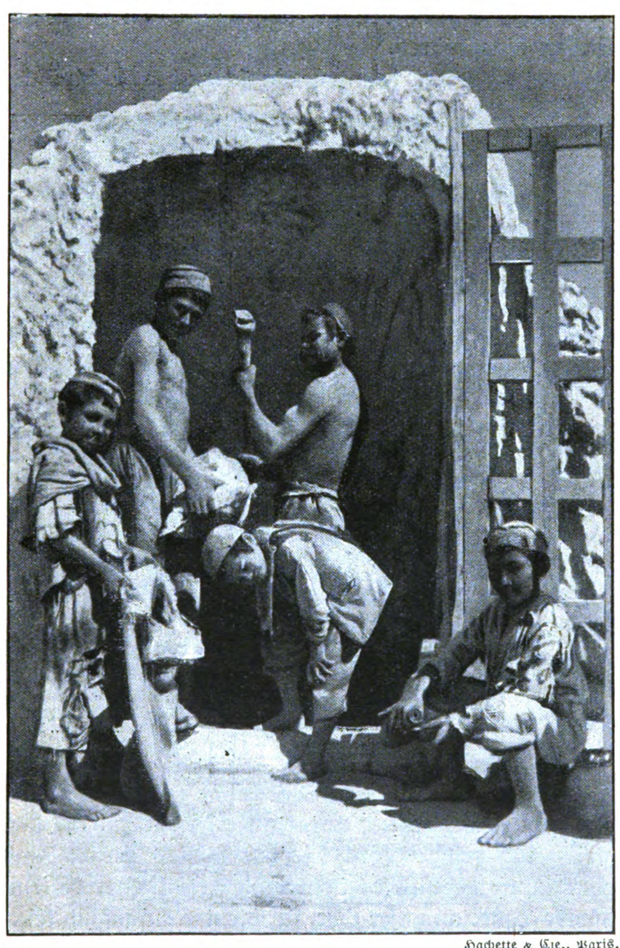
entstammen, liegt in der unmittelbaren Umgebung des Städtchens Montedoro, und die hier geübte Art des Betriebes ist durchaus kennzeichnend für die über-

wiegende Mehrheit der sizilischen Schwefelgruben. Schon der Eindruck, den wir von der landschaftlichen Szenerie empfangen, ist nichts weniger als erheiternd und herzerfreuend. Wo Schwefel gewonnen wird, erstirbt in weitem Umkreise jedes Pflanzenleben, und alles überzieht sich mit einer dicken Kruste gelben oder rötlichbraunen Staubes, der unseren Augen und Lungen ebenso unangenehm ist wie die auf große Entfernung hin zu verspürenden beizenden und atembeklemmenden Dämpfe, die den Schwefelmeilern und Öfen entsteigen.

Unmittelbar bei den letzten Häusern der Stadt nimmt das öde Gelände den Charakter einer eigentümlich gestalteten Miniaturhügellandschaft an; aber diese kleinen Hügel sind nicht Gebilde der Natur, sondern Schlackenaufschüttungen und Überreste zerstörter Meiler oder Calcaroni, wie sie für den Sizilianer heißen. Und nicht sie allein geben Zeugnis von der unermüdlichen unterirdischen Wühlarbeit, die hier getrieben wird, sondern wir sehen ihre Spuren auch an einer Anzahl halb verfallener armseliger Hütten, die von ihren Bewohnern verlassen werden mußten, weil sie die planlose Untergrabung des Bodens, auf dem sie stehen, mit gänzlichem Einsturz bedrohte.

Hier und da nun in dieser trostlosen Einöde öffnen sich gleich Pforten der Unterwelt die Eingänge zu den noch im Abbau befindlichen Gruben. Einige von ihnen sind zur Abwendung unglücklicher Zufälle mit dem Bilde der Jungfrau oder des heiligen Joseph geschmückt, während die Büffelhörner, die über einem anderen angebracht sind, darauf hinweisen, daß die drunten arbeitenden Mineure sich vor allem gegen den verderbenbringenden „bösen Blick“ zu schützen wünschen.

Wir treten näher, aber wir sehen zunächst nichts



Hachette & Cie., Paris.

Picconieri und Carrusi am Eingang einer Schwefelgrube.

anderes als ein unheimliches, pechschwarzes Loch, in dessen anscheinend bodenlose Tiefe unregelmäßige,

schlüpfrige, roh in den gewachsenen Stein gehauene Stufen hinabführen.

Nun dämmert drunten ein schwaches Lichtpünkt-

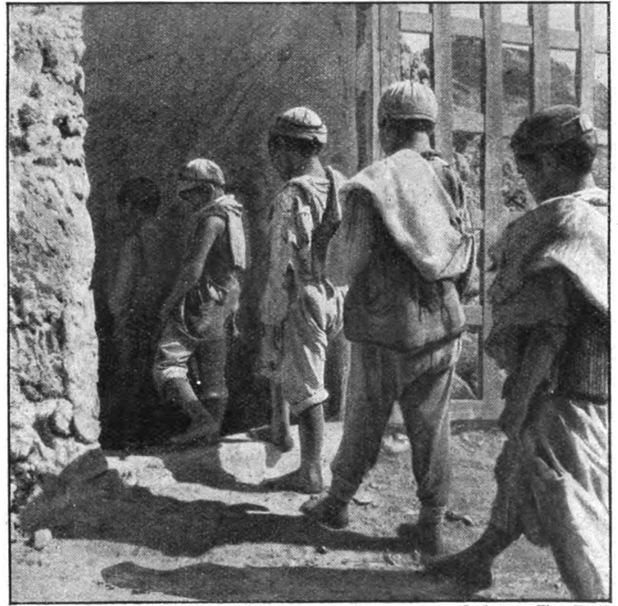


Hachette & Cie., Paris.

Carrusi beim Herausschaffen des schwefelhaltigen Erzes aus der Grube.

chen auf, das hüpfend näher zu kommen scheint, und gleichzeitig dringen, erst wie aus weiter Ferne, dann aber immer deutlicher vernehmbar, seltsame, beklemmende Laute an unser Ohr, für die wir anfänglich keine Deutung haben, bis wir sie als ein stöhnendes Ächzen menschlicher Wesen erkennen. Wir harren in Bangen auf das, was da kommen wird, und wir stehen erschüttert, als wir sie in langem Zuge aus der Finsternis empor-

tauchen sehen, die winzigen und schmächtigen, nur notdürftig bekleideten Gestalten halbwüchsiger Knaben, deren jede tief gebeugt ist unter einer Last von Erzbrocken, die man ihr auf den mageren Rücken gelegt hat. In großen Tropfen rinnt der Schweiß über die ernsten, unkindlichen Gesichter, schweißbedeckt sind die ungestüm arbeitenden nackten Brüste, und jeder Aufstieg zu einer weiteren Stufe ist begleitet von jenem



Hachette & Cie., Paris.

Rückkehr in die Grube.

qualerpreßten Ächzen, das einem noch lange wie eine aufreizende Mahnung im Ohre nachklingt.

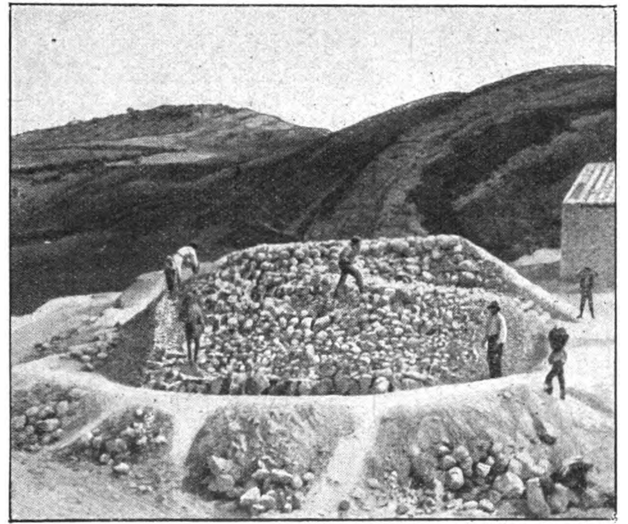
Wir erfahren später, daß keines dieser bejammernswerten menschlichen Lasttiere unter vierzehn Jahre

alt ist, und daß sich auch Siebzehn- und Achtzehnjährige unter ihnen befinden. Aber wir haben Mühe, es zu glauben. Denn da ist kaum einer, der nicht mit seinem dürftigen Körper, seinem eingesunkenen Brustkasten und seinen gekrümmten Beinen den Eindruck eines verkümmerten Zwölfjährigen machte. Und mit Grauen nur können wir uns vorstellen, daß die Altersgrenze, an der jetzt festgehalten werden muß, erst seit dem Jahre 1893 durch das Gesetz über die Kinderarbeit bestimmt worden ist, während bis dahin ganz allgemein schon unglückliche Bürschchen von neun und zehn Jahren für diese Verrichtung verwendet wurden, die ihre Gesundheit rettungslos zerstören mußte.

Nachdem jeder seine Last auf einen der Erzhaufen geworfen hat, die in einiger Entfernung vom Grubeneingang aufgeschüttet sind, kehren sie, ohne sich auch nur die allerkürzeste Ruhepause zu gönnen, ohne ein Wort oder ein Lächeln miteinander zu tauschen, in demselben traurigen Zuge, wie sie heraufkamen, wieder in die dunkle Tiefe zurück, wo die neue Last bereits auf sie wartet. Vorsichtig tastend, um nicht auf den unbequemen, ausgetretenen Stufen auszugleiten, folgen wir dem letzten von ihnen nach.

Es ist ein langer und mühseliger Abstieg, den wir zu bewerkstelligen haben, denn erst bei der zweihundertsten Stufe sind wir am Avanzamento oder, wie es in unserer Bergmannssprache heißen würde: „vor Ort“ angekommen. Beim Scheine kleiner Azetylenlaternen sehen wir hier die Grubenleute oder Picconieri bei ihrer mühevollen Arbeit. Nackt bis zum Gürtel und schweißtriefend brechen sie mit Hauen und Stangen die schwefelhaltigen Erzstücke aus dem Gestein, und der Ausdruck ihrer Gesichter ist fast durchweg ein derartiger, daß es uns nicht recht wohl wird in ihrer Gesellschaft.

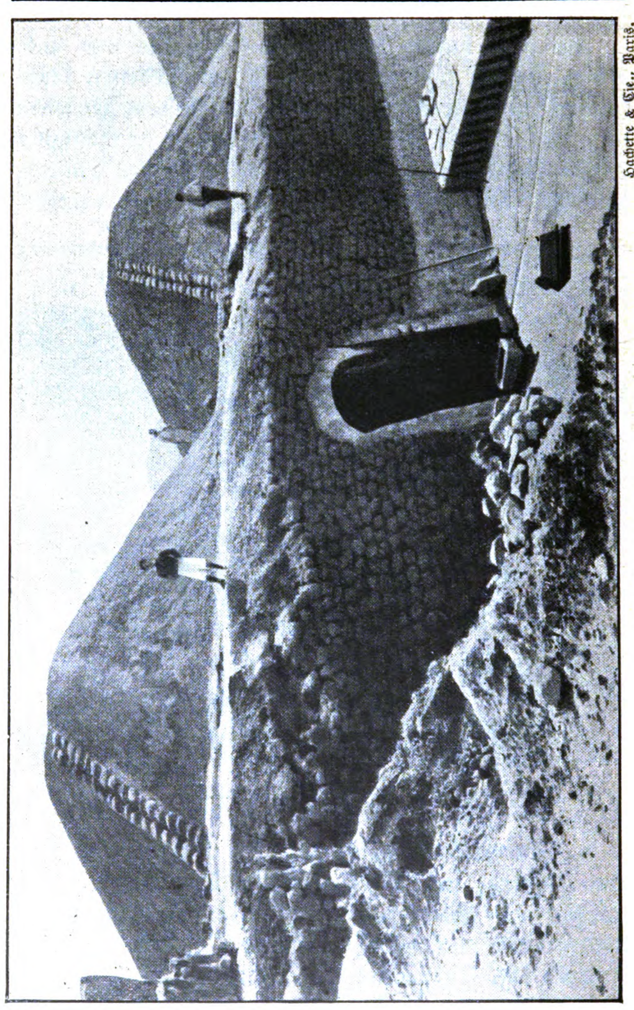
Ein paar dunkle Löcher, die sich rechts und links öffnen, zeigen uns an, daß nach verschiedenen Richtungen hin wagrechte Stollen in das Gestein getrieben sind, hier und da durch eine Zimmerung nachlässigster Arbeit notdürftig gegen den immer drohenden Einsturz geschützt. Die erstickende Luft, die hier unten herrscht,



Hachette & Cie., Paris.

Aufschichten des Schwefelerzes.

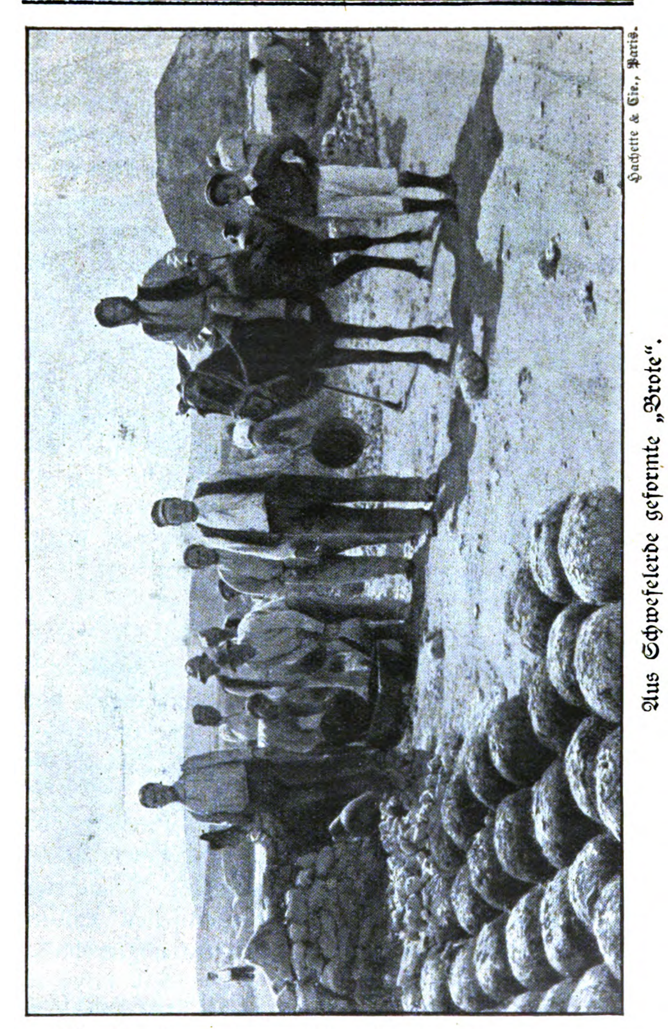
treibt uns rasch genug wieder zum Tageslicht empor. Und während wir unter häufigem Rasten, von Herzklopfen und Atemlosigkeit gepeinigt, die zweihundert steilen Felsstufen emporklimmen, lernen wir die fluchwürdige Ausbeutung unglücklicher Kinder, die hier ganz systematisch betrieben wird, erst in ihrer ganzen Abscheulichkeit begreifen. In der Tat handelt es sich um eine Sklaverei von der allerschlimmsten Art, um



Hachette & Cie., Paris.

Schwefelmeiler (Calcaroni).

einen Mißbrauch, dem eigentlich keine Regierung eines Kulturstaates untätig zusehen dürfte.



Hachette & Cie., Paris.

Aus Schwefelerde geformte „Brote“.

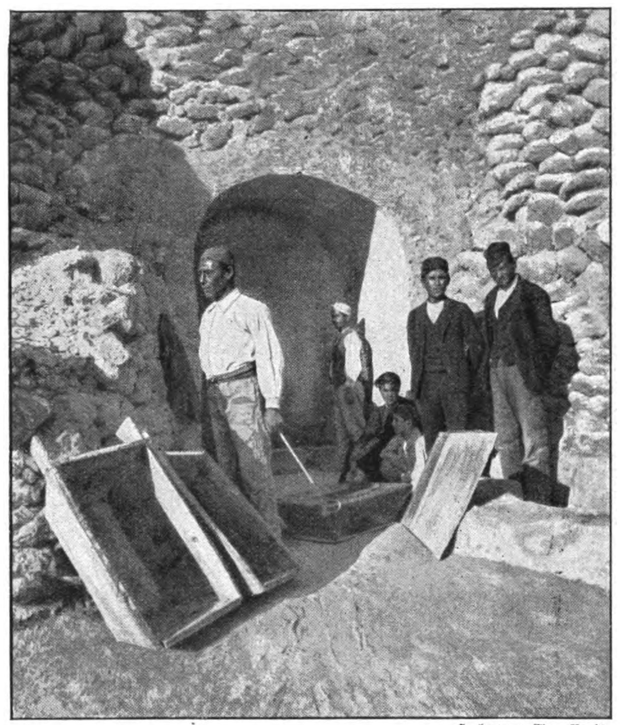
Die Knaben, deren schwache Kräfte hier ihrer größeren Wohlfeilheit halber eine leicht einzurichtende

maschinelle Förderanlage ersetzen müssen, sind die sogenannten Carrusi, und jeder Picconiere hat drei oder vier von ihnen zu seiner Verfügung. Er hat sie von ihren Eltern in aller Form gekauft, und zwar gegen Zahlung eines sogenannten Soccorso, der je nach dem Alter und der Körperkraft des betreffenden Carruso zwischen 50 und 300 Lire schwankt. Durch die Zahlung dieses Betrages, der auf den Arbeitslohn des Knaben nicht verrechnet werden darf, wird der Carruso ganz und gar zum Eigentum seines Herrn und Gebieters, der ihn ausnützen und mißhandeln kann, wie es ihm gefällt.

Die Last, die der arme Junge bei jedesmaligem Aufstieg auf seinen Schultern zu befördern hat, schwankt je nach seiner Leistungsfähigkeit, die natürlich immer bis zum äußersten angespannt wird, zwischen 20 und 60 Kilogramm, und der Tagesverdienst, den der Picconiere aus seiner Tasche zu zahlen hat, beläuft sich, diesen Leistungen entsprechend, auf durchschnittlich 1 bis 2 Lire für eine täglich achtstündige, ununterbrochene, zwischen Tag- und Nachtschichten wechselnde Arbeitszeit. Eine Aufhebung des „Dienstverhältnisses" ist nur gegen volle Rückerstattung des gezahlten Soccorso zulässig, und es erübrigt sich zu sagen, daß die stets mittellosen Eltern des verkauften Jungen zu solcher Rückzahlung niemals in der Lage sind.

Die Mehrzahl der so mißbrauchten Burschen verfällt, wie ihr kümmerliches Aussehen ohne weiteres erkennen läßt, frühzeitig der Schwindsucht oder anderen durch die Überanstrengung hervorgerufenen Leiden. Aber auch diejenigen von ihnen, die ein ungewöhnlich kräftiger Körperbau vor solchem Schicksal bewahrt, werden in den Schwefelgruben, wenn nicht körperlich, so doch moralisch völlig zugrunde gerichtet. Fortwährend der rohesten Behandlung ausgesetzt, in der

Gesellschaft von Erwachsenen, die die rohesten und schlechtesten Elemente der sizilianischen Bevölkerung darstellen, jedem wohltätigen Einfluß entzogen, verfallen sie rettungslos frühzeitig allen erdenklichen

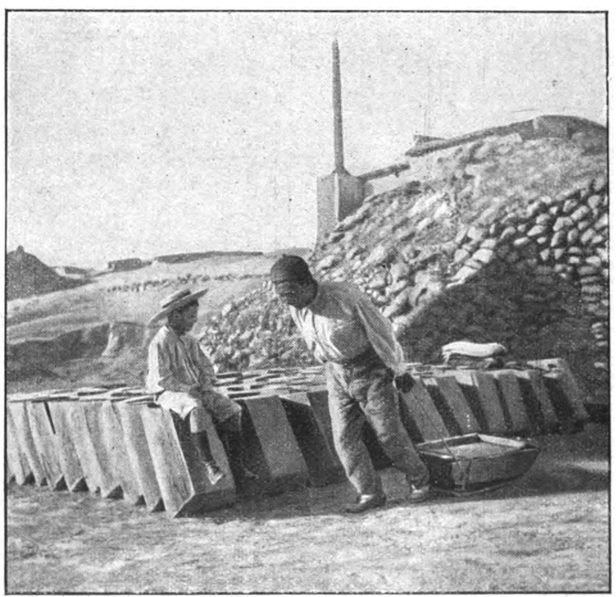


Hachette & Cie., Paris.

Holzformen für den flüssigen Schwefel.

Lastern, und werden, wenn sie es mit achtzehn oder zwanzig Jahren selbst bis zum Picconiere bringen, zu ebenso grausamen Peinigern und Verderbern des jungen Nachwuchses, wie es ihre Dienstherren ihnen gewesen sind.

Außer den in der Grube beschäftigten Carrusi gibt es auch noch solche, die außerhalb derselben das Transportieren des Erzes und das Aufschichten der Calcaroni


Hachette & Cie., Paris.

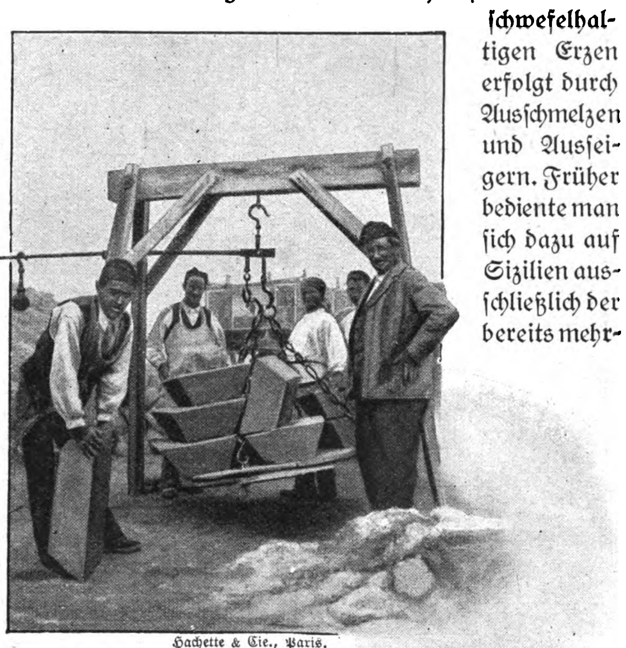
Der Arditore.

besorgen. Diese Knaben, für die die Altersgrenze durch das neue Gesetz auf zehn Jahre festgesetzt ist, während sie früher ihre Tätigkeit bereits im siebenten zu beginnen pflegten, werden nicht von den Picconieri, sondern von der Grubenverwaltung selbst angestellt und beziehen einen je nach ihrem Alter schwankenden Tagelohn von 80 Centesimi bis zu $1^1/_2$ Lire.

Die Nahrung der Carrusi besteht tagsüber lediglich aus trockenem Brot, abends, wenn sie in das Städtchen

zurückkehren, sättigen sie sich dann meist an einer aus Gemüsen mit Ölzusatz bereiteten Suppe, und nur in langen Zwischenräumen pflegen sie sich an einer Schüssel Makkaroni und etwas Wein zu delektieren. Fleisch essen sie niemals, und es ist begreiflich, daß diese schlechte Ernährung ebenfalls dazu beiträgt, eine naturgemäße körperliche Entwicklung zu verhindern.

Die Gewinnung des reinen Schwefels aus den schwefelhaltigen Erzen erfolgt durch Ausschmelzen und Ausseigern. Früher bediente man sich dazu auf Sizilien ausschließlich der bereits mehr-



Hachette & Cie., Paris.

Abwiegen der fertigen Schwefelblöcke.

fach erwähnten Calcaroni. Es sind das hoch aufgetürmte Meiler, deren gestampfte Sohle gegen eine fünf Meter hohe Mauer mit Stichloch geneigt ist. Das Erz wird

gegen einen aus eisernen Stäben gebildeten Rost geschichtet, und man läßt einige Zugschächte offen, durch die der Meiler angezündet wird. Später werden die Kanäle mit Steinplatten verschlossen, und der Meiler wird mit



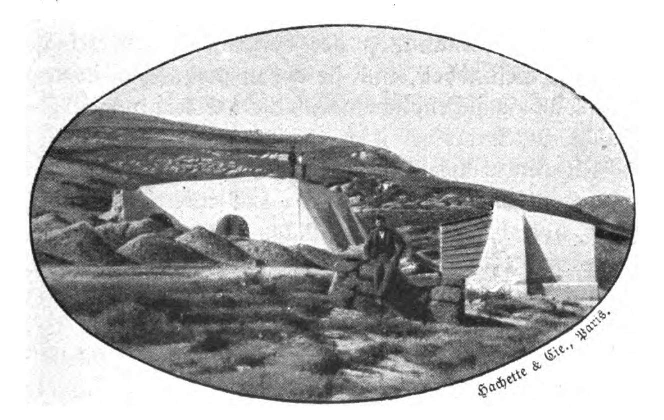
Hachette & Cie., Paris.

Versandfertige Schwefelblöcke.

einer Decke aus Lehm, Erzabfällen und so weiter versehen, die zugleich zur Regelung der Verbrennung dient. Je nach dem Fortschreiten des Verbrennungsprozesses sammelt sich der ausgeschmolzene Schwefel unter dem Rost und wird in entsprechenden Zwischenräumen durch das geöffnete Stichloch in nasse hölzerne Blockformen

abgelassen, aus denen man ihn nach dem Erkalten als versandfertige Ware heraushebt. Das Verfahren ist sehr verschwenderisch, denn der dabei durch Verbrennen von Schwefel, der in Gasform entweicht, entstehende Verlust beträgt nicht weniger als drei bis vier Zehntel des gesamten Schwefelgehalts.

Darum werden auch in Sizilien die Calcaroni neuerdings mehr und mehr durch die nach ihrem englischen Erfinder benannten Gillschen Öfen verdrängt,



Gillscher Ofen.

von denen sich einer oder mehrere fast schon bei jeder Grube finden. Dieser gemauerte Ofen ist überwölbt, und in seinem Innern befindet sich ein kleineres Gewölbe, in dem ein Koksfeuer brennt. Solcher Zellen, die 5 bis 30 Kubikmeter Erz fassen, werden meist sechs in einer ringförmigen Batterie zusammengestellt. Aus der ersten Zelle treten die Gase durch Seitenöffnungen in die nächste über, und wenn die Schmelzung in der ersten Zelle beendet ist, ist die zweite durch die heißen Gase schon auf die Entzündungstemperatur gebracht

und brennt dann von selbst fort, ein Vorgang, der sich bei allen weiteren Zellen in gleicher Weise wiederholt. Der Verlust soll hier um mehr als die Hälfte weniger betragen als bei den Calcaroni.

Die Arbeiter, die die Öfen bedienen, sind die Arditori, kenntlich an dem blutroten Taschentuch, das sie sich um den Kopf zu winden pflegen, und zumeist allerdings auch schon an ihrem krankhaften Aussehen. Denn wenn auch ihr Dienst weniger körperliche Anstrengung erfordert als der der Picconieri, so zehrt doch die ständige Einatmung der beizenden Schwefelgase an ihrer Gesundheit, und sie gehen meist schon in verhältnismäßig jugendlichem Alter an Erkrankungen der Lunge zugrunde.

In den Handel gelangt der sizilische Schwefel in drei Sorten. Die erste, Prima Lercara, bildet große, glänzende, bernsteingelbe Stücke, die zweite, Seconda Vantaggiata, ist nicht so glänzend, aber noch schön gelb, die dritte, Terza Vantaggiata, ist teils durch Bitumen, teils durch amorphen Schwefel bräunlich gefärbt. Sie wird zumeist durch das Ausschmelzen der aus Schwefelstaub und erdigen Beimischungen geformten Brote gewonnen.



Über Abgründen
Novelle von Eva Gräfin v. Baudissin

(Nachdruck verboten)


s ist abgemacht," sagte Exzellenz v. Tengern und sah ihrem Sohn bei diesen geschäftlich kühlen Worten in die Augen. „Das Zimmer ist vermietet."

Der Leutnant verstand diesen Blick: eine große Genugtuung versteckte sich schlecht in ihm. „Mir ist es doch peinlich," murmelte er aber dann. „Man kommt in eine verkehrte gesellschaftliche Situation —"

„Ach was! Darüber mach dir keine Sorgen." Die Mutter wies mit dem Kopf zur Mitteltür, die nur halb von einem blanken Mahagonischrank verdeckt war, und fuhr mit Nachdruck fort: „Alle vermieten jetzt ihre überflüssigen Zimmer. Die alte Gräfin Leuthen und Retzows —"

„Retzows auch?"

„Was willst du? Die stehen sich noch schlechter als wir — die mit ihrer Oberstenpension und zwei Söhnen in der Front. Ich habe nur dich und Lisbeth — und natürlich, wenn ihr Mann erst Kapitänleutnant wird —"

„Dann haben sie sicher zu ihren vier Kindern noch sechs dazu bekommen!"

Die Exzellenz hob die runden Schultern, die eine etwas fettig glänzende Seidenbluse umspannte. „Früher waren Kinder ein Gottessegen, Niko —"

„Man darf aber nicht um einen zu reichen bitten, Mutter!"

Er war ärgerlich. An allen Einschränkungen und Entbehrungen war diese Familie des Seefahrers schuld. Der Schwager bekam oft lange Auslandkommandos und quartierte inzwischen Lisbeth mit Sack und Pack, Badewannen, Sprößlingen und Kindermädchen bei der Mutter ein.

„Keinenfalls nimmst du jetzt Leisows auf, Mama! Wenn du sie in das andere Vorderzimmer steckest, so hätten wir nur noch diesen halbdunklen Kasten zum Existieren!“

Das Berliner Eck- und Eßzimmer, in dem sie am runden Mitteltisch saßen, lag wirklich trotz des hellen Apriltages draußen in düsterem Dämmerlicht.

„Wann benützen wir denn den Salon?“ fragte sie dagegen. „Wenn du nicht hier bist, halte ich mich nur in meinem kleinen Boudoir auf, schon weil es sonnig ist und —“

„Und man im Hof so viel von den Mitbewohnern beobachten kann,“ dachte er. Aber die Generalin wurde nicht gern an ihre kleine Schwäche erinnert. Der Leutnant sah verdrießlich auf den Schrank, hinter dem man die neue Bewohnerin des zweiten Vorderzimmers hin und her gehen hörte. „Ich finde, du müßtest eine Doppeltür machen lassen oder eine Matratze dazwischen stecken — diese Intimität ist ja gräßlich!“

„Scht,“ mahnte die Mutter. „Laß uns doch nach vorn gehen!“

Er schüttelte den Kopf. Da hatte man dasselbe Experiment der Teilung durch einen Vorhang und eine Kommode versucht.

„Dann nach hinten zu mir —“

Er nickte, stand auf und reckte sich. Er war gut gewachsen, dazu sehr schmal in den Schultern, so daß er jünger aussah, als er war. Aber Reiten und allerlei anderer Sport hielten ihn schlank. Sein Gesicht war glatt rasiert, der Kopf kurz geschoren. Unter seinem blauen, verschnürten Rock bauschten sich die Beinkleider an den Hüften, um dann in den hohen Lackstiefeln zu verschwinden.

„Famos siehst du aus,“ sagte die Mutter, für die

er die Tapetentür, die in den engen Küchenkorridor führte, offenhielt. Lachend und doch ein wenig mahnend bat sie, den schönfrisierten, grauen Kopf leicht rückwärts bewegend: „Mach die Neue nur nicht gleich in dich verliebt!“

„Ach was!“ meinte er verächtlich. Als er aber dann bequem in einem der gemütlichen, mit Rückenkissen vollgepfropften Korbstühle des kleinen Hinterzimmers lag, fragte er, scheinbar uninteressiert, mehr um eine Unterhaltung zu führen: „Und wer ist sie denn eigentlich? Hast du dich erkundigt? So eine Wildfremde darf man doch eigentlich nicht —“

„Retzows haben sie geschickt. Denen hatte ich nämlich gesagt, daß ich unter Umständen auch —“

Er schob die Unterlippe vor und hustete.

„Lieber Junge,“ sagte sie da ernsthaft, „wir wollen uns kein X für ein U machen! Du weißt genau, wie es steht! Sei nur zufrieden, wenn ich dir immer wieder aus der Patsche helfe —“

„Ganz gewiß, Mama!“ Er griff nach ihrer Hand und küßte sie. „Also weiter: wer ist sie?“

Sie war froh, daß er alle Einwendungen aufgab, und erzählte, das junge Mädchen sei eines verstorbenen Hofrats Tochter und höre an der Universität medizinische Vorlesungen.

Damit war sie eigentlich schon für ihn abgetan. „Und woher kommt sie?“ fragte er noch.

„Aus München.“

„Auch das noch!“

Also aus München, diesem bajuvarischen Sündenpfuhl, diesem Sammelpunkt von Studentinnen und Malweibern. Er und seine Kameraden konnten dem süddeutschen Leben und der etwas freieren Art nicht viel Geschmack abgewinnen. Zum Rennen war er

ein paarmal dort gewesen. Offiziere und Sport waren gut. Aber das andere — besonders was man von den Mädeln hörte! Dabei vergaß er, daß es die fremden, zum guten Teil gerade die norddeutschen Mädchen waren, die München den Ruf lockerer Auffassungen verschafft hatten.

„Natürlich ist sie unabhängig von Sitte und Form, selbständig, selbstbewußt — aus Schwabing, im geblümten Bauernkleid und mit Flechten um die Ohren? Oder aus dem Studentenviertel, in Mütze und mit Monokel?“

Die Exzellenz lachte. „Ihr Äußeres habe ich noch wenig gemustert. Doch macht sie den Eindruck großer Sicherheit und Ruhe. Sie bat gestern gleich, die Möbel umstellen zu dürfen, und forderte für meinen kleinen Rokokoschreibtisch einen handfesten Küchentisch zum Arbeiten —“

„Da haben wir's ja,“ sagte der junge Offizier gähnend, innerlich das Urteil über die neue Hausgenossin seiner Mutter unterzeichnend. Lebhafter fügte er hinzu: „Wenn wir sie aber gar nicht leiden mögen, kündigen wir ihr wieder — nicht?“

„Natürlich. Aber ob uns eine andere so viel zahlt? Gehandelt hat sie nämlich gar nicht, die Preise schienen ihr sogar noch billig.“

„Also reich? Dann hätte sie ja doch eine gute Seite!“

„Darüber weiß ich nichts. Vielleicht braucht sie ihr Vermögen für ihr Studium auf — oder sie will uns nur Sand in die Augen streuen.“

Das leuchtete ihm ein. In seinen Kreisen hätte man nichts Unrechtes, nichts Verfängliches in dieser Art des wirtschaftlichen Lebens gesehen: das Letzte auf eine Karte setzen, weshalb nicht? —

Die Generalin stand auf, um sich in die Küche zurück-

zuziehen, nachdem sie die Bedingung der „Münchnerin“, am Mittagstisch teilnehmen zu dürfen, ihrem Sohn erst ganz zuletzt mitgeteilt.

„Mut der Feigheit“ nannte er diese Weise, ihn mit gewissen Dingen erst im Augenblick der Katastrophe zu überfallen. Nun konnte er nicht mehr davonlaufen, er hätte doch durchs Eßzimmer gehen müssen, aus dem heraus bereits eine sympathische, frische Stimme tönte.

Mit einem mißlaunigen, hochmütigen Zug im Gesicht, den Kopf unter den Rahmen der niedrigen Tapetentür leicht beugend, trat er an den Tisch, an dem die beiden Damen bereits saßen, und bat seine Mutter formell: „Willst du so freundlich sein, mich vorzustellen?“

„Mein Sohn — Fräulein Hornberg.“

Viktoria Hornberg streckte ihm die Hand entgegen. „Wir werden uns doch wohl häufiger sehen, Herr v. Tengern. Wie angenehm für Ihre Frau Mutter, daß Sie das Kommando auf Kriegsakademie bekommen haben!“

„Für mich nicht minder,“ wies er ihre freundlichen Worte etwas kühl zurück.

Sie nickte und faltete die Serviette auseinander. „Das brauchen Sie kaum erst zu versichern! Wenn man von einer kleinen Garnison nach Berlin versetzt wird! Ich hasse kleine Städte. Entweder Großstädte mit ihrer Unruhe, ihrem herrlichen Getriebe und all ihren künstlerischen und geistigen Anregungen — oder wirkliches, echtes Land. Keine Verfälschungen — und keine Mitteldinge!“

„Ich habe mich in meiner Garnison immer sehr wohl gefühlt, Fräulein Hornberg. Allerdings finden wir überall unsere festen gesellschaftlichen Kreise — auch

treiben wir viel Sport, mehr als in einer Großstadt wohl möglich wäre."

„Und das genügt Ihnen?" fragte sie ehrlich verwundert. „Mir ist Sport eine angenehme Zerstreuung, aber nie Lebenszweck gewesen."

„Darf man fragen, welchen Sie getrieben haben, Fräulein Hornberg?"

„Ich bin zu meines Vaters Lebzeiten viel geritten. Das tue ich nicht mehr, denn auf Mietgäulen mag ich nicht sitzen. Und Tennis habe ich gespielt — und geradelt, wenn Sie das mitrechnen wollen! Auch gesegelt und geschwommen. Und in die Berge," sagte sie langsamer, „bin ich von klein auf gegangen. Wir haben in der Familie immer eine — unglückliche Liebe zu den Bergen gehabt." Sie hob den Kopf wie unter einer Last. „Im Winter laufe ich jetzt nach Lilienfelder und Norweger Prinzipien Schi."

Er kannte diese Unterschiede nur vom Hörensagen. Aber mit gemachter Begeisterung entgegnete er: „Bergsteigen und Schilaufen — zwei von München unzertrennliche Begriffe! Ja, darin sind Sie vor uns bevorzugt! Wir müssen uns mit Tennisspielen begnügen, mit Reiten oder Polospielen zu Pferde. Ich für meinen Teil liebe das Wettsegeln und das Fliegen im Freiballon oder Aeroplan."

„Sehr edler Sport! Ja, wer das alles könnte!" warf Viktoria ein.

Das Mädchen bot zum zweiten Male die Eierspeise an, die zur Verlängerung des Menüs zwischen Suppe und Braten eingeschoben worden war.

„Darf ich?" fragte Viktoria die Exzellenz, denn es lag nicht mehr viel in der Schüssel.

„Bitte — aber bitte sehr! Ich esse doch nicht mehr. — Riko, wenn du noch willst, kann Johanna leicht —"

„Ich werde ehrlich zwischen uns teilen, Exzellenz. — Darf ich Ihnen auflegen, Herr v. Tengern?“

„Danke verbindlichst, Fräulein Hornberg.“

Während sie die Eierspeise mit dem Löffel in gleiche Portionen teilte und die eine Hälfte auf seinen Teller legte, meinte sie, als stelle sie nur einen ethnographischen Unterschied zwischen nord- und süddeutscher Art fest: „Seltsam! Hier redet man auch fremde Damen, wie's scheint, mit ‚Fräulein‘ und dem Nachnamen an. In unseren Kreisen herrscht noch das formelle ‚gnädige Fräulein‘ vor. Aber diese Vereinfachung gefällt mir gut. Müßte ich aber dann für Sie nicht das offizielle ‚Herr Leutnant‘ gebrauchen?“

„Um Gottes willen — nein! Es freut mich, daß Sie das glücklich vermieden haben! Und was die andere Anrede anbelangt“ — er zögerte ein wenig, und die Generalin versuchte ihm mahnend auf den Fuß zu treten, trat jedoch daneben — „so gebraucht man in unseren, also den adeligen und Offizierskreisen allerdings die Anrede gnädiges Fräulein, falls kein Titel da ist.“

Sein Gegenüber streifte ihn mit kurzem Augenaufschlag, die Lider zitterten ein wenig. Dann sah sie ihn voll an und bemerkte: „Sie machen noch zwischen gebildeten Menschen ihrer Herkunft nach einen Unterschied? Da sind wir weiter entwickelt im Süden: wir kennen nur gebildete und ungebildete, taktvolle und taktlose Menschen.“

„Um Gottes willen,“ dachte die Generalin verzweifelt, „wenn das gleich so anfängt, bleibt sie keine acht Tage hier!“ Dann griff sie mit großer Gewandtheit ins Gespräch und versicherte, man bemühe sich jetzt überall, liberal zu denken und Vorurteile zu entwurzeln —

„Ah, Sie nennen es liberal, wenn man gerecht ist?“ Viktoria faltete die Serviette zusammen.

„Sie sind doch satt geworden?“ fragte die Generalin ängstlich.

„Danke — ja. Beinahe. Wir haben nämlich eine Untugend in Süddeutschland“ — mit einer Verbeugung zu Niko hin — „außer den zahlreichen anderen: wir entbehren ungern die Mehlspeise. Man braucht sie ‚zum Zuspitzen‘. Ist das nicht ein hübscher Ausdruck?“

„Sie sollen sie ganz gewiß immer haben,“ versicherte die Generalin.

Johanna am Büfett seufzte hörbar.

Viktoria Hornberg küßte ihrer Wirtin die Hand und rief dankbar: „Das wäre herrlich! Und Rezepte weiß ich auswendig — Dutzende! — Johanna, ich helfe Ihnen dabei.“

So trennte man sich doch noch allseitig befriedigt.

„Was sagst du zu ihr?“ fragte die Exzellenz, als sie wieder mit Niko im Hinterzimmer saß. „Natürlich und frisch und nett ist sie — nicht wahr?“

„Ein ganz ein lieber Schneck!“ meinte er herablassend, und lächelte spöttisch bei dem österreichischen Ausdruck. „Harmlos, wenn man sie nicht reizt — ja, ich weiß, entschuldige — es soll möglichst selten wieder geschehen! Ob sie klug genug ist zum Studieren?“

„Ich habe einen recht bedeutenden Eindruck von ihr gewonnen, Niko. Außerdem: wieviel dumme und beschränkte Männer studieren nicht und werden auf die Menschheit losgelassen? Eine Frau wird wenigstens immer gewissenhaft und pflichtgetreu sein.“

„Sieh da, meine moderne Mutter!“ rief er lachend. „Hat diese Münchnerin so schnell Proselyten machen können, trotzdem sie so altmodisch ist, noch auf dem ‚gnädigen Fräulein‘ zu bestehen? Daß sie um eine Nach-

speise bat, das gefiel mir — da war sie aufrichtig! Aber es scheint auch Schatten in ihrem Leben zu geben, an die sie nicht rühren mag. Sie versank in solch Sinnen, als sie von den Bergen sprach — es muß doch etwas dran sein, an der Legende vom ewigen Heimweh nach ihnen, wenn selbst solch ein modernes, medizinstudierendes Jungfräulein es nicht überwinden kann."

— — — — — — — — — — — — — —

Wider Willen geschah es dem eleganten Freiherrn v. Tengern, daß er in den nächsten Tagen oft an die „Münchnerin" dachte. Das Problem in ihr, sagte er zu seiner Mutter, Romantik und Nüchternheit gemischt, interessiere ihn.

Viktoria nahm seine zunehmende Artigkeit und Aufmerksamkeit wie etwas Selbstverständliches hin. Die gute Stimmung bei jeder gemeinsamen Mahlzeit wuchs. Die mütterliche Fürsorge, die ihr von der Generalin erwiesen wurde und die sie mit freundlichst aufgenommener Zuneigung erwidern durfte, machte sie bald heimisch.

„Merkwürdig, sie ist einem gar nicht mehr fremd," bemerkte der junge Offizier. „Ob sie wohl von ihrem Studium befriedigt ist? Und weißt du noch immer nichts von ihrer Familie?"

Die Generalin sah längst, wie es um ihren Jungen stand: er war verliebt bis über beide Ohren. Gerade umgekehrt, als sie es erwartet hatte, war es gekommen. Denn Viktoria schien ihm gegenüber kalt zu bleiben. Auch verriet sie nicht das geringste über ihre äußeren Verhältnisse noch von ihren Familienbeziehungen; jedes Gespräch darüber brach sie kurz ab. Nur daß sie allein auf der Welt sei, hatte sie einmal erklärt. Die noch vorhandenen Verwandten ihrer Eltern wären ihr gänzlich fremd geblieben.

„Wie wohl muß sie sich denn bei uns fühlen, Mutter! Sie ist doch wie eine Tochter im Hause!“

Er sah sie daraufhin bei Tische prüfend an. Ihre hartblauen Augen strahlten zu ihm herüber, das blonde Haar hing ihr wie immer lose und ein wenig nachlässig in Stirn und Schläfen. — Er nannte das ziemlich unbegründet die „Schwabinger Frisur“, denn irgend etwas mußte er ihr doch anheften, es war ja seine letzte Rettung!

Im übrigen fand er alles gut und schön und liebenswert, was sie tat und sagte, und kam nicht zum Bewußtsein darüber, daß sie unmerklich seine Ansichten von Grund auf ummodelte.

Das geschah auf Spaziergängen, die sie gern mit ihm unternahm, und auf denen sie lange Gespräche über moderne Zeitfragen führten, und er sich immer wieder eingestehen mußte, daß sie weit besser und gründlicher unterrichtet sei als er. So vieles setzte sie bei ihm als selbstverständlich voraus, von dem er nichts wußte; dann versuchte er daheim die Lücken auszubessern und brachte das nächste Mal geschickt die Unterhaltung auf dasselbe Thema, um ihr nun mit seinem Wissen zu imponieren. Aber dann schien sie vergessen zu haben, daß sie ihn vor kurzem belehren mußte, und wunderte sich niemals über seine Kenntnisse.

„Ein Mann, der seinen Beruf voll ausfüllt, hat heutzutage damit genug zu tun, er darf sich nicht zersplittern,“ sagte er einmal.

Sie lachte dazu. Was er denn unter dem „Ausfüllen“ verstände? Kein Beruf sei mehr ohne eine große Allgemeinbildung denkbar, denn einer griffe in den anderen über. Ihre Freunde in München hätten das längst eingesehen und —

„Ihre Freunde?“ wiederholte er gepreßt.

Sie sah ihn erstaunt an. „Ja, glauben Sie denn, ich sei ohne jede Beziehung zu meinen Mitmenschen durchs Leben gewandelt?“

Er hatte es auf der Zunge, leidenschaftlich zu versichern, daß ihm das am liebsten gewesen wäre, und zugleich, daß er sich bis dahin nie vorgestellt habe, sie könne andere Freunde außer ihm haben.

Sie lächelte heimlich über sein etwas wirres Gestammel. Auch sie wußte längst, daß sie ihm nicht gleichgültig sei. Aber sie nahm seine Neigung nicht ernst. Ein guter, lieber, leicht entflammter Junge war er, ein zärtlicher Sohn, also wohl auch ein anständiger Charakter. Aber sie traute ihm weder einen starken Willen noch besonderen Scharfsinn zu. Ein angenehmer, netter Durchschnittsleutnant — nichts weiter!

Eine leichte Schwermut überfiel sie, als sie sich vorstellte, wie unmöglich es für sie sei, dieser Art naiver Menschen mehr als oberflächliches Interesse entgegenzubringen. War sie schon zu alt, oder hatten die Ereignisse unverwischbare Schatten in ihrer Seele hinterlassen? Vielleicht, wenn immer mehr Zeit zwischen dem Einst und Jetzt läge, wenn man sie vergäße, freigäbe — —

Wochen waren vergangen, seit sie in Berlin lebte, und keine Botschaft störte sie. Durfte sie hoffen, konnte sie ihrem Schicksal entrinnen?

„Wie seltsam ernsthaft Sie aussehen, Viktoria! Wollen Sie mir nicht von Ihren Freunden erzählen? Haben Sie Heimweh nach ihnen oder —“

Nun lachte sie wieder. „Ich bin glücklich und zufrieden in Berlin, Master Niko — vor allem, weil ich bei Ihnen und Ihrer Mutter sein darf. Zur Sehnsucht habe ich keine Zeit. Und von all meinen Freunden erzählen — du lieber Gott, wo anfangen, wo enden?“

„Sind es so viele?"

Sie nickte.

Mehrere sind ungefährlicher als einer, dachte er, und doch — eine bittere, peinigende Unruhe hetzte ihn von einem Gedanken zum andern.

Er fing nun an, sie zu beobachten, jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte wog er ab. Aber es verstärkte seine Leidenschaft nur, daß er sich unablässig mit ihr beschäftigte und ihr Leben und ihren Charakter zu ergründen suchte. Es gab eine Grenze, über die er doch nicht hinüberkam.

Eines Tages sagte sie harmlos während der Mittagsmahlzeit: „Heute abend kommt ein Bekannter von mir aus München. Entschuldigen Sie mich morgen bei Tisch, Exzellenz."

„Oh," machte die gute alte Dame bedauernd. Dann schlug sie vor: „Möchten Sie nicht mit Ihrem Bekannten bei uns speisen? Es interessiert ihn vielleicht, zu sehen, wie und mit wem Sie leben?"

„Das sicherlich." Viktoria fühlte Rikos Blick, trotzdem sie ihn nicht ansah. „Und er wäre gewiß sehr dankbar, aber —"

„Bitte, kein Aber!"

Da sagte sie: „Gut. Ich will ihn mitbringen. Danke."

Sie ging abends fort, und Riko saß lange bei seiner Mutter, um ihre Rückkehr abzuwarten. Als es ein Uhr wurde, mußte er endlich die Generalin, die beständig über ihren Journalen einschlief, allein lassen.

Wo war Viktoria? Was bedeutete dieser Mann für sie? Hätte er ihr nachgehen, sie beobachten sollen? Nein — das wäre unwürdig, feige, häßlich gewesen. Aber er wußte genau, er würde keine Ruhe mehr finden, bis er sich nicht Klarheit über dies Mädchen verschafft hatte.

Wieder kam er am nächsten Mittag erst ins Zimmer, als schon alle versammelt waren. Seine Mutter sprach mit einem schlanken, dunklen Herrn, dessen Kinn ein kurzer Spitzbart verdeckte, und der im linken Auge ein Monokel trug. Er sah elegant aus, und Riko fühlte den festen Druck einer kräftigen Hand beim Begrüßen. Das gefiel ihm. Der Händedruck ist etwas Maßgebendes und Verräterisches.

Leichteren Herzens setzte er sich seiner Mutter gegenüber hin. Der Fremde, Doktor Wendland, erzählte lebhaft von einer Hochtour in den Tauern, die er im letzten Herbst gemacht hatte.

„Doktor Wendland ist ein bekannter Alpinist," sagte Viktoria erklärend zu Riko. Dann saß sie still vor ihrem Teller und schien zuzuhören.

Die Generalin, die keine Ahnung vom Bergsteigen hatte, entsetzte sich über die Idee, sein Leben so mutwillig in Gefahr zu bringen.

„Das tut doch jeder Sportfreund. In der Gefahr liegt erst der Reiz des Sports. — Nicht wahr, Herr v. Tengern?"

Der Offizier stimmte bei. Seine Mutter sei übrigens durch sein Rennreiten, seine Segelpartien und Luftfahrten schon daran gewöhnt, daß ein Mann sein Leben in die Wagschale werfen müsse.

„Oh, die Frauen sind uns in der Tollkühnheit jetzt fast über! Fräulein Hornberg zum Beispiel kennt im Gebirge keine Gefahr. Sie nimmt an den schwersten Touren teil."

Riko beugte sich vor. „Sie, Viktoria? Weshalb haben Sie mir nie ein Wort davon erzählt?"

„Nein, wie schrecklich!" rief die Generalin dazwischen. „Das erlaube ich nicht mehr, Viktoria — auf keinen Fall!"

Viktoria nickte ihr dankbar zu, dann wandte sie sich an Niko und sagte: „Bei meiner ersten Mittagsmahlzeit an diesem Tische habe ich Ihnen erzählen müssen, welche Sportarten ich triebe. Das Bergsteigen war darunter.“

„Aber daß Sie es in solchem Grade tun,“ warf er ein, „daß Sie sich auf Anstrengungen einlassen, die am Ende Ihre körperlichen und psychischen Kräfte übersteigen —“

Sie lachte seltsam auf. „Wenn Sie wüßten, wie stark ich bin! Was ich alles ertragen kann! Man wächst mit den Ansprüchen!“

Ihre Stimme klang hart.

„Und dann sagten Sie damals: Alle in Ihrer Familie hätten eine unglückliche Liebe zu den Bergen — gehabt. Viktoria — was bedeutete das?“

Sie sah ihn still an.

In diesem Augenblick unterbrach Doktor Wendland die Darstellung eines halsbrecherischen Abstiegs, drehte sich Viktoria zu und bat: „Helfen Sie mir! Ich komme nicht auf den Namen. Wie heißt doch das Tal, in das man vom Matterhorn über den Col du Lion absteigt?“

Sie erwiderte: „Das Val Tournanche.“

Wieder fragte die Generalin außer sich: „Aber Sie waren doch nicht auch bei dieser entsetzlichen Tour, Viktoria?“

„Doch,“ gab das junge Mädchen lächelnd zurück.

Niko biß sich auf die Lippe: sie ging allein in die Berge — oder mit diesem Mann. Sie vertraute sich ihm vollständig an, teilte mit ihm die Gefahren, die Einsamkeit, die Intimität, die das Leben im Freien, mehr noch der Sport und seine Zufälligkeiten begünstigen. Und von all dem wußte er nichts; sie hatte es nicht für nötig befunden, etwas davon zu erwähnen

— oder sie wollte es nicht, verheimlichte es aus bestimmten Gründen.

„Ich beneide alle, denen Sie Ihre Gesellschaft gegönnt haben, Viktoria,“ sagte er halblaut, während er ihr eine Schüssel reichte.

Sie blickte flüchtig auf. „In den Bergen ist man sehr ernsthaft, Master Niko. Sie verlangen volle Aufmerksamkeit — den ganzen Menschen. Man kann in ihrer Gegenwart weder tändeln, noch — an Liebe denken.“

Wie sie ihn verstanden hatte! Aber ihre Worte trösteten ihn nicht, denn er fing den Blick auf, den der Doktor ihr bei dieser Bemerkung zuwarf.

Bei der nächsten Gelegenheit flüsterte er ihr zu: „Gerade, daß Sie kühne, mutige Dinge ausführen — mit anderen, das quält mich! Ich möchte dabei sein, Ihnen beistehen, nur auf mich sollten Sie sich verlassen dürfen!“

Aller Glanz war aus ihren Augen gewichen, als sie kühl entgegnete: „Sie vergessen, daß ich schon gelebt habe, ehe wir uns kennen lernten. Ich konnte mit meinen Erfahrungen, Erlebnissen und Handlungen nicht warten, bis Sie kamen, Verehrtester!“

Ihr Spott stieß ihn nicht ab. „Schlimm genug,“ sagte er eifrig. „Aber von jetzt an, nicht wahr, von jetzt an gehöre ich auch zu Ihren Freunden oder — Intimen, wie Sie's nennen wollen? Jetzt darf auch ich Sie einmal begleiten?“

Sie nickte stumm. Dann sah sie vor sich hin, über Doktor Wendlands Kopf fort in ferne Weiten.

Er sprach immer noch mit der Generalin und schien von den beiden keine Notiz zu nehmen. Dann aber fragte er plötzlich den jungen Offizier: „Sind Sie denn Bergsteiger, Herr v. Tengern?“

„In sehr bescheidenem Maße. Ich war einmal von München aus auf der Zugspitze und einmal im Wilden Kaiser auf der Ellmauer Halt. Aber weshalb meinen Sie, Herr Doktor?“

„Nun — weil Sie Fräulein Hornberg Ihre Hilfe und Begleitung anboten, soweit ich verstehen konnte.“

Er hatte sie also belauscht, trotzdem er nur auf die Generalin zu achten schien! Die Blicke der beiden Herren senkten sich fest ineinander; sie wußten von dem Augenblick an, daß sie sich feindlich gesinnt seien.

„Ein sehr feines Gehör haben Sie, das muß ich sagen,“ warf der Offizier hin. „Sich unterhalten und dabei einem anderen Gespräch folgen können — das ist eine große Kunst!“

„Und eine sehr wertvolle unter Umständen.“

„Wie man's nimmt! Meine Sinne sind nur für normale Ansprüche ausgebildet.“

Die Exzellenz begriff nicht, weshalb plötzlich ein so scharfer Ton zwischen den Herren einriß. Sie hob die Tafel auf.

Ihr Sohn blieb beim Kaffeetrinken neben ihr stehen, Viktoria zur Seite des Doktors. In zwei feindliche Lager war die eben noch so friedliche Tafelrunde gespalten.

Niemand empfand das tiefer als das junge Mädchen. Ein unbekanntes, wehes Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, zog sie dahin, wo sich die vornehme, alte Dame neben dem Offizier befand. Sie verkörperten eine Welt, von der sie getrennt war durch ihre Anschauung — und durch das Vergangene.

Sie setzte unwillkürlich die Füße fest auf den Boden, um da zu bleiben, wo sie nun war: an der Seite dieses Mannes.

Der Doktor verabschiedete sich.

„Sehen wir Sie noch vor Ihrer Abreise?“ fragte die Generalin höflich.

„Ich hoffe es, Exzellenz. Jedenfalls werde ich mir erlauben, Ihnen Lebewohl zu sagen.“

Als er Viktoria die Hand reichte, hörte Niko ihn sagen: „Um sechs Uhr also — wie gestern!“

Sie neigte den Kopf.

„Sie treffen sich mit Doktor Wendland, Viktoria?“

Sie stand noch auf derselben Stelle, als der Doktor schon das Zimmer verlassen hatte.

„Ja,“ erwiderte sie. „Wir planen eine gemeinsame Arbeit über die Biologie des Planktons der Binnenseen. Doktor Wendland beschäftigt sich seit langem damit und —“

„Aber Sie studieren doch Medizin?“

Der Zweifel in seiner Frage entging ihr nicht. „Die Arbeit würde mich nicht stören. Außerdem interessiert mich das Thema lebhaft.“

„Nein, was Sie alles wissen und können, kleine Viktoria! Immer neue Vorzüge entdeckt man an Ihnen!“ rief die Exzellenz.

Ehe noch Viktoria das Lob der Generalin einschränken konnte, fragte Niko dringend, den Zwischenruf seiner Mutter nicht beachtend: „Und nur wegen dieser Arbeit haben Sie heute eine Zusammenkunft mit dem Doktor?“

Sie sah ihn furchtlos an. „Ich finde dieses Sondieren zum mindesten eigentümlich, Master Niko! Es würde mir nie in den Sinn kommen, Ihre Schritte zu kontrollieren.“

Dann küßte sie der Exzellenz die Hand und ging hinaus.

„Mutter,“ sagte er hoch aufatmend, „da stimmt etwas nicht!“

„Es gehört kein großer Scharfblick dazu, um das zu merken," antwortete die Generalin gutmütig lachend. „Es scheint eine alte Freundschaft zwischen den beiden zu sein, in die du dich besser nicht hineinmischst. Viktoria hat dich ja schon so energisch abgelehnt —"

„Ja, ja," gab er gedankenlos zu. Er starrte auf den Schrank, der immer noch breit und doch nicht ganz verdeckend vor der trennenden Flügeltür stand. Wenn er ihn niederreißen könnte — oder wenn es ihm gelänge, rechts oder links von der Schranke, die Viktoria zwischen ihnen aufgerichtet hatte, eine Spalte, nur eine kleine Spalte zu entdecken! Durch die wollte er in das Geheimnis, mit dem sie ihr Schicksal umgab, schon eindringen.

„Sie ist doch aus anderen Kreisen wie wir, oder unter besonderen Umständen aufgewachsen," sagte die Stimme seiner Mutter begütigend. „Du solltest dir das nicht so zu Herzen gehen lassen, Riko — ich möchte dich vor einer Enttäuschung bewahren."

Eine Enttäuschung? Stand sie ihm wirklich bevor? Konnte sich nicht alles harmlos aufklären, sich nicht nur deshalb ein Verdacht bilden, weil sie aus irgendwelchen Gründen so verschlossen blieb? Und dieser Doktor Wendland — welche Rolle spielte er in ihrem Leben? Woher besaß er das Recht, über ihre Zeit und ihren Willen zu bestimmen?

Riko ging nicht fort nach Tisch; er blieb bei seiner Mutter und las. Gegen fünf Uhr erst meinte er, er müsse jetzt heimgehen, um den Abend zum Arbeiten auszunützen.

Die Generalin widersprach nicht.

Mit einem plötzlichen Entschluß trat er jedoch ins Badezimmer, in dem ein Schrank mit seinen Zivilkleidern stand und wechselte die Uniform gegen einen

Sommeranzug, als geschähe das, was er tun wollte, besser nicht in des Königs Rock.

Als er an Viktorias Tür vorbeischritt, klopfte er mit ruhiger Hand an. Niemand antwortete. Er wartete eine Weile, klopfte wieder und drückte endlich, fast gegen den eigenen Willen, den Griff nieder.

Das Zimmer war leer — Viktoria schon fort! Vor dem geöffneten Fenster standen blühende Blumen und Vasen mit Sträußen oder edlen, einzelnen Blüten auf Tischen und Kommoden — der Raum leuchtete förmlich von all den Blumen.

Und doch, ihn fröstelte beim Anblick dieser Pracht, die seltsam feierlich in dem stillen Zimmer wirkte und zwecklos, niemand zur Freude zu vergehen schien. Sonst fand sich nichts, kein Bild, kein Nippes, kein Buch, das der Bewohnerin eigenstes Eigentum war. Nur Blumen schien sie um sich zu dulden.

Ob sie durch keinen Gegenstand mehr an die Vergangenheit verknüpft und erinnert werden wollte, ob sie wirklich nichts besaß, dem sie in Pietät anhing — wer hätte es sagen können?

Seine Augen suchten vergeblich umher, ob sie nicht ein Zeichen fänden, an das sie sich klammern könnten, einen Wegweiser durch diese mit bunten Blumen geschmückte und ihn doch erschütternde Umgebung.

Leise drückte er die Tür hinter sich zu. Was wollte er tun? Er blickte an sich hinab: hatte er deshalb die Uniform abgelegt, instinktiv, um sich freier bewegen zu können? Nein, auch ohne den sichtbaren äußeren Stempel seines Standes durfte er sich auf nichts einlassen, was sich nicht mit der Ehre eines Mannes vertrüge. Seine Hand griff wieder hinter sich nach der Türklinke.

In diesem Augenblick sah er, ihm bis dahin durch

einen Rosenstrauß verborgen, ein Bild stehen, das seine Aufmerksamkeit fesselte. War das eine Photographie Viktorias aus jungen Jahren — war sie es wirklich selbst?

Er mußte es sehen, es in die Hand nehmen. Mit ein paar Schritten stand er vor dem Tischchen.

Viktorias Augen sahen ihn an, lächelnd, herausfordernd; aber der Mund schien ihm weicher, die Haare dunkler, die Nase ein wenig gebogener. Viktoria, oder doch eine andere, die ihr glich? Sie, oder eine Doppelgängerin?

Er drehte das Bild um, die Rückseite war leer! Doch wie er es endlich behutsam zurücksetzen wollte, schob sich ein feines, dunkelblondes Haar aus den Fugen der Bronzeplatte, die das Bild von hinten deckte. Da löste er die Klammern, die sie niederhielten. Hinter dem Bild lag ein weißes Papier, in das eine Strähne dunkelblonden Haares gewickelt war. Und auf einem kleinen Zettel stand: „Josephine. Gestorben am 12. August. Vergieb mir — vergib mir! Nicht eine Stunde will ich leben, ohne Dein zu denken — sei barmherzig: vergib mir!“

Die Worte waren von Viktorias Hand geschrieben. Seine Lippen wiederholten sie leise. Rührte er nun an ihr Geheimnis? Mußte sie diese Tote um Erbarmen anflehen? Fühlte sie sich ihr gegenüber schuldig?

Er sank auf einen Stuhl und las den Verzweiflungsschrei wieder und wieder: „Vergib mir — vergib!“

War sie schuld — schuld am Tode dieses heiteren jungen Geschöpfes?

Es konnte nicht sein — durfte nicht sein!

Hastig tat er das Haar und den Zettel zurück und schloß die Klammern über der Bronzeplatte — wie ein Grabstein, so fest deckte sie sich über die Anklage.

Aber nein — die Übertreibung eines Mädchenherzens, eine haltlose Selbstbeschuldigung! Vielleicht war Eifersucht, war Neid im Spiel gewesen und hatte sie zu dieser Selbstbezichtigung getrieben. Viktoria, sie, so fest von Willen, so sicher in allem, was sie dachte und tat — ihr lag jede impulsive Handlung fern, deren Ende sie nicht hätte beurteilen können.

Ein Phantom ängstigte ihn, und der ungeheure Vertrauensbruch, dessen er sich schuldig gemacht, trug schon seine Strafe: er wußte, es würde lange Zeit verstreichen müssen, ehe er den Eindruck dieser Worte verwinden könne: „Vergib mir!"

Er stieg die Treppe hinunter. Aber mitten im Stiegenhaus der Berliner Mietskaserne war es ihm, als glitte ein Schatten an seine Seite, und als flüstere es leise an seinem Ohr: „Vergib mir!" Doch es war nicht Viktoria, es waren andere Lippen, die den Ruf formten, und sie flehten nicht — nein, sie forderten, sie forderten —

Sein Fuß stockte, denn deutlich hörte er: „Räche mich — räche mich!"

Er schlug mit dem Stock um sich. Wurde er wahnsinnig, gab er einem Spuk nach, am hellen Nachmittag, im Herzen des modernen, nüchternen, rastlosen Berlins?

Er atmete freier, als die Haustüre hinter ihm zufiel. Aber er wußte wohl, daß das Verdienst daran nicht die staubige, schwüle Straßenluft habe, die er gegen die drückende Atmosphäre des Treppenhauses eingetauscht hatte. Doch im Licht hier draußen, den Weg in der Menge der Passanten erzwingend, konnte er ruhiger denken. Der Alb hatte keine Macht mehr über ihn.

Und dann blieb er doch an einer Haltestelle der Straßenbahn stehen und sah dem heranrollenden Wagen mit erhobenem Kopf entgegen. Wenn sich ihr Schick-

sal erbarmungslos abrollen mußte, er wollte nicht beiseite stehen; ob sie eingebildete Schuld trüge, und unter der Zwangsvorstellung eines Verbrechens litte, oder ob sie wirklich teilhatte an einer Schuld durch Gedanken oder Tat, er wollte sie befreien und nie, nie von ihr lassen. Er fühlte, daß seine Liebe zu ihr stärker sei als der Tod, stärker als sein Abscheu vor jeglicher Schuld.

* * *

Als Doktor Wendland um sechs Uhr die Konditorei am Kurfürstendamm betrat, saß Viktoria bereits an einem Tischchen. Der Kaffee vor ihr stand unberührt, ein Journal lag geschlossen auf ihren Knien. Sie schaute über die niedrige, quergehängte Fenstergardine fort in das Menschengewimmel draußen. Dann schien sie des Doktors Nahen zu fühlen, denn sie wandte den Kopf zurück — und bald darauf trafen sich ihre Blicke.

Er sah unzufrieden um sich, ehe er Platz nahm. „Weshalb diese Begegnungen in überfüllten Räumen? Kein vernünftiges Wort kann man reden!“

„Ich finde, man ist in der Menge am einsamsten.“

Er stieß einen ungeduldigen Ton aus. „Und daß du bei diesen Spießbürgern wohnst! Es ist unmöglich, daß ich dich in deinem Zimmer besuche. Ihre Exzellenz und der Herr Leutnant würden ja außer sich sein!“

„Allerdings!“

Der Kellner kam, und er bestellte ein Getränk.

Viktoria sah stumm vor sich nieder.

„Du bist seltsam verändert,“ begann er von neuem. „Ist es Zufall, daß du dich im Schutze dieser korrekten Familie befindest — oder Absicht?“

„Ich fühle mich überaus wohl bei ihnen. Mißgönnst du mir das?“

„Nein! Aber man könnte fast denken — wenn es

nicht lächerlich wäre — solch einen biedern Jungen gefährlich für dich zu halten."

„Du hast recht, das ist ausgeschlossen. Meine Wünsche wären nicht so vermessen, sich solch einem reinen Menschen zuzuwenden."

Er lachte auf. „Wenn diese Vorstellung dich schützen soll! — Auch er wird seine Vergangenheit haben. Ein Offizier ohne Abenteuer, das wäre grotesk! Warum willst du seine Sünden geringer einschätzen als deine und meine?"

Sie antwortete nicht. Er rückte ihr näher und legte seine Rechte über die ihre. Leblos blieb ihre Hand in der seinen liegen, wie ein armes, kleines Tier, das sich gefangen sieht.

„Viktoria," begann er bittend, „was ist mit dir? Wodurch bist du so verändert? Bedeute ich dir nichts mehr?"

Sie hob die Augen gequält zu ihm empor. „Ich kann nicht vergessen — ich kann nicht!" murmelte sie.

Er drückte ihre Finger leicht. „Weil du nicht willst! Weil du fern von mir bist! In meinen Armen vergäßest du dich und die Welt — und alles! Ich habe dir aber Zeit genug gegönnt — nun endlich: sei mein!"

Sie richtete sich auf, als wollte sie sich ihm entziehen, und sank doch wieder in sich zusammen. Endlich sagte sie mühsam: „Du weißt, wie sehr ich dich geliebt habe — und wohin uns das geführt hat. Aber seither ist nichts mehr in mir geblieben als Reue und Verzweiflung — jedes andere Gefühl scheint erstickt."

„Es scheint," unterbrach er sie lächelnd und siegesgewiß. „Sieh mich an!"

Sie tat es. Er hielt ihren Blick verlangend fest, gleichzeitig zog er ihre beiden Hände an sich. „Meine Gegenwart und Nähe würden dir alle Bedenken ver-

treiben, Viktoria, alle! — Du wirst im Rausch der Leidenschaft untergehen, du sollst und mußt mein werden —"

Aber die Wirkung seiner Worte und seiner fordernden Nähe blieb aus. Langsam glitten ihre Hände aus den seinen.

Er wurde ungeduldig. „Wenn du mit mir gespielt hättest — der Einsatz war zu hoch, mein Kind, das Spiel zu teuer! Ich habe nichts gescheut, um frei zu werden, nichts, um den Weg zu dir offen zu haben! Glaubst du, ich ließe mich mit Ausreden abspeisen und um mein Ziel bringen? Das Ziel warst du, nur du!"

Sein Mund war dicht an ihrem Ohr. Sie lehnte mit geschlossenen Lidern im Stuhl.

„Viktoria," bat er schmeichelnd. „Hast du vergessen, wie wir litten, wie wir gekämpft und überwunden haben? Bis die Leidenschaft über uns zusammenschlug? Und wußten wir nicht seit jener Stunde, daß wir unlösbar zusammengehörten und uns alles recht sein würde — und alles leicht erscheinen, was uns für immer vereinte?"

„Nein, nein," stieß sie hervor, „das — das habe ich nicht gewollt."

Da beugte er sich über sie und schüttelte sie an den Handgelenken, bis sie die Augen zu ihm aufschlug. „Du bist feig," stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, „du willst dich von dir selbst loskaufen und die Schuld auf mich wälzen! Aber das soll dir nicht gelingen, Liebste — vergiß nicht, mit wem du es zu tun hast! Ich bin kein Kind, dem man Meinungen suggeriert — ich weiß und bin mir bewußt, was wir beide getan haben, du und ich! Aber ich bereue nichts! Und wenn du dich in Selbstanklagen verlierst und innerlich vor mir fliehst, ich halte dich fest — halte dich,

siehst du, so“ — er preßte ihre Hände in den seinen — „und sage mir täglich und stündlich in jauchzender Genugtuung: Es geschah um dich — es mußte geschehen, weil ich dich wollte! Und weil du mein sein sollst.“

Er schwieg einen Augenblick, dann gab er ihre Hände frei. Seine Stimme wurde ruhiger, seine Worte härter.

„Ich habe dir Zeit gelassen — viele Monate, ich verstand deine plötzliche Scheu zwar nicht, aber ich habe sie geachtet. Nun ist es genug, Viktoria, wir wollen uns nicht länger foltern, nicht um törichter Hirngespinste willen unsere Jugend vergeuden! Was ich dir gestern sagte, wiederhole ich heute mit aller Bestimmtheit: nenn' mir den Tag, an dem du meine Frau werden willst.“

Ihre Blicke füllten sich mit Entsetzen. Das verlangte er noch — nach allem, und wollte nicht verstehen, daß sie nie, nie — — Und daß die Schuld jedes Glücksgefühl, jede Fähigkeit zur Liebe in ihr ausgedrückt habe, und daß sie nicht die Kraft und die Schlechtigkeit besäße, ihr Werk durch diese Tat zu krönen — — —

Seine Frau werden! Dieses Mannes Frau, der sich so kühl über alles hinwegsetzte! Ja, daß er, der doch alles wußte, dessen stille Verbündete sie gewesen, sich nicht mit Abscheu von ihr wandte, das bezeichnete ihn als Menschen einer Art, die ihr bis in die tiefste Seele hinein fremd war. Sie litt unverändert stark unter dem Geschehenen. Er dagegen triumphierte; er besaß nicht nur den Mut zur feigen Tat, er hatte sie auch innerlich überwunden. Konnte sie ihm je klar machen, welch ein Unterschied zwischen ihnen bestand?

Mochte er sie vernichten — auch sie — sie hatte ja nichts mehr zu verlieren als ihr eigenes, verhaßtes Ich, über das beständig zu grübeln der warme, bittende Ton

eines andern sie verhindert hatte. — Ach, wie schön war es gewesen, zu vergessen — vergessen zu können! Jetzt war alles einerlei, alles — sie war aus der falschen Ruhe, in die sie sich hineingetäuscht hatte, aufgeschreckt worden, sie wußte, sie würde sie kein zweites Mal mehr finden. Aber an seiner Seite leben, ewig neben ihm erinnert werden — es war eine Tollkühnheit von ihm, das zu erwarten!

„Gib Antwort!“ drängte er.

Sie sah nicht auf. Da war die furchtbare Gewißheit, daß er sie nicht frei geben würde, daß sie ihm verfallen sei. Oft hatte sie sich ausgemalt, was sie erwidern und tun müsse, wenn der Doktor seine Rechte auf sie geltend machen würde. Aber er brauchte sie nur zu erinnern, wie vorhin — und ihre Rechtfertigung schmolz zusammen, daß ihr nichts mehr zwischen den Fingern blieb. Ob Riko — wenn sie ihn gefragt hätte — aber nein, sie durfte ihn nicht in ihren Konflikt hinabziehen! Wie käme sie dazu, sich in dieser ernsten Stunde an ihn zu klammern! Und wußte sie denn, ob er die Persönlichkeit sei, ihren Zwiespalt zu verstehen? Sie hielt ihn ja weder für sehr energisch, noch für klug. Und um ihr Leid nachzufühlen, zu begreifen und zu verzeihen, dazu war er zu jung; auch wohl zu sehr von den Anschauungen seines Standes befangen. Es wäre darum besser für sie beide, wenn sie fortginge. Sein Interesse hatte sich längst in Verliebtheit und diese sich in Liebe verwandelt. Sie war feige und egoistisch gewesen, denn sie hatte sich seine Anbetung gefallen lassen, weil ein wohltuender Trost in der Vorstellung lag, noch auf Männer seiner Art und seiner Kreise eine Anziehung auszuüben.

„Also, setzen wir Ende Juli fest,“ sagte eine Stimme neben ihr und scheuchte sie auf.

Wieder durchfuhr sie nur der eine Gedanke, was Riko

zu dieser Nachricht sagen würde — er, der vielleicht im Glauben war, ihr nicht gleichgültig zu sein! Sie hatte ein Spiel mit ihm getrieben, dessen wurde sie nun inne.

Ihr Schweigen bürgte dem Doktor für ihre Einwilligung. Er war froh, daß sie den Widerstand aufgegeben hatte und heiter schlug er nun vor: „Laß uns noch einen Spaziergang machen, Viktoria. Und dann essen wir irgendwo recht gut, denn es soll unser Verlobungsdiner sein. Morgen reise ich zurück und bringe unsere Papiere in Ordnung. Hier habe ich doch nichts von dir, denn diese korrekte Familie hütet dich ja wie einen Schatz! Anfang Juli kommst du nach München — wo du da untergebracht wirst, das ist meine Sorge — und nach dem feierlichen Akt vor dem Standesbeamten, Süße, gehen wir fort, in die Berge. Wie einst. Weißt du noch?"

Er schob seine Hand unter ihren Arm und führte sie zwischen den Tischen und Stühlen hinaus.

Sie sah angstvoll und wirr um sich. Was tat sie? Hatte sie ja gesagt?

Ach, ihre Gedanken, die von einem Punkt zum andern sprangen und sie narrten und hetzten, hatten zu lange bei dem guten, blonden Jungen geweilt, den sie nicht länger mehr quälen durfte. Darüber hatte sie das Wichtigste vergessen: sich zu wehren und des Doktors Bestimmungen ein festes Nein entgegenzusetzen.

Was sollte sie nun tun? Sie versuchte sich seinem Arm zu entziehen, aber er schob sie vor sich her und übersah ihren Widerstand. Der war ja auch so schwach — wie ein Opfertier folgte sie ihm, das fühlt und weiß, daß jede Verteidigung hoffnungslos ist.

Sie war ihm ja doch verfallen — mit Leib und Seele.

* * *

Die gute Exzellenz hatte sich durchaus nicht dazu verstehen wollen, Viktoria in ein Krankenhaus zu geben. So lange es sich um keine ansteckende Krankheit handelte, nur um ein allerdings heftiges Fieber, das in seltsamen Kurven seine Höhe und Tiefe wechselte, pflegte sie mit Hilfe einer barmherzigen Schwester das junge Mädchen selbst. Der Doktor konnte weder eine rechte Diagnose stellen, noch den Herd des Fiebers entdecken; es mußte doch wohl sein, daß ihr Hirn überreizt war und irgendwelche Wahnideen sie quälten.

„Ich sage es ja, unsere jungen Mädchen heutzutage überanstrengen sich, das Studium ist nichts für die weibliche Konstitution,“ klagte die alte Dame.

Der Doktor erwiderte nichts darauf. Es kam ihm vor, als gäbe es einen anderen, geheimnisvollen Grund zu diesen seltsamen Halluzinationen als das medizinische Studium. Vorsichtig erkundigte er sich nach Viktorias Schicksal — aber wer wußte von ihr? Nicht einmal, was sie mit dem Bild meinte, nach dem sie bald verlangte, bald es voll Entsetzen mit den Händen von sich abzuwehren schien, verstand man; bis Niko, der kaum die Wohnung seiner Mutter mehr verließ, eine Photographie, die dicht neben ihrem Bett gestanden hatte, aus dem Zimmer holte und an sich nahm. Es war, als habe sie das gespürt — oder auch seine Nähe — sie wurde von der Stunde an ruhiger.

„Ich kann es nicht ändern, immer ist mir, als stände ihre Krankheit mit dem Besuch dieses Doktors Wendland in Verbindung,“ sagte die Generalin. „Er ist auch verschwunden, ohne sich zu verabschieden, fast als hätte er etwas auf dem Gewissen.“

Niko erwiderte nichts. Er sah auf die lachenden Züge des Bildes vor ihm. Welche Lebensfrische und Lebensfroheit lagen nicht in dem Gesicht! Als könne es

Welt und Tod besiegen. Was für eine Macht war es gewesen, die das Lächeln dieser Lippen und Augen ausgelöscht hatte? Was hatte man ihr angetan? Immer bestimmter fühlte er, daß es einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Schicksal dieses Mädchens und dem Doktor gäbe, ja, daß dieser auch Viktorias Verhängnis werden würde. Aber wie liefen die Fäden nebeneinander her? Wo hatten sie sich gekreuzt und verschlungen?

Wenn er nur einmal, noch ein einziges Mal mit Viktoria hätte reden können, nachdem Wendland abgereist war — er bildete sich ein, daß eine Aussprache sie entlastet und die Krankheit verhindert haben würde.

Heute kam er blaß und aufgeregt zu seiner Mutter. „Denke dir, wir machen eine längere Reise — von der Akademie aus! Es beruhigt mich, daß es nur in den Harz geht und du mich leicht erreichen kannst. Im Notfall, sobald es hier ernster würde, mußt du mir sofort Nachricht geben. Das versprichst du mir, Mama — nicht wahr?"

Seinen Augen widerstand sie nicht. Sie versprach ihm alles. Und im Grunde ihres Herzens war sie froh, daß er fort mußte. Mitleid und Sorge trieben ihn ja immer tiefer in diese unglückselige Neigung hinein. Sie hatte Viktoria herzlich lieb, aber als Frau ihres Sohnes — nein, da wünschte sie als Mutter natürlich eine Partie, die glatt in jeder Hinsicht wäre, und bei der alles korrekt und angemessen herginge. Im Leben dieses Mädchens war aber sicher allerlei Unaufgeklärtes, Heimliches. Sie vertraute darin ihrem Fraueninstinkt, der in solchen Fällen selten täuscht.

Riko stand noch einmal an Viktorias Bett und schaute sie lange an. Wenn er ihr doch noch hätte sagen können, daß er glaubte, das Siegel ihres Geheimnisses gelöst

zu haben, und daß es ihm keine Schrecken einflöße, immer weniger von Tag zu Tag. Denn je heißer er sie liebte, um so sicherer war ihm, daß sie nur durch eine Verkettung von Umständen, nicht durch eigene Tat in eine Schuld verstrickt sein könne. Sie war unschuldig — und er, er würde sie davon überzeugen.

Leise strich er über ihr blondes Haar und ihre kleinen, fieberheißen Hände.

„Es geht schon besser," tröstete die Schwester ihn, die seine stille Zärtlichkeit wohl verstand.

Und wirklich: so plötzlich wie die Krankheit gekommen, so schnell war sie vorüber. Eines Morgens, zwei, drei Tage nach Rikos Abreise saß Viktoria aufrecht im Bett und lächelte der Generalin entgegen. War sie wirklich so krank gewesen? Sie konnte es sich kaum vorstellen. Nun wollte sie gleich aufstehen und — und — ihr Blick suchte im Zimmer umher. War das fort, das tödlich auf ihrem Herzen gelegen hatte und sie in immer neues Entsetzen hineintrieb?

„Ja, Sie hatten hier ein Bild stehen — denken Sie nur, das hat mein Sohn, sehr eigenmächtig herausgeholt! Er meinte, es habe unvorteilhaften Einfluß auf Sie, und es stellt doch solch liebes Ding dar!"

„Meine Schwester," sagte Viktoria mit bleichen Lippen. „Sie ist tot."

„So jung gestorben?"

Die Kranke nickte. Mit wehem Lächeln fügte sie hinzu: „Wir werden nicht alt in unserer Familie."

„Welch eine Torheit, an so etwas zu glauben!" rief die Generalin. — „Kommen Sie, Schwester, wir müssen sie schelten, sie darf keine so schwarzen Gedanken mehr haben!"

Die Schwester sah mit ernsten Augen auf das junge

Mädchen. Ihr war es nichts Neues, daß Krankheit und Leid oft aus derselben Quelle fließen.

Viktoria legte sich still zurück. Sonderbar — er hatte das Bild entfernt! Wie konnte er ahnen, daß es in Verbindung mit ihrem Jammer stände? Oder war es nur im instinktiven Gefühl der Liebenden geschehen, das sie immer das Rechte für den anderen tun läßt?

Ach ja, Liebe — Liebe!

Es gab einmal eine Zeit, wo sie sich auch eingebildet hatte, zu lieben — und an der Unerreichbarkeit ihrer Wünsche zugrunde gehen zu müssen. Sünde und Verbrechen waren daraus entstanden — und von ihrer Liebe nichts geblieben. So würde es auch dem blonden, jungen Leutnant ergehen, wenn er eines Tages die Wahrheit erführe. Dann würde er der Stunde fluchen, die sie ins Haus gebracht hatte und die Erinnerung an sie aus dem Herzen reißen wie eine Giftblume.

Sie drehte sich der Wand zu und verbarg das Gesicht. Die Schwester saß still an ihrem Bett. Alle großen Kämpfe muß man doch mit sich allein ausfechten. Sie wußte es — und wie bitter erkauft Ruhe und Frieden der Seele sind.

Bei Viktoria siegte die Jugend. Sie schlief sich gesund. Man konnte die Schwester einige Tage später entlassen.

Aber als Viktoria zum ersten Male wieder im dämmerigen Eckzimmer am Tisch saß, den Johanna festlich gedeckt und bestellt hatte, griff sie nach der Hand der freudig gestimmten Generalin, küßte sie und sagte gedrückt: „Für alle Ihre Liebe kann ich kaum je danken! Aber daß ich Sie nun verlassen muß, gerade, nachdem ich so viel neue Güte empfangen habe, das tut mir weh!“

Johanna blieb mit dem Pudding in der Tür stehen.

Die gute Exzellenz fragte bestürzt: „Wirklich? Sie wollen fort — auf lange?“

„Für immer — leider.“ Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Ich muß aber zu meiner Rechtfertigung sagen, daß meine Abreise bestimmt war, schon ehe ich krank wurde.“

Nun setzte Johanna den Pudding doch auf den Tisch.

Die Generalin teilte ihn aus und fragte zögernd dabei: „Gehen Sie nach München zurück? — Aber antworten Sie mir nicht, Viktoria, wenn es Ihnen peinlich ist — ich weiß ja, daß Sie nicht über Ihre Familienangelegenheiten sprechen mögen.“

„Die Familie,“ sagte Viktoria tonlos, „die repräsentiere ja nur ich allein. Ich muß für mich selbst sorgen und alle Entscheidungen selbständig treffen. Das ist das schwerste.“

„Nun,“ meinte die Generalin, „Sie sind doch dieser Verantwortung gewachsen! — Im guten Sinne,“ setzte sie mit leichter Betonung des Eigenschaftswortes hinzu, „sind Sie ein streng modernes Mädchen. Sie sind sich klar über Ihren Willen.“

„Jetzt bin ich es,“ erwiderte Viktoria seltsam ruhig. „Aber es gab Zeiten, wo ich nicht über das Nächste hinausdenken konnte, wo ein Chaos in mir war, und ich mich blindlings von meiner Leidenschaft führen ließ.“

„Wirklich?“ fragte die Exzellenz.

Viktoria fühlte, daß die Generalin ein „modernes“ Geständnis fürchtete, ja, daß ihrer altmodischen Denkweise schon diese Worte zu frei vorkommen mochten. Sie lächelte und strich über die feine, mit Ringen besteckte Hand, die neben ihr auf dem Tische ruhte. Nein, im Herzen dieser Frau konnte sie kein Verständnis für sich er-

hoffen; sie hätte sie nur aufs tiefste erschreckt und beunruhigt — und daß sie nur einen Augenblick daran gedacht hatte, vor ihr den Schleier von ihrer Seele zu ziehen, kam ihr jetzt selbst unglaubhaft vor. War es die übliche Kluft zwischen Alten und Jungen, die sie schied — oder standen sich zwei Weltanschauungen gegenüber, die eine, die streng die Grenze zwischen Recht und Unrecht verfocht, die andere, die sich bemühte, Menschliches zu begreifen und zu verzeihen?

Aber sie hätte die Nachsicht für sich beanspruchen und anrufen müssen. Das widerstand ihr. Ein anderer, derselben Generation wie sie angehörend, und trotz mancher Vorurteile seines Standes voll tiefer Menschlichkeit, würde ihr eher folgen können.

„Wollen Sie denn in München bleiben?" fragte die alte Dame weiter.

Viktoria schrak auf. „Es steht eine Änderung meines Lebens bevor, Exzellenz. Und ich kämpfe noch mit mir — man ist eben schwach! — Aber im Grunde meines Herzens weiß ich, daß das einzig Mögliche siegen wird."

Das klang etwas orakelhaft für eine einfache Heiratsanzeige, um die es sich doch nur handeln konnte. Es war auch eine moderne Eigenschaft, die Ausdrücke zu steigern und für Natürliches umständliche Wendungen zu suchen. Heimlich atmete sie auf: Viktoria heiratete — gottlob! Damit wurde sie für Niko ungefährlich.

„Ich hoffe, diese Wendung in Ihrem Schicksal ist zu Ihrem Besten," sagte sie herzlich. „Und wenn ich irgend etwas für Sie tun kann — Ratschläge brauchen ja unsere heutigen, jungen Damen freilich nicht mehr, aber ich meine, falls Sie für Ihre Aussteuer —"

„Danke sehr," unterbrach Viktoria sie. „Aber das eilt gar nicht. Man zieht ohnehin mit viel zu viel

Sachen durchs Leben, das sehe ich jetzt wieder recht beim Einpacken."

Die Generalin verstummte. Sie konnte nicht mehr mit. Die Aussteuer war früher etwas Heiliges gewesen, jedes Stück schmiedete das Glück fest. Dieses Mädchen, das innerlich losgelöst war von jeder Tradition und Pietät — nein, die paßte nicht zu ihrem Sohn. Ein höchst angenehmer Zufall, daß er noch nicht zurückgekommen, daß die Reise nach seinen letzten Nachrichten noch verlängert worden war! Ihm Viktorias plötzlichen Entschluß zur Abreise mitzuteilen, das hatte sie ihm nicht versprochen. Ihr Schweigen über diesen Punkt war wohl nicht ganz aufrichtig, aber besser von ihm Vorwürfe zu bekommen, als ihn den Gefahren einer Abschiedsstunde auszusetzen.

„Mein Sohn wird Sie sehr vermissen," sagte sie, als Viktoria reisefertig vor ihr stand. Die letzte Minute machte auch sie wieder weich.

„Er ist mir solch ein guter Kamerad gewesen," entgegnete das seltsame Mädchen langsam. „Und ein großer Trost, das weiß er gar nicht — gute Menschen wissen nie, was sie anderen bedeuten. Man richtet sich neben ihnen auf." Das war wohl nur ein Übergang zu der Bitte, die sie nun äußerte: „Wollen Sie ihm dies kleine Paket geben, Exzellenz? Er hat mir soviel Freundschaft erwiesen, daß ich sie erwidern muß."

Die Generalin legte das versiegelte Päckchen beiseite, um Viktoria zu umarmen. So leid tat sie ihr, daß das Mädchen ohne Elternliebe eine Ehe schließen wollte!

„Ich bitte noch um eins, Exzellenz: geben Sie Niko — ich meine Ihrem Herrn Sohn, meinen Gruß erst am 12. August. Früher wird er ja auch kaum zurück sein."

„Das ist verständig von ihr,“ dachte die Generalin, als sie das Paket in ihr altes Mahagonipult verschloß. „Der 12. August ist natürlich ihr Hochzeitstag. Sie will Niko zeigen, daß sie vollständig für ihn verloren ist und sendet ihm dies zum Abschied als letztes — romantisch sind also die modernen Mädchen doch noch, und geben keinen Liebhaber gern auf — genau wie wir früher!“

Sie mußte dann erleben, daß auch bei den als nüchtern verschrienen modernen jungen Männern eine Schwärmerei tief sitzen kann. Ihr Sohn war wie von Sinnen, als er zurückkam und von Viktorias Abreise erfuhr. Und nicht einmal ihre Adresse wußte die Mutter!

Nein, die hatte Viktoria nicht gegeben.

Und keinen Gruß hatte sie für ihn hinterlassen? Er konnte es nicht begreifen! Hatte denn Viktoria nicht gefühlt, wie er sich um sie ängstigte? Und was hatte sie dazu gesagt, daß er, gerade er, das Bild aus ihrem Zimmer geholt habe. „Oder hast du ihr das nicht erzählt, Mutter?“

„Doch — doch.“ Ihr wurde ganz ängstlich bei seinen beschwörenden Fragen. „Ist es denn solch eine besondere Tat, jemand von einem ihm lästigen Gegenstand zu befreien?“

„Lästig!“ Er lachte auf. „Wenn du wüßtest —! Dies Bild spielt eine Rolle in ihrem Leben — und sie mußte wissen, daß mir das bekannt ist!“

„Vielleicht!“

„Wie meinst du?“

Sie kämpfte mit sich. Aber schließlich war doch nichts damit verloren, daß sie ihr Viktoria gegebenes Versprechen brach oder wenigstens nicht vollständig hielt. Sie sah auf den Kalender. Zwei Tage waren

es nur noch bis zum 12. August. Sie hatte auch ihrem Sohn gegenüber Verpflichtungen, und wenn sie ihn aus dieser quälenden Unruhe befreien konnte —

„Das Bild,“ sagte sie zögernd, „ich glaube, das hat sie dir gelassen. Es kommt mir jetzt vor, als sei es in dem Paket für dich —“

„In welchem Paket? — Mutter, ich flehe dich an —“

Nun ging sie entschlossen auf das Pult zu. „Ich sollte es dir nicht vor dem 12. August geben, aber —“

Da schrie er auf und drückte beide Hände an die Schläfen. „Am 12. August — sagst du?“

Sie nahm das Päckchen heraus. „Es sind noch zwei Tage bis dahin, Riko, aber es ist wohl keine Sünde —“

Er riß das Paket aus ihren Händen — mit zitternden Fingern erbrach er die Siegel.

„Mutter, wenn sie noch zu retten ist — ich wußte es ja, ich ahnte es! Wenn ich die Zeit versäumt hätte — Mutter, nie vergessen könnt' ich dir das —“

Das liebe Mädchengesicht lachte ihn an, ihm schien es sich zu höhnischem Grinsen zu verziehen: die Tote nahm Rache — nun auch an ihm, da er ihre Forderung um Sühne mißachtet hatte.

„Um Gottes willen, Mutter, laß mich lesen! Frag nichts — frag nichts!“

Dann saß er still und las Wort für Wort, was sie schrieb. Ein paarmal stöhnte er und knirschte mit den Zähnen. War dieser Mann ein Teufel, der sie mit suggestiver Kraft beherrschte? Und was sie wollte, war das nicht begreiflich? Wäre sie die Frau gewesen, die er liebte, deren Unglück ihm in der Seele brannte, wenn sie anders handeln würde? — Hatte noch eine Linie an ihrem Bild gefehlt, dieser Brief vollendete es. Genau so mußte sie denken, fühlen, nach allem, was geschehen war! Wie eine Heilige kam sie ihm vor,

die mit vollem Bewußtsein ihr Martyrium bis ans Ende trägt.

Als er die letzte Zeile gelesen hatte, faltete er den Brief zusammen, sah nach der Uhr, blätterte im Kursbuch und ging an den Schrank, der seine Zivilkleider enthielt. Nach kurzen Minuten kam er umgekleidet zurück, einen Handkoffer in der Rechten.

„Ich reise sofort ab, Mutter. Urlaub nehme ich mir telegraphisch von unterwegs.“

„Aber Riko —“

„Ich werfe Leben und Beruf für sie hin, wenn es sein muß, Mutter! Denk in Liebe an mich, damit ich sie mir retten kann.“

* * *

Viktoria stand einen Augenblick still und blickte in das gemütliche, kleine Zimmer des Hotels zum Steinbock in Pontresina zurück, das sie beherbergt hatte. In diesen Wänden hatte sie den letzten Kampf mit sich ausgekämpft, nun war alles klar und ruhig in ihr wie die Sonne, die draußen vom wolkenlosen Himmel strahlte. Nichts verriet in dem Raum, welche Stürme noch einmal durch ihre Seele gegangen waren, friedlich lag er da, bereit, den nächsten Gast zu empfangen. Ja, so würde ihre Spur verwehen und überall andere ihren Platz einnehmen.

Von unten tönte ein Pfiff. Der mahnte zum Aufbruch. Ruhig schloß sie die Tür — es war vorbei.

Vorm Hotel stand neben Doktor Wendland, der vollständig zur Hochtour ausgerüstet war, wie auch sie, der Hotelier. Ob die Herrschaften nicht doch lieber einen Führer nehmen wollten? Man konnte ja noch so sicher sein, aber mit einer Dame —

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ich kenne den Weg, kenne jeden Schritt! Und außerdem, fragen Sie

die Dame: sie hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, mit mir allein zu gehen."

Er lachte kurz und spöttisch auf. Auch das war eine Laune von Viktoria, gleich einer der vielen, bizarren, an denen sie seit ihrer Rückkehr litt, und denen er machtlos gegenüberstand. Wie ausgewechselt war sie. In Berlin nachgiebig, willenlos, sich in seine Bestimmungen fügend. Auch nach München war sie gekommen, wie er mit ihr ausgemacht hatte. Aber dann begann ihre Seltsamkeit sofort. Sie stand ihm kühl bei der Begrüßung gegenüber wie eine Fremde, sie wich ihm aus, wo sie nur konnte, und vermied es geschickt, allein mit ihm zu sein. Er teilte ihr mit, daß alle Papiere in Ordnung und das Aufgebot besorgt sei.

Sie sah an ihm vorüber, wandte ihm dann das Gesicht voll zu und sagte: „Du wolltest nach der Hochzeit mit mir in die Berge gehen, Oskar. Ich bitte dich, laß uns schon vorher einige Touren machen — mir ist die Erholung nötig."

Er widersprach. Es sei unsinnig, ihm diese neue Bedingung zu stellen — endlich kämen sie doch durch diese an und für sich rein äußerliche Handlung vorm Standesbeamten zur Ruhe. Sie nickte dazu. Ruhe — ja, die wollte sie. Und die könne sie nur in den Bergen finden. Er wagte es, sie an frühere Partien zu erinnern: glücklich, ach, so glücklich waren sie gewesen in ihrer gegenseitigen Nähe — und heimlich hatte doch der Wunsch sie beherrscht und aus jedem Wort und Blick gesprochen, sich anzugehören, kein Hindernis mehr zwischen sich und ihrer Leidenschaft zu haben. Hatte sie die seligen Zeiten vergessen?

„Sie brennen in meinem Herzen," erwiderte sie. „Und so wie einst — mit dir — nahe der Erfüllung und doch nicht dein, möchte ich noch einmal mit dir gehen.

Es muß sein, hörst du? Bringe der Vergangenheit dies Opfer — vielleicht, vielleicht wird dann alles anders, besser!"

„Wie du willst," sagte er besiegt.

Schließlich würde sie doch sein werden, er wollte ihre mädchenhafte Scheu achten. Der Tag, an dem sie ihm in die Arme sinken mußte, konnte nicht mehr fern sein.

Daß sie vorläufig keine wirtschaftlichen Vorbereitungen zur Ehe traf, war ihm recht. Er erwartete zum Herbst den Ruf an eine norddeutsche Universität. Da taten sie besser, sich erst dort einzurichten. Im übrigen besaß Viktoria noch einige Möbel, die von ihren Eltern stammten und seit Jahren auf einem Speicher verwahrt wurden. Die sollten mit ihrer behaglichen, altväterischen Eleganz den Grundstock ihrer neuen Heimat bilden.

Kurz vor ihrem Aufbruch in die Berge sagte sie eines Tages: „Ich habe dir meine Möbel vermacht, Oskar. Und von meinem Vermögen die Hälfte."

Was war das nur wieder für ein Einfall? Testiert hatte sie — jetzt, beim Beginn eines neuen Lebens?

„Es ist für alle Fälle."

„Ich müßte also Gleiches mit Gleichem vergelten?"

Sie hob abwehrend die Hand. „O nein, ich habe übergenug für mich, wie du weißt! Ich möchte dich nur sicherstellen."

Er biß sich zornig auf die Unterlippe. Weshalb konnte er gar nicht mehr verstehen, was in ihr vorging, die früher dieselben Gedanken gedacht hatte wie er, in deren Seele ihm nichts fremd gewesen war? Und was hieß es, daß sie ihm nur die Hälfte ihres Vermögens vermachte, wen hatte sie denn außer ihm noch auf der Welt? Ach, wohl auch nur eine Laune, die

ohnehin entwurzelt wurde, sobald sie Familie besaßen. Es war nicht wert, darauf einzugehen. Was ihn wurmte, war, daß sie überhaupt hinter seinem Rücken zu einem Rechtsanwalt ging und Anordnungen traf, von denen er nichts wußte. Sie schien ihm überreizt, Berlin war ihr nicht gut bekommen. Von ihrer Krankheit hatte sie ihm kein Wort gesagt. Ja, das beste war, ihr nachzugeben. Er wollte keine nervöse überspannte Frau — genug hatte er ja unter solch einer gelitten, und es war eine Erlösung gewesen für sie und ihn und alle, als sie endlich — —

Und das war das Merkwürdigste, dessen er sich plötzlich klar wurde, als nun Viktoria mit gleichmäßigem, festem Schritt vor ihm herzugehen begann: daß sie es vermocht hatte, ihn zur Besteigung der Bernina zu überreden! Gerade dahin, hatte sie gesagt, zöge es sie; sie wolle und müsse am Datum der Katastrophe die Stelle sehen, an der sich das Schreckliche vollzogen habe, und der Erinnerung der Schwester müsse diese letzte Bergfahrt vor ihrer Hochzeit gelten.

Er war gewiß kein Feigling. Die Vergangenheit, die ihren Lauf genommen hatte, wie er es im stillen seit langem hoffte, ja wie er es im Egoismus stark Liebender wie etwas Unabänderliches erwartete, war für ihn abgetan. Aber noch einmal da hinauf — Viktoria wußte ja nicht, wo es geschehen, und er wollte sich hüten, ihr die Stelle zu verraten. Im übrigen nahm er an, daß die Schwierigkeiten der Tour ihre Geistesgegenwart und ihre körperlichen Kräfte so vollständig beanspruchen würden, daß ihr zum Grübeln keine Zeit bliebe.

Aber in diesen stillen Stunden, in denen sie wortlos in der zunehmenden Abendkühle bergauf wanderten, gab er sich das Wort, daß es das letzte Mal gewesen sein

solle, bei dem er sich ihrem Willen unterwürfe. Wieder wie früher wollte er von ihnen beiden der Stärkere sein, dessen Einfluß sie sich beugen mußte.

Das großartige Bild ringsum nahm dann auch ihn gefangen. Ab und zu blieb er stehen und nannte Viktoria die Riesen, die sich vor ihnen aufbauten: die stattliche Pyramide des Piz Rosegg, den gewaltigen Monte di Scerscen, zwischen dessen schwarzen Felsplanken glitzernde Eisströme herunterflossen.

Ein paarmal verbesserte sie ihn oder half ihm mit einem Namen aus, bis er verwundert sagte: „Wie gut du orientiert bist, Viktoria!“

Sie schloß die Lippen aufeinander, dann erklärte sie: „Ich habe einmal ausführlich über die Berninagruppe gelesen — du kannst dir wohl vorstellen, daß die Beschreibung in meinem Gedächtnis haften geblieben ist.“

Er runzelte die Brauen. Mußte sie ihn mahnen — gerade hier ihn mahnen? Aber er schwieg. Das beste war, nicht auf ihre Vorstellungen einzugehen.

Nach Stunden erreichten sie die Tschiervahütte, deren einfaches Dach sie zur Nacht beherbergen sollte. Viktoria zog sich bald zurück. Er billigte das. Ein schwerer Tag wartete auf sie. Als er am nächsten Morgen kurz nach drei Uhr das matterleuchtete Gastzimmer betrat, saß sie schon bereit. Sie schien ihm auffallend bleich zu sein und ihre Augen brannten.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte er besorgt. „Du weißt, welche Schwierigkeiten uns bevorstehen, du kannst sie nur überwinden, wenn du vollständig frisch bist.“

„Sorge dich nicht,“ sagte sie ruhig. „Ich werde dich auch heute nicht enttäuschen.“

Er packte reichlichen Proviant in den Rucksack, zündete die Laterne an und verließ mit ihr die Hütte.

Sie zitterte leicht in der kalten Morgenluft, aber tapfer überwand sie die Schwäche. Sie durfte das Ziel nicht aus den Augen verlieren.

Am rechten Ufer des Tschiervagletschers über mit Geröll durchsetzte Hänge schritten sie vorwärts, bis sie, vor der Moräne abbiegend, das Spaltengewirr des Gletschers betraten.

Hier wartete er einen Augenblick, bis sie dicht neben ihm stand, legte ihr den breiten Gletschergürtel um und knüpfte sie kunstgerecht ans Seil.

„Weißt du noch, wie es uns früher immer freute, wenn ich dich ans Seil band, Viktoria? Es war doch ein sichtbares Zeichen unserer Zusammengehörigkeit!"

„Das ist es auch noch heute," erwiderte sie. „Wir sind aneinander gefesselt."

Er lachte, aber es war keine Zeit, näher auf die Symbolik ihrer Worte einzugehen.

Vorsichtig, mit dem Pickel jede verdächtige Stelle prüfend, suchte er den Weg. Es begann zu tagen, seine Laterne kämpfte ohnmächtig im Dämmern, er blies sie aus.

Der Schnee war fest und trug sie gut, nur selten brauchte er Stufen zu schlagen. Rasch kamen sie vorwärts. Kurz nach sieben Uhr standen sie bereits auf der Fuorcla Prievlusa, und hier, auf der Scharte, empfing sie voller Sonnenschein, der sich blendend über die Firnen ergoß.

Viktoria schaute in den schauerlichen Abgrund an der entgegengesetzten Talseite hinab — der Mann hinter ihr wagte nicht, sich zu rühren. Krampfhaft fest hielt er das Seil.

Wenn sie ahnte, wo sie stand! Schnell durchlebte er noch einmal den Vorgang: das plötzliche Begehren seiner Frau, hier zu rasten und der größeren Bequem-

lichkeit wegen losgeseilt zu werden. Dicht an den Rand hatte sie sich gesetzt — trotz aller Mahnungen. Und er behielt sie im Auge, bis der Führer ihn auf einen besonders schön im Morgenrot glänzenden Gipfel aufmerksam machte. Dann — eine Bewegung, die sich durch die Luft zu ihm fortpflanzte, ein Etwas, das ihn herumfahren ließ! Kein Laut, kein Schrei war hörbar gewesen — nur die Stelle leer, an der sie noch eben gesessen. Er war vorwärts gesprungen, der Führer riß ihn mit voller Kraft zurück. Da gab es kein Helfen mehr! Wollte auch er dort hinunterstürzen in die schreckliche Tiefe? Wollte — ja, hatte sie denn gewollt?

Der Führer zuckte die Achseln. Eine Wächte mochte sich gelöst und sie mit in die Tiefe gerissen haben. Aber die Dame war so sonderbar auf dem ganzen Weg gewesen, und an die Müdigkeit solch einer vorzüglichen Bergsteigerin am Anfang einer Tour glaubte er nicht recht.

Tausendmal versicherte sich Wendland, daß ein unglücklicher Zufall schuld sei — tausendmal widersprach ihm sein Gewissen. Das sagte es ihm deutlich und fest, so wie Viktoria es ihm ins Gesicht schrie, als er ihr die Nachricht brachte, daß sie sich getötet habe. Getötet, weil sie wußte, daß sein Herz der anderen gehörte, weil ihr leidenschaftliches Temperament nicht den Gedanken ertrug, nicht mehr die erste in seinem Leben zu sein. Er hatte es aufgegeben, mit ihr darum zu kämpfen. Ihre Eifersucht, die tagtäglichen Szenen, die aus den geringsten Anlässen entstanden, stießen ihn immer mehr von ihr ab. Und seine einzige Waffe, zugleich auch seine Rache gegen sie, war, daß er ihr nicht mehr widersprach, daß er sie sich tiefer und tiefer in die Idee einleben ließ, er und Viktoria wollten ihren Tod.

Da hatte sie ihn gewählt, hier oben in den Bergen, die auch sie abgöttisch liebte. Und in ihnen hatte sie Erlösung für ihre Qualen gefunden! —

„Geh weiter!“ bat er Viktoria. Die Erinnerung übermannte ihn.

Mit langem Blick trennte sie sich von dem Platze. Auf einem sicheren Standpunkt, nach einigen Schritten, band er die Steigeisen los, die an seinem Rucksack hingen. Er half Viktoria, die ihren anzulegen. Denn nun erst begannen die eigentlichen Schwierigkeiten, die dieser Tour den Charakter geben. An vereisten Granitfelsen kletterten sie, jeden Griff und jeden Tritt prüfend, empor, um dann die kühne, teilweise bewächtete Firnschneide zu betreten, deren leicht geschwungene Linie am Gipfel des Pizzo Bianco endet.

Die Gewalt der Einsamkeit, des Blickes auf die Gletschermassen in der Tiefe, auf die Firnen über ihnen, legte sich ihnen auf die Sinne. Kein Wort mehr wechselten sie. Mit mächtigen Hieben schlug er Stufen ins Eis, mit geschulten Augen den Wächten, diesen tückischen, hohlen Schneemassen, ausweichend.

Am kurzen Seil folgte ihm Viktoria. Einmal dachte sie: „Wenn wir uns zu weit nach links hielten, nur ein paar Schritte, wenn uns eine Wächte hinabrisse —? An den Felsen und Eisbrüchen zerschellten wir wie Glas!“

Aber nein — er sollte nicht ahnungslos mit ihr gehen, er sollte selbst wählen! Eine andere Situation würde kommen und die Entscheidung bringen — das wußte sie.

Zwei und eine halbe Stunde nach dem Verlassen der Fuorcla standen sie am Gipfel des Pizzo Bianco. Vor ihnen lag, zum ersten Male sichtbar, der scharfe, zerhackte Grat, den sie überschreiten mußten, um zum

Piz Bernina hinüber zu gelangen. In fürchterlichster Steilheit fiel die Schneide auf beiden Seiten in schauerliche Tiefen ab.

„Fürchtest du dich?“ fragte er.

Sie lächelte. „Ich weiß, daß sich genug Griffe im Gestein bieten — bessere und bequemere als in den Dolomiten.“

„Du hast deine Lektüre wörtlich behalten,“ meinte er trocken. Ihm wurde fast unbehaglich vor ihrer Ruhe. Aber schließlich, sie war an schwere Touren im Dolomit- und Kalkgebirge gewöhnt, von ihm dazu erzogen — er erntete nur die Früchte seines Verdienstes. Aber ihm war nicht wohl ums Herz.

In kurzer Zeit erreichten sie ohne Zwischenfall den plötzlichen Abbruch des Grates, oberhalb der berühmten Berninascharte. Unglaublich kühn ragte der Felsturm des Berninagipfels vor ihnen auf, ein schwindelnder, mit glasigem Eis bedeckter Grat führte zu ihm empor.

Der Doktor trat an den äußersten Rand des Felsens, um den Abbruch der Scharte zu prüfen: knapp eine halbe Seillänge betrug der Höhenunterschied, aber er erforderte größte Kletterfertigkeit. Viktoria mußte Pickel und Rucksack ablegen und langsam hinunterklettern. Da hier an der Südseite die Felsen nahezu schneefrei waren, fand sie genügend Griffe und Tritte. Sobald sie auf der Scharte festen Fuß gefaßt hatte, ließ er am Reserveseil Pickel und Rucksäcke hinab, legte eine Schlinge um einen Felszacken und seilte sich selbst ab.

Kaum zwanzig Minuten währte es, bis sie wieder nebeneinander standen.

„Siehst du,“ sagte er lachend, „dies ist die Stelle, auf der Doktor Paul Güßfeldt im Jahre 1878 bei der

Ersteigung eine Flasche mit einem Zettel deponierte, auf den er seinen und seiner beiden Führer Namen schrieb im Glauben —"

„Im Glauben, daß diese Flasche wohl nie zur Hebung gelangen würde," vollendete sie seinen Satz.

Da rief er heftig: „Du hast alles gelesen über die Bernina, auch Güßfeldts Buch?"

Sie schwieg.

Er strich sich über die Stirn. Hätte er doch selbst nicht angeben können, weshalb ihn das so erregte! Spöttisch fragte er nun: „Würdest du vielleicht ohne mich weiterkommen? Besitzest du auch den Schlüssel zur Ersteigung?"

Vom Grunde der Scharte ragte die Bernina mit grausig steilen Fels- und Eisflanken vor ihnen empor und schien von hier am Fuße des Nordabsturzes gänzlich unersteiglich.

Viktoria wies auf einen steilen Schneehang, der sich zum Tschiervagletscher hinabsenkte.

„Also!" gab der Doktor zu. Immer mehr schwand ihm die Freude an dieser Tour, die sonst mit ihren wechselnden Ansprüchen jedem gewandten Alpinisten gefallen muß. Aber was half's? Vorwärts — es gab nichts anderes!

Mit großer Kraft und Geschicklichkeit schlug er in der Horizontallinie Stufen in den grausig steil abschießenden Schneehang, so daß sie den Fuß des Turmes umgehen und an die Südseite gelangen konnten. Über einen fast senkrechten, aber nicht schwer zu überwindenden Schneecouloir gelangten sie endlich zum Gipfel.

Viktoria blieb oben regungslos stehen und umfaßte mit weitem Blick Nähe und Ferne. In schwindelnden Tiefen brandeten zu ihren Füßen die Gletscher, am unendlichen Horizont schweifte ihr Auge über ein Meer

unzählbarer Gipfel. Zu anderen Zeiten hätte sie wohl das gewaltige Panorama eingehend gemustert, die ihr bekannten Gruppen und Berge herausgelöst und Gipfel, die ihr Fuß schon betreten, wie alte Freunde begrüßt. Heute füllte sich ihre Seele mit unendlicher Schwermut angesichts der Schönheit — noch einmal umfing sie mit Blick und Herz diese wunderbare Welt und nahm stillen Abschied von ihr.

„Es ist ein Uhr," sagte der Doktor hinter ihr. „Höchste Zeit zum Frühstück! Jetzt merkt man erst, was man schon geleistet hat. — Komm, setz' dich, Viktoria!"

Er hatte schon den Rucksack abgelegt und ausgepackt, schob ihr Brot und Speck hinüber und begann rasch zu essen. Erst als er fast satt war und ihr die Flasche mit Tee zum Trinken reichte, bemerkte er, daß sie noch nichts genossen hatte.

Sie saß still da und schaute auf die Berge.

„Iß!" gebot er ihr. „Vergiß nicht, daß du noch viel Kraft nötig hast — du darfst mir nicht schwach werden unterwegs."

Sie lächelte, brach einen Brocken Brot ab, vergaß aber, ihn zwischen die Lippen zu schieben.

„Was bedeutet das?" fragte er und griff nach ihrer Hand. „Willst du uns beide einer Gefahr aussetzen? Du weißt, wieviel von einer guten körperlichen Verfassung abhängt —"

„Die moralische ist die maßgebende."

„Ich bin verantwortlich für uns beide. Erschwere mir die Arbeit nicht — iß etwas, damit ich sehe, daß du nicht leichtsinnig mit der Gefahr spielst."

Sie brach ein größeres Stück Brot ab und aß. „Es ist im Grunde genommen einerlei, ob ich esse oder nicht esse — auf meine Entschlüsse hat das keinen Einfluß."

Er rauchte eine Zigarre an und warf das Streichholz in die Tiefe.

„Entschluß oder nicht — ich für mein Teil möchte heil hinunterkommen!“ Er sprang auf. „Bist du ausgeruht?! Mir wär's recht, wir gingen.“

Sofort erhob sie sich und zog sich die Riemen des Rucksacks wieder über die Schultern. Dann stand sie noch einen Augenblick still, grüßte mit den Augen um sich, sagte ein leises „Lebewohl“ und begann voran nach abwärts zu schreiten.

„Wie feierlich du heute bist, Viktoria! Was antworten dir denn die Berge auf deine persönliche Ansprache?“

„Sie geben mir recht — in allem,“ erwiderte sie mit schwerer Stimme.

Er seufzte. Er wollte dem Himmel danken, wenn er glücklich mit ihr unten wäre! Was war aus seinem munteren Kameraden von einst geworden? Die erste Tour, die sie wieder miteinander unternahmen, verdarb sie durch ihre ernste Stimmung geradezu! Aber keinen Tag länger zögern wollte er, noch sich von ihr hinhalten lassen. War sie erst seine Frau, so würden die Schatten zwischen ihnen schon schwinden.

Einen scharfen Eisgrat, der sich in mäßiger Neigung senkte, galt es zuerst zu überschreiten. Frühere Besteigungen hatten ihn so weit geebnet, daß der eisenbewehrte Fuß in den abgeschmolzenen, schwachen Stufen genügenden Halt fand. Sicher und ohne Besinnen ging Viktoria vorwärts, eine Freude für jeden Bergkundigen waren ihre Ruhe und ihre Unerschrockenheit.

Wenn er sie so tapfer alle Hindernisse nehmen sah, verwand er für eine Zeitlang das Unbehagen, das ihr rätselhaftes Wesen in ihm verursachte. Das Seil

zwischen ihnen hatte nicht mehr als sechs Meter Länge, es diente nur zur moralischen Versicherung. Denn ein Ausgleiten bedeutete gewissen Tod. Er fühlte, daß es wieder wie einst gleich einem starken Fluidum durch das Seil ging — ja, es verband sie fest, fest aneinander, alles, was sie auftürmte zwischen ihnen, war Täuschung!

In diesem Augenblick blieb Viktoria stehen. Auch er hielt inne. Dann näherte er sich ihr langsam, Schritt um Schritt. Konnte sie nicht weiter?

„Oskar," sagte sie ohne den Kopf zu wenden, „jetzt ist die Entscheidung gekommen. Ich bleibe hier, ich gehe keinen Schritt mehr vorwärts oder rückwärts. Du und ich, wir wissen, weshalb Josephine sich tötete — ich habe geglaubt, ich könnte die Schuld verwinden, oder du gäbest mich frei. Aber ich weiß jetzt, daß ich im Bewußtsein meiner Mitschuld nie deine Frau werden könnte. Mein Leben ist zerbrochen, verdorben — ich will es beenden!"

„Bist du toll," knirschte er, und all seine dumpfen Befürchtungen nahmen grausamste Form an. „Du willst mich mit dir verderben? Oh, ihr beide, die ihr mir nichts als Unglück gebracht habt! — Rühr dich nicht!" er stieß seine Pickelspitze ins Eis und wußte doch, wie wenig Halt ihm das im Ernstfalle bieten würde. „Ich will nicht deiner Laune, deiner Verrücktheit wegen zugrunde gehen — hörst du!"

„Gut," entgegnete sie. „Lebe weiter — mit der Schuld auf der Seele! Aber ich will frei sein, befreit von dir —"

Er spannte alle Muskeln an, um sich im Gleichgewicht zu halten. Eine wahnsinnige Lebensgier sprang in ihm auf. Nur an sich und seine Rettung dachte er. Mochte sie denn verderben, wenn sie wollte,

wenn ihre überspannten Vorstellungen sie dazu trieben — er aber, er wollte leben, leben!

Mitten in seine Verzweiflung hinein klang ihre befehlende Stimme: „Binde dich los!“

Er wußte kaum, was er tat, seine Finger tasteten über das Seil hin, dessen letzte Meter er sich um Schultern und Leib geschlungen hatte. Losbinden — ja los von ihr! — Fieberhaft begann er eine Schlinge nach der anderen abzuwerfen, mit aufs höchste gespannten Nerven hörte er, wenn sie klingend aufs Eis schlugen. Mit angehaltenem Atem arbeitete er, die letzten Schlingen fielen tonlos auf die ersten, das Seil häufte sich zu seinen Füßen —

Da mochte sie annehmen, daß sie von ihm losgebunden sei. Auf dem schwindelnden Grat drehte sie sich herum, sah ihn an. Aber das „Lebewohl“ erstarb auf ihren Lippen, sie verlor das Gleichgewicht — ein leichter Schrei durchschnitt die furchtbare Stille — vor seinen Augen stürzte sie in die Tiefe.

Wie eine Vision war das alles, war nicht wahr, konnte nicht wirklich sein. Er sah sie schweben zwischen Himmel und Erde, vor dem Hintergrund der Bergriesen, über dem Meer der Gletscher. Das Seil begann sich abzurollen, er fühlte schon den Ruck, der ihn mit in die Tiefe ziehen mußte. — Einmal, da — ja, das hatte er gelesen, blitzartig kam's ihm, wie bei einer Partie am Lyskamm eine Wächte brach, zwei Touristen und einen Führer mit in die Tiefe reißend — da sprang der zweite Führer auf die andere Seite des Grates hinab. Das Seil zwischen ihnen hielt sie, hielt sie wirklich, sie arbeiteten sich wieder empor — —

Die Bilder überstürzten sich in ihm, nur dieses Letzte blieb auch ihm. Instinktiv bückte er sich, stützte sich mit der linken Hand auf den Grat und ließ sich auf

der anderen Seite ins Bodenlose sinken. Das Seilende, das noch um seinen Oberkörper gewunden war, begann sich abzuwickeln, es wirbelte ihn ein paarmal herum. Seine Kleider zerrissen, von der Stirne troff es ihm heiß in die Augen — einerlei; leben, nur leben!

Seine Finger versuchten sich einzukrallen — plötzlich hing er still, das Seil mußte abgerollt sein. Und nun tastete er am Granit entlang, bis sich fühlbare Ritzen fanden, in die er die Fingerspitzen einklemmte. Zugleich suchten seine Füße umher und mit dem rechten Steigeisen fand er einen kleinen Vorsprung, auf dem der Fuß ruhen konnte. Er wußte, dies alles sei keine Rettung, konnte nicht genügen, ihn vor dem Absturz zu sichern — wenn das Seil nicht hielt!

Es hing straffgespannt herab und preßte ihn an die Felsen, und infolge der Stützpunkte konnte er die Schultern dehnen und die furchtbare Zusammenschnürung der Brust einigermaßen erträglich machen.

Aber nun — was weiter? Die Gedanken hetzten sich in ihm, trotzdem erwog er kritisch alle Möglichkeiten der entsetzlichen Lage. Wenn es ihm gelänge, sich noch jetzt vom Seil loszuknüpfen oder es zu durchschneiden — ja, dann stürzte sie, die auf der anderen Seite des Grates hing, erbarmungslos in die Tiefe. Aber das wäre kein Mord. Niemand könnte ihn dessen anklagen — das wäre ein Notstand, die einzige Möglichkeit zur Rettung! Das Recht dazu hätte er — ja, das Recht nähme er sich. Aber wer wußte denn, ob die winzigen Griffe und der bröcklige Tritt unter ihm überhaupt Halt genug böten, ob er nicht sofort ebenfalls abstürzte, wenn der Zug des Seils aufhören würde?

Aber ließe sich nicht gerade dieser Zug ausnützen? Mit jedem Schritt, den er an Höhe gewinnen würde, sänke sie auf der anderen Seite tiefer; das Seil mußte

also immer gespannt bleiben und es ihm so ermöglichen, den Grat wieder zu erreichen.

Vielleicht aber würde dabei das in straffer Spannung über den Grat gezerrte Seil durchscheuert werden und zerreißen?

Was sollte er wagen, wie mußte er handeln?

Er versuchte mit dem linken noch herabhängenden Fuß einen kleinen Tritt zu finden. Als er den Fuß heben wollte, fühlte er, daß er gebrochen sei!

Sekunden, Minuten vergingen, bis er dies letzte Furchtbare fassen konnte. Gefoltert hing er an dem dünnen Seil, das ihn noch mit der Welt und dem Leben verknüpfte, im Gleichgewicht gehalten von jener, deren Schwester sich vor ihm gerettet hatte ins Unendliche. Foppte ihn das Schicksal, daß es ihn zum zweiten Male dem aussetzte, daß neben ihm, ohne von ihm gerettet zu werden, eine Frau verunglückte? Würde man nicht den dunklen Zusammenhang zwischen den beiden Katastrophen ahnen?

Seine Finger klammerten sich immer tiefer ins Gestein, in Todesangst maßen seine Blicke die Tiefe und glitten wieder empor zum Grat.

Bewegte sich da nicht unmerklich das Seil? Bedeutete das, daß schon das Eis begann, die letzte Arbeit zu verrichten?

* * *

Als das Auto am Anhalter Bahnhof hielt, sprang Riko in höchster Eile aus dem Wagen. Noch eine Viertelstunde Zeit! Genug, um sich zu erkundigen, ob es wirklich richtig sei, den Zug um sieben Uhr zwanzig nach München zu benützen.

Bereitwilligst half man ihm an der Auskunftstelle. Vier Stunden gewann er gegen den Weg über Basel.

Aufatmend dankte er dem Beamten — und dann saß er im Abteil.

Da erst kam er zur Besinnung, zur Freude über seinen schnellen Entschluß — und daraus, daß die ersten Schritte ihm geglückt waren, glaubte er in befreiendem Optimismus schließen zu dürfen, daß ihm auch das übrige gelingen würde. Dies Gefühl befriedigte ihn. Trotz aller Unruhe konnte er schlafen, vielleicht auch war er durch die entsetzliche Spannung beim Lesen des Briefes ermattet.

Noch im Halbschlaf wiederholte er sich die Worte: „Als ich mir meiner Liebe bewußt wurde, auch wohin unsere Leidenschaft uns führen würde, habe ich den Doktor gemieden — nicht ein Wort, nicht eine Zeile von mir hat ihn erreicht, ich wollte tot für ihn sein! Und ich darf mir deshalb sagen, wenn ich auch zugeben muß, daß ich eine gewisse Leidenschaft für den Mann meiner Schwester empfand, daß ich sie nie berauben wollte, ja, daß ich alles getan habe, um ihre Eifersucht zu beschwichtigen. Jahrelang, bis zu ihrem Tode bin ich ihrem Hause fern geblieben; aber sie muß gefühlt haben, daß wir trotzdem innerlich nicht getrennt waren."

Diese Trennung, das wußte er nun, hatte erst der Selbstmord Josephinens herbeigeführt. War Viktoria damit nicht auch der letzten Anklage enthoben? Er sprach sie frei von jeder Schuld.

Sie aber wollte auf ihre Sühne nicht verzichten!

Er hatte sie vollständig verstanden, er wußte längst, welchen schweren Kampf sie kämpfte. Der andere aber, der sich einbildete, sie zu lieben, ging dumpf und stumpf neben ihr her und versuchte gar nicht, ihr in ihrer seelischen Qual beizustehen!

Er gab sich keine Rechenschaft darüber, wie seine Einmischung aufgefaßt werden, welche Stellung er dem

Doktor gegenüber einnehmen würde. Ihm war alles einerlei, mochte kommen, was da wollte — er wollte zu ihr und sie retten!

Denn dort, so hatte sie geschrieben, wo ihre Schwester ihr Leben beendet, wollte auch sie sterben.

In München gab er ein Telegramm an seinen Vorgesetzten auf und bat mit einigen Erklärungen um Urlaub. Dann frühstückte er und bestieg um acht Uhr den Engadinexpreß. Endlos lang kam der Tag seinem Ungestüm vor — er sah nichts von den Schönheiten des Bodensees, ihn trieb die wachsende Unruhe auf dem Deck des Dampfers hin und her, der ihn nach Rorschach hinüberführte.

Endlich konnte er in die Berninabahn steigen, deren Züge in kurzen Zwischenräumen von St. Moritz nach Pontresina gehen. Er wählte das dem Bahnhof zunächst gelegene Hotel und verlangte vom Portier sofort die Fremdenliste. Richtig, da stand unter den Gästen des „Steinbocks": Fräulein Hornberg, Doktor Wendland. Er eilte dorthin. Höflich teilte ihm der Hotelier mit, die Herrschaften hätten, vollständig ausgerüstet, nachmittags um vier Uhr das Hotel verlassen und die Absicht geäußert, auf den Piz Bernina zu gehen. Ja, ja, das wußte er ja schon. — Seinen Rat, einen Führer mitzunehmen, erzählte der Hotelier weiter, habe der Herr ziemlich schroff abgelehnt. Nun ja, für geübte Bergsteiger sei der Berg nicht zu schwierig.

Riko ließ ihn kaum ausreden. Er bat um seine Begleitung zur Wohnung des Führerobmanns. Der hörte etwas erstaunt, daß der Herr jetzt, sogleich, zum Piz Bernina aufbrechen wolle. Es ginge kein Zug nach Morteratsch mehr, sagte er, man müsse bis dorthin einen Wagen nehmen, dann wären es immerhin noch zwei und eine halbe Stunde bis zur Bovalhütte

hinauf, die man also kaum vor ein Uhr nachts erreichen würde. Gewöhnlich bräche man aber schon von dort um ein Uhr auf, doch sei natürlich eine längere Rast vor solch einer anstrengenden Tour nötig. Ob es denn gar nicht denkbar wäre, die Tour zu verschieben?

„Unmöglich," versicherte Riko. Er versprach, sich nicht an den Tarif zu halten, sondern glänzend zu zahlen. Seine Bergstiefel hatte er bereits angelegt, einen Touristenanzug trug er ohnehin als Reisekleidung.

Mochte es denn sein! Der Führer übernahm es, für Proviant zu sorgen, wählte einen starken Pickel für Riko aus und verabredete mit ihm, sich wenig später am Bahnhof Pontresina zu treffen. Denn er selbst wolle mitgehen und noch einen zweiten Führer engagieren.

Riko hatte gerade noch Zeit, im Hotel etwas zu essen, dann traf er schon mit den beiden kräftigen, gut ausgerüsteten Männern zusammen. Die fürchterliche Aufregung jagte den jungen Offizier vorwärts, aber die Führer, der Obmann mit einer Laterne voran, ließen sich nicht aus ihrem bedächtigen Schritt bringen und erklärten ihm, daß er sich nur vorzeitig außer Atem laufen werde; zudem müsse man bei Nacht selbst auf leichtem Wege vorsichtig sein, war doch erst vor kurzem ein Tourist über die Moräne abgestürzt.

So mußte er denn seinen Eifer zügeln und sah bald ein, daß im Gebirge ein gleichmäßiger ruhiger Schritt am besten fördert.

Kurz nach ein Uhr konnten sie die Bovalhütte betreten; aber seine Erwartung, die Verfolgten noch zu treffen, wurde enttäuscht: die Hütte war leer! Ungewöhnlich früh mußte die Partie aufgebrochen sein.

Der Obmann erklärte, der Herr habe jedenfalls den kürzeren Weg durch die Eisbrüche des „Labyrinths"

eingeschlagen, das von den ersten Sonnenstrahlen getroffen wird und deshalb zu späterer Stunde nicht mehr passiert werden könne, weil die Séracs, die mürben Eistürme, durch die Erschütterung eines einzigen Trittes einstürzen könnten und die erweichten Schneebrücken nicht mehr tragfähig seien. Aus demselben Grunde würden auch sie sich entschließen müssen, den zwei Stunden weiteren Weg über die Fortezza zu nehmen.

Alle Bitten halfen dem Ungeduldigen nichts — die Führer hielten in der Hütte eine längere Rast ab, nahmen ein solides Frühstück zu sich, ruhten und schritten erst um vier Uhr zum Aufbruch.

Riko atmete auf. Endlich ging's vorwärts! Schon war der Tag angebrochen, der furchtbare Tag, an dem Viktoria den Mann vor die Entscheidung stellen wollte, die sie für sich selbst bereits getroffen hatte! Die Führer schienen ihm langsam und umständlich zu steigen, keinen Blick verwandte er auf die Pracht des Hochgebirges, auf das Spiel der Sonne über den rosigen Firnen — er haßte diese Welt und empfand sie als feindlich, weil sie ihm die Geliebte rauben wollte.

Öfters mahnten ihn die Bergkundigen zur Ruhe, zur Vorsicht — ihm kam nichts schwierig, nichts gefährlich vor.

Als sie sich dem Crastagüzzasattel näherten und nun das Firnplateau unterhalb des Berninagrats übersehen konnten, zögerten die Führer und sagten ihm, daß keinerlei Spuren der vorangegangenen Partie sichtbar seien.

Er überzeugte sich selbst durch sein Zeißglas. Ja, gab es denn noch einen anderen Weg hinauf?

Wohl — wohl, der führe aber über die Berninascharte und sei sehr schwer. Der jüngere Führer

meinte, daß ein Herr mit einer Dame allein diese Tour kaum wagen würde.

„Doktor Wendland soll ein sehr tüchtiger Alpinist sein," stieß Riko hervor. „Ihn schreckt so leicht nichts —"

Der alte Obmann pfiff durch die Zähne. Der Doktor war's also? Er schüttelte seinen prächtigen Kopf mit dem schönen Vollbart und murmelte: „Daß der wieder da hinaufgeht!"

Also auch er wußte um jene Katastrophe, wie gewiß alle ringsum im Land! Riko war es, als habe er in dem Alten einen Vertrauten gefunden und einen Verbündeten gegen den Doktor.

Das Fräulein, das mit ihm gegangen war, kannte der Obmann auch dem Namen nach. Sie galt als gute Bergsteigerin. Der Herr solle sich also nicht mehr beunruhigen — die zwei konnten den schwierigen Aufstieg schon wagen!

Er ahnte nicht, was er damit sagte. Riko biß sich auf die Lippe, um seine Angst nicht laut werden zu lassen.

Vor dem Crastagüzzasattel mußten sie etwas abwärts steigen, und der junge Offizier murrte darüber, daß ein Stück der schon gewonnenen Höhe aufgegeben werden mußte.

„Wir können 's Gebirg dem Herrn zulieb nicht ändern," meinte der Obmann.

Riko schämte sich seiner kindischen Ungerechtigkeit. Und nun ging's auch schon wieder hinauf zum Plateau, in weichem Schnee, der das Steigen sehr erschwerte.

Da begann er die durchfahrene Nacht und die Folgen der Erregung, in der er sich seit über vierundzwanzig Stunden befand, zu fühlen. Aber er gönnte sich und den anderen nur kurze Rasten. Jede Minute war kostbar.

Gegen zwei Uhr standen sie am Fuß des Felsgrats, der sich zum Gipfel des Piz Bernina aufschwingt. Immer wieder hob Riko das Glas, das ihm am Riemen um die Schulter hing, vor die Augen, um den Gipfel abzusuchen. Aber er konnte nichts entdecken. Der Obmann tröstete ihn, die Tour über die Scharte dauere trotz der günstigen Schneeverhältnisse sehr lange, die anderen könnten deshalb kaum schon oben sein, wenn sie überhaupt diesen Weg unternommen hätten. Vielleicht rasteten sie auf der anderen Seite des Gipfels, so daß sie von hier aus nicht sichtbar wären.

Noch sprach er, da tauchten am Beginn des Grates, dicht unterhalb des Gipfels, zwei Gestalten auf. Die unten standen still — in scharfer Silhouette hoben sich die Körper vom klarblauen Himmel ab.

Riko riß das Glas vor die Augen. War eine von beiden Viktoria? Aus der Entfernung ließ sich nicht entscheiden, ob eine Dame dabei war, denn natürlich konnte eine Frau solch eine Tour nur in Beinkleidern unternehmen.

Angestrengt versuchte er, sie zu erkennen. Er verfolgte ihre Bewegungen — und dann — war der Grat leer, die Gestalten verschwunden!

Die beiden Führer, deren scharfe Augen ebenso den Vorgang beobachtet hatten, sprachen eifrig aufeinander ein. So schnell konnten die oben den aperen Grat, wo sie vielleicht durch die Felsen verdeckt sein mochten, nicht erreicht haben, das war unmöglich, undenkbar.

Durch sein Glas glaubte Riko dicht unterhalb des Grates eine Gestalt wie auf einem steilen Schneefleck angeklebt zu sehen.

Der Obmann legte die Hände an den Mund und schrie hinauf.

Keine Antwort kam.

Mit raschem Blick und Wort verständigten sich die Führer. Da mußte ein Unglück passiert sein. Waren die beiden gestürzt, so waren sie verloren, denn der Grat schoß nach beiden Seiten Hunderte von Metern jäh zur Tiefe.

Dennoch mußten sie hinauf — so schnell als möglich!

Eiligst knüpften sie Riko vom Seil los — kein Gedanke, daß er sie begleiten dürfe, er würde sie nur hindern. Der Alte befahl ihm, am Fuß der Felsen, wo sie eben standen, zu bleiben und auf sie zu warten. Er duldete keinen Widerspruch.

Rikos Blicke klammerten sich an die Forteilenden. Jetzt, wo's etwas galt, stürmten sie vorwärts, der Alte immer voran. Jeder Griff, jeder Tritt war ihnen bekannt, kein Hindernis schien es für sie zu geben, und in unglaublich kurzer Zeit sah Riko sie am Beginn des Firngrates stehen.

Nun überblickten sie die Sachlage. Die Dame hing ungefähr zehn Meter unterhalb des Grates, das Gesicht dem Abgrunde zugekehrt, regungslos und anscheinend ohnmächtig. In einer vom Firn ausgefüllten Kehle war sie hinuntergeglitten, verletzt konnte sie kaum sein.

Sie dachten zuerst an ihre Rettung, die auch bei weitem die leichtere sein mußte, weil ihr Begleiter in fast doppelter Tiefe in brüchigen, ungangbaren Felsen hing.

Der Obmann neigte sich so weit es ging über den Grat hinaus und rief dem Doktor zu: „Halten Sie sich nur ruhig, Herr! Zu Ihnen kommen wir nachher!“

Aus der Tiefe herauf kam eine schwache Antwort. Dann machten sie sich an das schwere Werk. Vorsichtig ließ sich der Obmann rittlings auf dem Grat

nieder, während der jüngere Führer, am Seil gesichert, große Löcher mit dem Pickel für Hände und Füße schlug und langsam abwärts stieg, bis er so weit unten war, daß er sein Seil am Gletschergürtel und unter den Schultern Viktorias befestigen konnte. Dann arbeitete er sich mit derselben Vorsicht wieder zum Grat empor.

Aber nun begann eine weitere Schwierigkeit. Das Seil, das die beiden Abgestürzten verband, mußte oben derart befestigt werden, daß der Doktor nicht weiter hinabglitt, wenn die Dame mit dem Führerseil heraufgezogen wurde. Nach größter Mühe gelang es, das Seil auf Viktorias Seite an einem von Schnee befreiten Felszacken mit Hilfe eines verspreizten Pickels zu sichern. Mehr konnten sie vorläufig für den Doktor nicht tun.

Jetzt galt es, Viktoria auf den Grat hinaufzuziehen. Sie trieben den zweiten Pickel unter größter Kraftanstrengung tief in den Firn. Dann schlugen sie in den Firngrat sattelförmige Sitze, in denen sie festen Halt fanden und begannen das Emporziehen.

Meterweise hoben sie die Last. Nach jeder Etappe wurde das erste Seil an den eingerammten Pickel befestigt. So arbeiteten sie wortlos, sich nur durch Blicke verständigend, weiter, und langsam schwebte der Körper aufwärts, näher und näher den rettenden Händen.

* * *

Bald duldete es Riko nicht mehr an seinem Platze. Der Führer mochte recht haben mit seinem Verbot, aber auch er besaß das Recht, sein Leben zu wagen. Wenn er auch kein geübter Kletterer war, so half ihm vielleicht seine turnerische Gewandtheit — er mußte es versuchen!

Wie konnte er fernbleiben, jetzt in der Stunde höchster Gefahr! Feige wäre er sich vorgekommen!

Die Felsen waren nicht brüchig, das lockere Gestein war durch zahlreiche Besteigungen schon beseitigt, und der Weg durch den Grat so vorgezeichnet, daß er ihn nicht verfehlen konnte.

Tapfer kletterte er vorwärts. Nun stand er am Ende des Felsgrats, nur wenige Schritte noch trennten ihn von der Unglücksstelle. Genau konnte er sehen, wie sich Viktorias Gestalt höher und höher hob, hin zu ihr mußte er, um zu helfen.

Ein zorniger Ruf hielt ihn zurück. Der Alte blitzte ihn an. Keinen Schritt dürfe er weiter auf den Grat wagen, schrie er, wollte er nicht noch ein Unglück verursachen und vielleicht ihre ganze Arbeit vernichten. Bleiben solle er, wo er stände, und sie mit keinem Wort stören!

Er sah den schmalen Gang über die Firnschneide, dem er nicht gewachsen war — er mußte sich fügen!

Und so, sich an die Felsen klammernd, erlebte er die schwerste Viertelstunde seines Lebens, die ihn zur Untätigkeit verdammte, während andere das Rettungswerk an der Geliebten vollzogen.

Endlich tauchte der Kopf Viktorias in der Höhe des Grats auf, nun folgte der Körper — eine Unendlichkeit, bis sie zwischen den beiden Führern lag! Sie lösten das Seil, durch das sie noch mit dem Doktor verbunden war und zogen sie rittlings über den Grat, bis in die Felsen, bis zu ihm herab!

Er konnte kein Wort des Dankes finden, aber sie mochten in seinem Blick lesen, was in ihm vorging. Eilig versicherten sie den leblosen Körper, versicherten auch ihn — und gingen stumm zurück — wieder hinauf auf den Grat.

Niko ließ sich neben Viktoria in die Knie nieder. Er zog ihren Kopf auf seinen Schoß und flößte ihr Kognak ein. Die Tropfen der Flüssigkeit standen anfangs zwischen ihren blassen Lippen, bis er sie auseinanderbog. Unwillkürlich machte sie Schluckbewegungen, öffnete den Mund, atmete tief und lag wieder stumm und regungslos da. Er rieb ihre Schläfen, schloß ihre erstarrten Hände in die seinen, drückte sie näher und näher an sich, um ihrem Körper Wärme zu geben.

Bläulich und schwer lagen die Lider auf ihren Augen. Sollte alles vergebens gewesen sein, verlor er sie nun doch noch, in letzter Stunde?

„Viktoria!“ rief er in ihr Ohr. Angstvoll und leise flüsterte er Schmeichelnamen, die er ihr noch nie gegeben, die sie aber hören mußte — wenn sie ihn liebte!

Er wußte wohl, wie sie ihn eingeschätzt hatte: als einen lieben, guten, verzogenen Jungen ohne viel Energie und Aufopferungsfähigkeit. Ja, so war er gewesen, aber wer ihn geändert, ihn erst zu einem Manne gemacht hatte, das war sie! Sie, die ihn ihres höchsten Vertrauens für wert hielt und ihm die Geheimnisse ihrer Seele offenbart hatte.

Damit gab sie ihm aber auch das Recht, sie zu verurteilen — oder ihr zu verzeihen. — Ach, wieviele Liebkosungen und Trostesworte würde er brauchen, um die Eindrücke dieses Tages auszulöschen!

Wie aus weltenweiter Ferne klang es endlich in ihr Bewußtsein, verhallte, ertönte wieder, weckte sie — eine liebe Stimme kam wieder und wieder. — Rief man sie? Wer rief so leise, so eindringlich? Wo war sie, was — was war geschehen?

Dicht an den ihren suchten zwei Augen ihren Blick, hielten ihn fest: „Viktoria — Viktoria!“

„Du,“ sagte sie leise und wie erlöst — „du!“

Die Lider sanken zurück, ihr Kopf schmiegte sich in seine Arme, ruhig atmend lag sie da.

Er gönnte ihr den Schlaf. Kurz konnte er nur sein. Die Führer würden zum Aufbruch drängen. Für die Erschöpfte mußten sie ein Asyl finden, denn die kalte Nacht konnte nicht nur ihr, nein, ihnen allen den Tod bringen.

Nur flüchtig gedachte er des Mannes, dessen Schicksal sich noch nicht entschieden haben konnte. Dieser Egoist hatte kaltblütig zugelassen, wie seine erste Frau ins Verderben ging, er hatte die Reue Viktorias geschürt, damit sie sich als Mitschuldige ihm verbunden fühlen mußte — hatte auch sie in Verzweiflung und Tod getrieben!

Da kamen die Führer zurück, still und mit ernsten Gesichtern. Der Alte zuckte nur die Schultern.

Niko ließ sanft Viktorias blonden Kopf aus seinen Händen gleiten, stand auf und trat zu den beiden Männern.

Sagte ihm ihr Ausdruck, ihr Schweigen nicht schon genug?

„Ja, Herr, es ist vorbei,“ murrte der Alte. „Er hat ein Ende gemacht. Stolz ist er gestorben — wie ein echter Bergsteiger!“

Niko sah zu Viktoria hinüber, aber sie lag in totenähnlichem Schlaf da.

Leise fuhr der Alte fort: „Wir konnten ihm nicht viel Trost geben. Heraufziehen, dazu langen die Kräfte von Zweien nicht, denn die Last war zu schwer. Sechs Leute wären nötig gewesen, um ihn zu retten. Wir riefen ihm zu, daß wir Hilfe holen würden und daß wir ihm Proviant und unsere Joppen zum Schutz hinunterseilen wollten.

Er rief uns herauf, daß ihm das rechte Bein beim Sturz gebrochen sei, er könne nicht mehr lange stehen. Und da hat er Schluß gemacht, hat sein Messer gepackt und es mit den Zähnen aus der Scheide gezogen. Ich hab' geschrien: ‚Herr, was tun Sie da?' — Er winkte mit der Hand und sagte: ‚Es ist doch aus — alles aus! — Sagt ihr, sie solle glücklich werden!' — Und dann hat er — ja, dann war es wirklich aus — vorbei war's."

Der alte Mann seufzte tief auf und strich sich die buschigen Haare aus der Stirn.

„Ja," sagte Riko vor sich hin, als spräche er zu dem Toten, „glücklich soll sie werden! Dein Vermächtnis halte ich heilig!"



Eine Wanderung durch die Königliche Münze in Berlin

Von Ernst Seiffert

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)


eld ist das Ausdrucksmittel aller realen Werte. Geld ist die Kraft, die unser ganzes Menschengetriebe treibt, Geld ist eine machtvolle Materie, der wir mehr dienen, als sie uns dient.

Es ist ein eigen Ding, an der Quelle dieser Kraft „Geld“ zu stehen, zu sehen, wie Menschenhände das formen, was wenige Tage später hinaus in die Welt, durch unzählige Menschenhände gehen wird. Blut und Tränen, Schuld und Verdienst, Lachen und Jammer werden diesem Dreimarkstück anhaften, das eben so unschuldig blinkend aus der Prägmaschine kommt und sich zu dem Häuflein seiner bereits gefertigten Kameraden gesellt. Vielleicht bekommt es ein werdender Jüngling zur Konfirmation, vielleicht kauft sich wenige Zeit später dafür ein müder Mensch das letzte Mittel der Verzweiflung, um sich von der Welt zu lösen, vielleicht —

Jedes Geldstück ist ein Schicksal, und an manchem Tag prägt die Münze bis zu vier Millionen Mark solcher Schicksale!

Die Männer, die hier in der Münze das große Vertrauen eines Amtes genießen, sehen unbeteiligt auf die Häuflein Gold, auf die Berge Silber, Nickel und Kupfer — für sie ist das Geld, das da vor ihnen liegt, nicht etwas Begehrenweckendes, für sie ist es einfach Arbeitsmaterial. Kühl gleiten ihre Augen über die blinkende runde Kraft, genau so kühl wie der Blick der Kassierer an den großen Banken, denen das Metall auch nur gleich einem Strom durch die Hände rollt, unaufhörlich und restlos.

Wenn je, so wird in der Königlichen Münze das Geld „gescheffelt“. In Mulden, wie die Schlächter sie für ihre Fleischladungen benützen, werden ganze Kapitalien



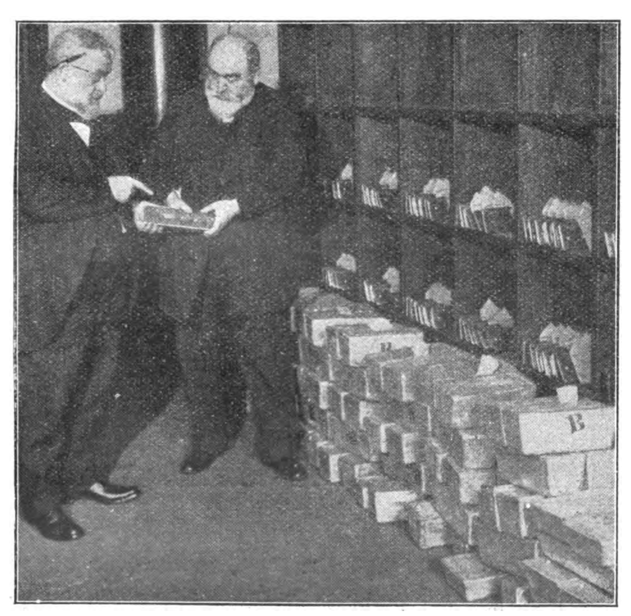
Münzdirektor Brinkmann.

umhergetragen, und man gewinnt den Eindruck, daß hier alles furchtbar reich sein müsse. Ein Märchen könnte man sich bei diesem wunderlichen Anblick ausdenken, hätte man nicht aufzumerken auf die Arbeit ringsum.

Und wahrlich, gearbeitet wird in der Königlichen Münze genug. Nun erst, da man sich freigemacht hat von dem ersten blendenden, sinnverwirrenden Eindruck, nun erst erkennt man den Werdegang unserer Münzen. Fast ist man als Laie geneigt, das alles für „furchtbar

einfach" zu erklären, fiele nicht eine fabelhafte Sicherheit der ernsten, eifrig arbeitenden, meist schon im Dienst ergrauten Männer auf; wohl wird das, was dem Nichtfachmann als so kurz und glatt vorkommt, nichts anderes sein, als eine zur Selbstverständlichkeit gewordene Routine.

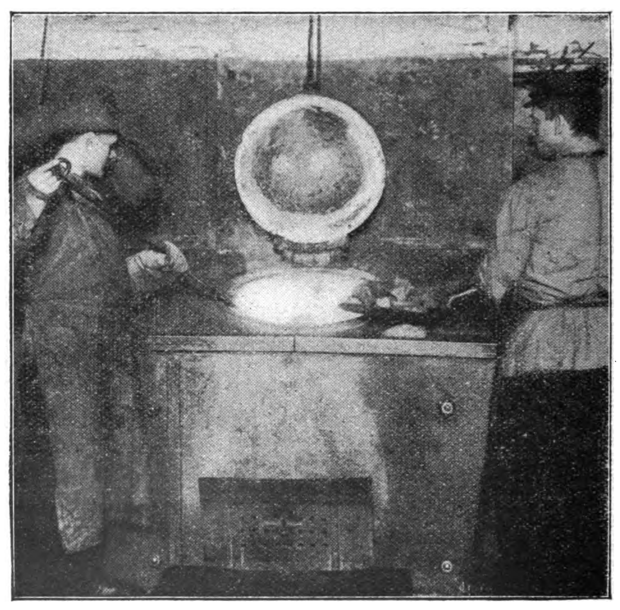
Auch die Überfülle des Goldes ist Selbstverständlichkeit diesen ernsten Beamten geworden, denn über ihre ganz von Pflichtbewußtsein erfüllten Gesichtszüge



Im Regal liegen Goldbarren im Werte von einer halben Million.

huscht nur ein leises Lächeln, wenn sie im Tresorraum das Staunen ihres Gastes über die dort gelagerten dreißig Millionen Mark gewahren.

Dreißig Millionen Mark in Gold! Da heißt es sichern, vielfach und raffiniert — unbezwinglich sichern, damit nicht verbrecherische Hände zu dieser Schatzkammer gelangen können. Die eiserne Kunst muß das rote Gold schützen, und sie tut das so gediegen und



Am Schmelzofen.

tüchtig, daß man behaupten kann, in der Königlichen Münze befände sich ganz nebenbei ein angewandtes kleines Museum für Schlosserkunst.

Also sind die vielen feinen Gold- und Silberbarren bestens besorgt und aufgehoben. In ihren Regalen liegen sie schräg hingelehnt, und behaglich schimmernd, als sei ihnen hier ewige Ruhe beschieden. Doch lange

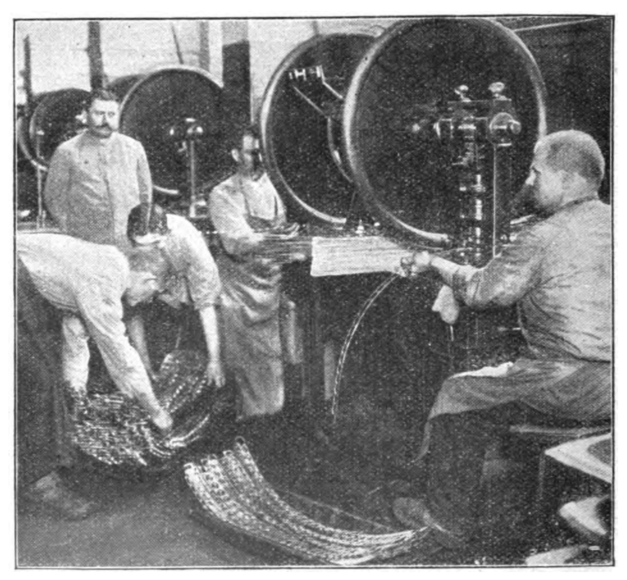
dauert es nicht, dann müssen sie den Gang zum Schmelzofen antreten, in dessen konzentriertem Feuer sie sich



Abkühlen der geglühten Bänder.

auflösen aus starrer Form, um eine willig sich formende, brodelnde Masse zu werden. Nun ist wirklich ein kleiner „Goldstrom“ entstanden und gießt sich in die Formen

länglicher Streifen. Die werden dann — auch Silber wird so bearbeitet — gestreckt und gedehnt in der Maschine, und derbe Walzen machen aus dem lang-



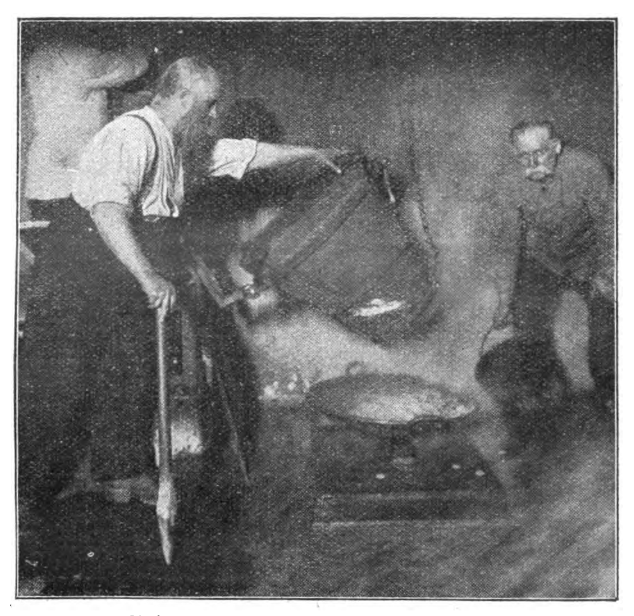
Ausstanzen der Münzplättchen.

gezogenen Streifen noch längere Bänder in der bestimmten Stärke des herzustellenden Geldes.

Noch einmal werden diese Bänder geglüht, wobei sie sich spiralig ringeln, als sei mit ihnen eine überharte Prozedur geschehen. Schnell wird die rote Glut durch Wasserstrahlen erkaltet: die einstmals gewichtigen, man möchte fast sagen poetischen Goldbarren liegen nun da wie etwa ein Häuflein geringelten, besseren Blechbandes. Es folgt das Abteilen der Bänder zu ganz bestimmten Längen, und darauf das Ausstanzen

der Münzplättchen. Das geht wie ein Kinderspiel. Mit automatischer, fast atemloser Geschwindigkeit schafft eine ganze Reihe modernster Stanzmaschinen Tag für Tag stundenlang in unablässiger, emsiger Arbeit.

Aus dieser Formenstanze gekommen, erwartet noch einmal ein heißes Bad, eine leichte Säure, eine Beize in der Siede die runden Dingerchen, die in solcher Fülle und ohne Prägung noch ganz nichtig



Beizen des Silbergeldes in der Siede.

wirken. Jedenfalls kann man vor ihnen nicht den Respekt haben, der einem von Anbeginn vor der geprägten Münze anerzogen wurde.

Bis dahin sind nun aber auch alle „Formalitäten" erledigt, nun geht es wirklich zur Prägmaschine, wo das Stück fertig gemacht wird. Fein säuberlich bekommt ein jedes auf der Rückseite seinen Adler, auf der Stirnseite den Regentenkopf. Die Fertigstellung wirkt überraschend, denn man nimmt als Laie unwillkürlich an, irgend etwas müsse doch noch mit der Münze geschehen; allein sowie man es näher betrachtet, sieht man, daß es „Geld" geworden ist. Im Justierraum wartet die erste Kontrolle auf die neuen Schöpfungen.

Da drinnen im Justierraum geht es lustig zu. Da klingt es von Gold und Silber, da springt und rollt das Gold und das Silber; aber alles nicht etwa aus Freude am Geldklang, sondern nur, um zu prüfen, ob es „einen guten Klang" gibt. Wenige Tage später wird der Bankbeamte, wird das Fräulein an der Warenhauskasse, wird der Elegant am Spieltisch dieses Goldstück ebenso lustig hochspringen und es ausklingen lassen, und jedesmal wird die Münze einen kleinen Tanz aufführen müssen als Beweis ihrer Echtheit. Auch in bezug auf die Schwere wird noch einmal jedes einzelne Stück geprüft, dann kommen sie alle in das Zählkontor, in dem die Beamten sagen, daß sie manchen Tag für vier Millionen Mark Geld zählen. Wie muß diesen Männern ihr Monatsgehalt vorkommen!

Das Zählen des Kupfergeldes wäre einzeln zu beschwerlich und zeitraubend, es geschieht auf maschinellem Wege, durch eine sogenannte Kupferzählmaschine. Alles Geld wird schließlich in kleine Beutel verpackt und kommt dann, nachdem es im Kassenraum noch einmal nachgeprüft wurde, als fertige Lieferung zur Reichsbank.

Man muß sagen, daß der Betrieb in der Königlich Preußischen Münze mit imponierendem Gleich-

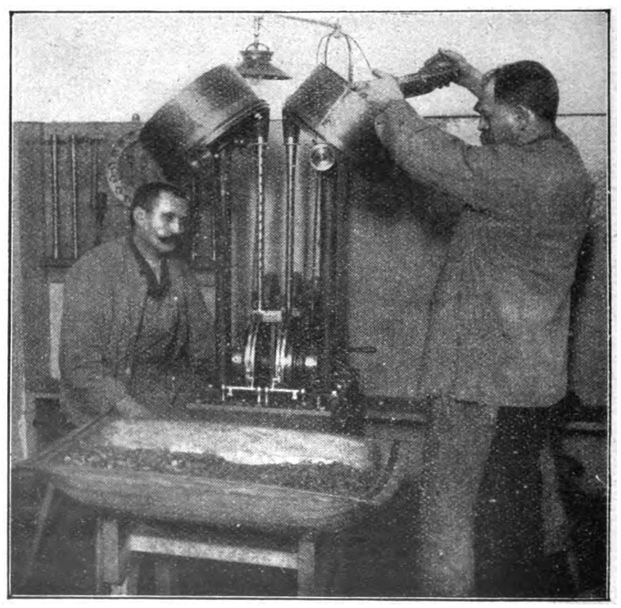


Im Zählkontor, wo an manchen Tagen vier Millionen Geld gezählt wird.

maß, mit höchst denkbarer Zuverlässigkeit und Emsigkeit geführt wird. Das geräuschlose Funktionieren dieses großen Apparates ist wahrhaft mustergültig und streng

und ernst. Von all den Vorzügen der Berliner Münze darf sich deren langjähriger Leiter, Direktor Brinkmann, gewiß ein gutes Teil als das Verdienst seiner persönlichen Arbeit und seiner arbeitsamen Persönlichkeit anrechnen.

— — — — — — — — — — — — — —



Kupferzählmaschine.

Draußen, vor der Münze, hastet eben der Mittagsmenschenstrom vorüber. Wie sie eilen! Des großen Goethe Worte illustrieren sie:

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles.
Ach, wir Armen!“

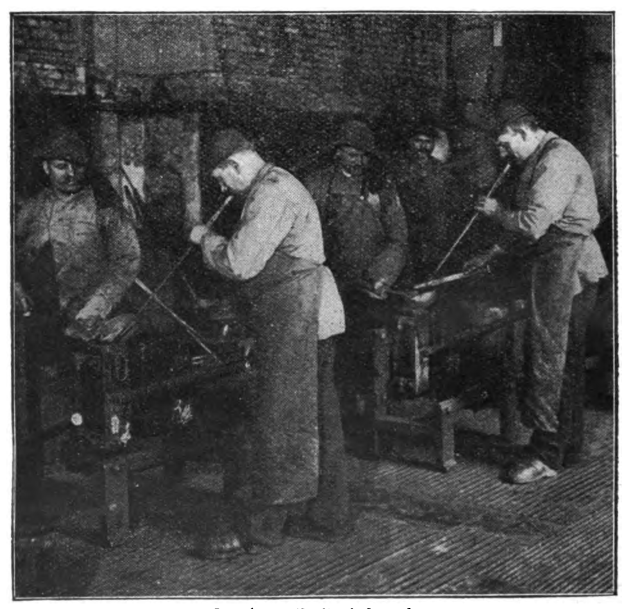
Der Besucher der Königlichen Münze muß sich erst wieder zurechtfinden im Alltagsgetriebe, muß erst wieder



Prägen der Dreimarkstücke.

sich begreiflich machen, daß viele dieser Menschen hier draußen auf der Straße hasten und eilen, nur um ein Fünfmarkstück zu verdienen, daß sie einen ganzen Tag

ihres Lebens hingeben, nur um eines dieser blanken runden Stücke zu erhaschen. Was da drinnen in der Münze lagert, würde genügen, um jedem, der heute mittag hier atemlos vorüberstürmt, für lange Zeit ein geruhiges Leben zu schaffen. Doch die Menschen



In der Goldgießerei.

achten des ernsten Baues der Königlichen Münze kaum, sie jagen nach dem Nächstliegenden, denn zu fernen Träumen läßt ihnen der scharfe Pulsschlag des Großstadtlebens kaum Zeit noch Kraft. Dem Wissenden aber will es scheinen, als sei dieses Münzgebäude eine gewaltige Großmacht, eine Quelle von Menschenglück und Menschenleid, ein Glücksherd und eine Unheilschmiede.

Wenn sich der Besucher noch einmal zurückwendet, das hohe, schwere, schweigende Eingangstor zur Münze betrachtet und dann wieder auf den Straßen das ringende, pochende, atmende Leben sieht, da klingen ihm gleich einer scherzhaften Glosse die Worte des Staatsministers in der Kaiserpfalz aus Goethes Faust in den Ohren:

„Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt,
Und unsre Kassen bleiben leer —“

Darum auch geht der Verfasser schnellstens an seinen Schreibtisch, walzt die Sätze zu langen Bändern, glüht und reinigt sie, prägt Worte, zählt und wiegt sie ab — alles, um etwas von dem großen klingenden Strom auf sich abzuleiten.

Ach, wir Armen!



Als Gräfin Aurora jung war

Eine Wiener Geschichte von Anno dazumal

Von Frida v. Raimann

(Nachdruck verboten)

Sollte man es vorteilhaft für eine Erzählung finden, wenn sie Wort für Wort wahr ist, nun, so darf es diese einfache Geschichte für sich in Anspruch nehmen. Da die Jahre, in denen nachstehende Begebenheiten sich zugetragen, schon gar so weit zurückliegen, kann man diese auch getreulich berichten, ohne besorgt sein zu müssen, daß irgend jemand die darin auftretenden Personen erkenne. Man suche sie nicht mehr unter den Lebenden, denn sie sind lange schon von hinnen gegangen, diese mangelhafte Erde vertauschend mit jenem Wunderland, wo keiner dem anderen mehr etwas mitzuteilen braucht, weil jeder ja sowieso bereits alles weiß, wo alle Geheimnisse gelöst und alle Rätsel erraten sind.

Was ist das doch für eine nette, gemütliche Zeit gewesen, als Gräfin Aurora jung war! Wie einfach das Leben und wie sanft floß es dahin! Man wußte noch nichts von den mancherlei bösen, zumeist mit so viel Geräusch verbundenen Erfindungen, die nur dazu gemacht worden sind, um die Nerven zu zerstören und die Existenz schwieriger zu gestalten, hatte Muße für alles und Freude an allem, ging im Paradeisgartl spazieren und fuhr mit Läufern und Vorreitern durch einen unparzellierten Prater. Wer nicht zur Sommerzeit auf seine Schlösser verzog, bei dem nahm Hietzing ungefähr dieselbe Stellung ein, die heutzutage etwa dem Engadin zugewiesen ist. Die Donaustadt hatte es noch nicht fertig gebracht, sich zur Höhe einer lärmdurchtobten, automobildurchrasten Kapitale aufzuschwingen — schon den bloßen Gedanken an Groß-Wien mit allen seinen Konsequenzen hätte

man als lästerlichen Übermut empfunden, wenn dieser Gedanke nämlich jemand überhaupt beigefallen wäre.

Ja, es herrschte eine riesige Gemütlichkeit, wie ich mir's heute noch in — sagen wir — Langenzersdorf oder Krammatneusiedel vorstelle.

Dabei war man gehörig fidel. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht klangen die Geigen, man schwang sich im Walzer, als die Sonne sank, und begrüßte sie wieder mit Spiel und Tanz beim Heraufsteigen über den Stephansturm, wobei sie vielleicht ein bisserl verwundert schien über so viel Lustigkeit. Damals war die Musik wirklich noch „picksüß", so ungeheuer geistreiche Leitmotive waren ihr fremd, ebenso Tonmalerei und haarspaltend differenzierte Gefühle, aber die Leute verlustierten sich an ihr.

Mitunter ärgerte man sich freilich auch, aber nur, wenn es eben nicht anders ging, und weil gelegentliches Ärgern sogar gesund sein soll, woran ich für meine Person freilich nicht recht glauben kann. Sich nach Kräften zu vergnügen, galt jedenfalls als vornehmste und liebwerteste Pflichterfüllung. Und wenn der große Dichter, der wie alle großen Geister zuweilen recht klein sein konnte, sich pedantisch beklagt, daß es „im Lande der Phäaken" immer Sonntag sei und sich beständig am Herde der Spieß drehe, so mag sich in diese tadelsüchtige Sparsamkeitsanwandlung eine gute Dosis Mißgunst gemischt haben, denn auch das Flottsein ist eine Kunst, die nicht jedermann versteht.

Ja, die Welt, die naiv-kindergläubige, primitiv-gutmütige, einfältig seiende oder tuende Welt war um vieles jünger damals, ach um so viel mehr, als die Anzahl Jahre beträgt, die Salomo als ein Menschenalter bezeichnet. Die Zeit ist so nett und gemütlich gewesen, daß wir modernen Menschen uns veranlaßt fühlen, sie

mit Wehmut und Neid emsig aus Truhen und Schränken zu kramen und mitten in unser hastend und unruhsam gewordenes Leben hineinzustellen, als könnten wir dadurch etwas von ihrem friedlichen und freundlichen Geiste abbekommen und somit unser zwiespältig gewordenes Sein wieder zu einem erfreulichen Ganzen zusammenleimen.

Doch ich wollte der Gräfin Aurora niedliche, kleine Liebesgeschichte erzählen, eine jener Geschichten, bei denen es scheint, als würde ein gütig gesinntes Geschick mit wohlwollender Hand eigens eingreifen, um liebende Herzen zu vereinigen. Nur, damit mich ein Superkluger nicht etwa der Lüge zeihe, möchte ich gleich bemerken, daß sie gar nicht Aurora hieß, wenn sie auch anmutig war wie die Morgenröte selbst. Der berühmte Kriehuber hat, sein Bestes tuend, ihre Blütenfrische gemalt, im schlanken, weißen Spitzenkleid, eine aufgeblätterte Rose an der Brust und Perlenschnüre um den Hals, im Schmuck ihrer glänzend goldenen, gedrehten Locken recht holdselig aus ihren mandelförmigen Augen die Umgebung wahllos anlächelnd — aus Augen von jenem tiefleuchtenden Blau, das man damals in Wien mit Vorliebe Leithnerblau nannte, nach dem Direktor der kaiserlichen Porzellanfabrik.

Man sah es diesen heiteren Blicken an, daß sie noch nichts vom Leid des Lebens wußte, sondern sich nur freute, daß es so schön sein konnte. Sie verrieten einen innig festen Glauben an das selige Märchenland hinter jenen Bergen, den ganz unerschütterlichen Glauben, aus dem heraus — wer kann es sagen? — das Erträumte vielleicht zur Wirklichkeit wird.

Das war die Aurora, mit der man auszog auf die Suche nach dem Glück. Von alters her hat man der Ansicht gehuldigt, daß dieses Flatterwesen sich noch am

liebsten in erleuchteten Ballsälen bei Musik und Blumenduft einfangen ließe, und auch Auroras Eltern erachteten das alte Rezept für gut. So sollte denn das herangewachsene Töchterlein tanzen. Diesem war, nach den langen, einförmigen Kinderjahren in dem stillen, waldumrauschten Bergschloß so zumute wie jemand, der aus dunkler Nacht urplötzlich in grellstes Sonnenlicht versetzt wird. Man bemühte sich auch nicht allzu stark, ihr die Sache zu erleichtern; jeder hatte genug mit sich selbst zu tun, an seinem eigenen kleinen oder großen Schicksal zu weben.

Ihr erster Ball fand in einem jener Paläste statt, deren sich so viele auf kleinem Umkreis in der „inneren Stadt“ altersgrau zusammendrängen. Und Aurora hat sich diesen Entscheidungsabend in allen seinen Einzelheiten zeitlebens gemerkt, wie denn das Gewesene mitunter imstande ist, wirklicher für uns zu sein als jede Gegenwart. Als hätten sich die Dinge gestern zugetragen, so erzählte sie mir alles — mit einem lieben, gerührten, sinnenden Lächeln. Was man gespielt, was man gesprochen, alles wußte sie noch ganz genau, auch wie köstlich die Veilchen und Nelken der steifrunden Kotillonsträußchen aus ihrer Spitzenmanschette herausgeduftet — in ihrem späten Alter vermeinte sie ihn noch zu verspüren, den Duft — und das silberne Klingling des „Pesther Walzers“: es blieb ihr lebenatmender als das Lebendige, das sie umgab.

Auch jenen fatalen Augenblick erlebte sie immer wieder von neuem, jenen höchst peinlichen, ganz unglaublich glückseligen, der eigentlich nur von einer Schneiderlaune herkam, wie ja so oft das ganz Große durch das Allerwinzigste bestimmt und verursacht wird.

Hier muß ich einfügen, daß Aurora zu dieser feierlichen Gelegenheit eine elfenbeinfarbene Tüllrobe trug,

kein einfaches Kleid wie andere auch, sondern das pfiffig ersonnene, verschmitzt ausgeführte Kunstwerk eines tonangebenden Gebieters im Reiche der Mode, der sich auf seine Einfälle nicht wenig zugute tat. Und dieses spezielle, in Frage kommende zauber- und anmutvolle Gewand war derart gefügt, daß auf den duftigen, übereinander bauschenden und fallenden Schleierwogen viele, viele, ja zahllose Ellen gerüschter Volants zierlich spiralförmig herumgewunden erschienen. Vom Saum des Rockes bis zur bebänderten Taille oder umgekehrt.

Dies liest sich wie ein banaler Toilettenbericht, doch die Schilderung ist unerläßlich, wie man sofort einsehen wird.

In diesem ungewöhnlichen Kleide drehte Aurora sich im Dreivierteltakt, sehr sittsam und sehr befangen. Und das Unglück oder der Zufall oder die Hand der Vorsehung wollte, daß ihr Tänzer ebenso verlegen war und reichlich ungeschickt dazu. Man tanzte darauflos, schlecht und recht — da, mit einem Male machte irgend etwas Unbekanntes ritsch-ratsch und dann kräftig rrrrutsch: vermutlich hatte ein verborgenes, tückisches Seidenfädchen das darein gesetzte Vertrauen schmählich getäuscht und war heimlich gerissen, was der Fahnenflucht der ganzen herrlich gerüschten, spiralförmig gewundenen Volants Tür und Tor öffnete. Das Wort von der Tücke des Objektes zu prägen, blieb späteren Zeiten vorbehalten, doch die Tatsache an sich, ach, die kannte man seit jeher schon ganz genau! Der so schnöde durchgebrannte Volant brachte es demzufolge auch seinerseits fertig, sich wie eine teuflisch boshafte weiße Schlange um die arme Aurora und ihren staunenden Kavalier zu ringeln und die beiden solcherart auf ihrem Platz geradezu festzunageln.

Jeder Versuch, sich zu befreien, mißlang jammervoll,

da half kein Ziehen und kein Reißen, jede Bewegung verschlimmerte die Sache nur. Die kleine, schüchterne Gräfin Aurora errötete tief und tiefer und wußte sich nicht zu helfen, aber absolut nicht.

O diese Demütigung! O diese Blamage!

Die ahnungslose Mama saß an ein Kartentischchen in einem der Nebenzimmer gebannt, und von all den Fremden fühlte sich niemand berufen, Aurora beizuspringen — im Gegenteil, sie waren ja alle zu wohlanständig, um ein Spottgelächter anzustimmen, wozu sie nicht übel Lust verspüren mochten, doch man merkte ihnen an, daß sie in gedankenloser Grausamkeit die Geschichte köstlich und äußerst amüsant fanden.

Beredtes Schweigen hinter vorgehaltenen Fächern, geflissentlich abgewandte Blicke können tödlich verwunden. Aurora schämte sich entsetzlich, sie kam sich verkauft und verraten vor, von Gott und der Welt verlassen, elend zum Sterben.

Das Ganze mochte ja nur einige Sekunden gedauert haben, Aurora aber empfand sie als Ewigkeiten.

Da hörte sie eine sanfte, ruhige Stimme neben sich und blickte in zwei dunkle, freundliche Augen, die einem schlanken, jungen Menschen zugehörten, nicht viel älter als sie; zwei geschickte Hände ließen sich ihre Befreiung angelegen sein, die auch rasch vor sich ging, und während der täppische Tänzer erbost sich aus dem Staube machte, sprach der wie vom Himmel gesandte Retter beschwichtigend und sanft ein auf die verstörte Kleine — er erzählte von allerlei Torheiten und ungeschickten Streichen seiner Erfahrung, die sämtlich auf einen guten Spaß hinausliefen. Und Aurora wurde unter diesen gütigen Worten ganz wohl und warm zu Sinn, und als er nun so recht frisch und fröhlich über das kleine Abenteuer lachte, da hatte er damit das Richtige getroffen, denn

Aurora lachte mit, erst zaghaft, dann tapfer, und fühlte sich nicht nur erlöst und befreit, sondern vollkommen glücklich.

Nicht das allein ist Wohltat, wenn man einen Ertrinkenden ans Ufer zieht oder einen Verschmachtenden labt. Und es gehört nicht wenig Mut dazu, sich jemand lächerlich Scheinenden, ganz und gar Isolierten zur Seite zu stellen und somit gewissermaßen an seiner Niederlage teilzunehmen: dies mag ein ruhmloses Heldentum sein, ein geringes ist es nicht.

Von diesem Augenblick an liebte ihn Aurora bis an ihr Ende. Viel später hat er ihr gestanden, daß ihn durchaus nicht „Liebe auf den ersten Blick" zu dieser Handlungsweise bewogen, auch nicht der liebliche Zauber ihrer Schönheit — nein, sein Motiv war Mitleid gewesen mit ihrer hilflosen Verlassenheit, echtes, reines Mitleid.

Und Aurora liebte ihn dafür, wenn möglich um so mehr.

Das waren schöne Tage, die dann kamen, sonnenstrahlende, ob auch der lichtlose Winter dräute — ach, so glückselige Tage!

Wer solches selbst erlebt hat, der weiß, wie das ist, und den anderen sagen auch die weisesten Worte nichts. Zwischen den beiden war eine große Liebe aufgeblüht. Eine unschuldige, harmlose Kinderei nannte man es allgemein, die bekannte Vogel-Strauß-Politik betreibend. Man ließ die Dinge eine Weile gehen, solange es niemand störte. Und dann wurde rasch Schluß gemacht. Es paßte der Familie nicht — also Schluß!

Den Grund hat Aurora selbst nicht erfahren, folglich konnte sie ihn mir auch nicht mitteilen. Mag sein, daß man einen Majoratsherrn für sie gewollt, und der junge Kuno war nur ein fünfter Sohn, ein mehr als

bescheiden dotierter; mag sein, daß die zwei Kinder mit ihrer Liebe in ein sorgsam gewobenes Netz von Plänen unbedacht hineingerieten, daß irgend eine nützliche oder vorteilhafte Verbindung erwünscht gewesen: kurz — man gab niemand Rechenschaft, am allerwenigsten der Beteiligten. Dazumal führten die Eltern noch ein vollkommen absolutistisches Regiment und ein von dieser höchsten Instanz erlassener Ukas ward als unfehlbar angesehen und in Demut befolgt.

Der Liebesgram einer Siebzehnjährigen galt als durchaus nebensächlich; dementsprechend machte man wenig Flausen, packte Aurora mitsamt ihrem Kummer in die geräumig schwerfällige, von vier Pferden gezogene Equipage, fuhr mit ihr heim in das einsame, waldumrauschte steirische Schloß und hielt die Sache damit für erledigt.

Aurora gehorchte ohne Murren und Mucksen, denn damals trug man noch Ketten in Geduld, die heute vielfach abgestreift werden oder zerbrochen, je nachdem. Doch sie war der treuen Meinung, daß ihre Liebe, so eine erste, feine, zarte Frühlingsliebe, unsterblich sei.

Und ob dem nicht wirklich so ist? Den Gegenbeweis sind uns die Gelehrten bislang noch schuldig geblieben.

Zunächst hoffte die kleine Gräfin Aurora noch von ganzem Herzen; dabei stickte sie mit allem Fleiß dem heiligen Antonius von Padua das schönste Antependium, um diesen großen Fürsprecher aller Liebenden sich günstig zu stimmen.

Doch die Jahreszeiten kamen und gingen; Aurora hörte zu sticken auf und auch zu hoffen.

Inzwischen vergaß die Welt immer mehr die Gemütlichkeit — es brandelte hier und brandelte dort; am Horizont wehte in dunkeln Nächten ein roter Feuerschein empor. Mitunter kitzelte ein brenzlicher Rauch-

geruch die empfindlichen Nasen wie von verkohltem Eigentum. Ja, es war aus mit der „guten alten Zeit“, und die Neujahrsglocken eines schlimmen, vielgenannten Jahres sangen ihr das Sterbelied. Irgendwo im südlichen Osten oder östlichen Süden donnerte und krachte es: die braven Wiener übermannte ein gewaltiger Schrecken, als käme nochmals der Türke!

Auch den jungen Kuno rief es „hinaus ins feindliche Leben“. Es hieß Abschied nehmen. Und dabei zeigte es sich erstaunlicherweise, daß er und Aurora keineswegs einander vergessen hatten, wie man allgemein angenommen. Zwar hatte die Kleine sich mit dem Vergessen redlich bemüht, da sie ihn nun doch einmal nicht lieben sollte, doch wiesen auch diese Bemühungen den Erfolg so vieler anderer auf, das heißt einen negativen. Er bat und flehte, und Aurora bat und flehte um ein Wiedersehen, das ja ein Lebewohl auf ewig sein konnte.

Die großen Stürme, die damals über die Lande strichen, fegten viel des unwiederbringlich Kostbaren hinweg, aber sie hatten auch ihr Gutes, indem sie manch alte Spinnweben von den Gemütern fortnahmen und eingerostete Klappen gewaltsam aufrissen, auf daß frische Luft hereinströme und das himmlische Sonnenlicht.

Man gewährte also die Bitte, wobei man sich freilich fast charakterlos vorkam. In einem regenbetränten Garten sagten sie einander Lebewohl. Es ist eine Sache ohne viel Worte gewesen, die beiden benahmen sich wie zwei wohlerzogene Kinder, die sich nicht recht trauen, um nur ja nicht gegen eines der vielen Gebote des allein gültigen Sittengesetzes zu verstoßen. Aurora schenkte ihrem Liebsten eine silberne Muttergottesmünze, die sie seit frühester Jugend um den Hals getragen, und er barg die Gabe an seinem Herzen, mit Sorgfalt darauf achtend, daß sie ganz, ganz genau die Stelle einnehme,

wo der Pulsschlag des Lebens deutlich fühlbar war. In Not und Gefahr, angesichts des Todes, sollte dies Zeichen treuer Liebe niemals jenen Platz verlassen.

So sprechend küßte er ihr in dankbarer Ergebenheit die Hände.

Die kleine Gräfin Aurora sprach auch dann nicht viel, als er schon gegangen war; aber sie betete um so mehr, beseelt von der innigen Zuversicht, den Himmel in seinen etwa schon gefaßten grausamen Ratschlüssen umstimmen zu können.

Und — niemand kann ja wissen, wie es zugegangen wäre ohne diesen felsenfesten Glauben! Wer wollte so töricht sein, etwas zu leugnen, bloß weil es nicht mathematisch zu beweisen geht?

— — — — — — — — — — — — — —

Während also draußen „die Völker aufeinander schlugen“, harrte und wartete die kleine Aurora in der Stille ihres weltabgeschiedenen, verträumten Schlosses, ohne zu beben und zu zittern, mit jenem ruhigen Gottvertrauen, dem alle Dinge zum Besten dienen müssen. Und schließlich verzogen sich die Wolken, der Friede wurde verkündet und allseits mit Jubel begrüßt, und der junge Kuno kehrte wohlbehalten und unversehrt heim, obgleich es anfänglich anders bestimmt gewesen schien. „Eine Kugel kam geflogen“, und diese Kugel war geradeswegs auf sein Herz gezielt. Es langte auch ganz richtig an, das winzige, lebenbedrohende Geschoß.

Aber ein Schild hielt es auf. Ein ganz kleiner, blanker, silberner Schild, den die Hand der Liebe vorgehalten: die Madonnenmünze, die Aurora ihm in jener Abschiedsstunde im regennassen, weltfernen Garten zum Geschenk gemacht.

Kuno berichtete, und man staunte und war gerührt, erschüttert. Ehrfurcht lähmte die Zungen. Man fühlte

das Überirdische hereinragen in unsere beschränkte Endlichkeit und glaubte sich angeweht vom Atem des Unfaßbaren.

Man gab sich besiegt, überwunden.

Alle anderen Stimmen hatten zu schweigen, wo der Himmel selbst gesprochen.

Und so wurden Aurora und der junge Kuno ein Paar; sie lebten lange, lange Jahre noch in Freuden und Leiden. Aber der Freuden sind weit mehr gewesen.

Dieser Schluß berührt ein wenig, als ob er einem Märchen von Andersen oder Grimm etwa entnommen sei. Überhaupt werden manche die Geschichte recht altmodisch finden, als wäre sie geraume Zeit vergessen in einer Schublade gelegen. Ein schwacher Duft geht von ihr aus, wie nach Lavendel und gepreßten Vergißmeinnicht. Oder als hätte sie jemand zufällig zugleich mit verdorrten Rosenblättern aus einer bemalten Potpourrivase herausgeschüttet.

Aber wenn man sich die Mühe nimmt, sie näher zu besehen, so schält sich aus dem etwas veralteten Kostüm, aus all dem Firlefanz leuchtend der Ewigkeitskern, das Unveränderliche, das Bleibende im Wechsel, ob die Menschen in Krinoline oder in griechischer Toga einherstolzieren.

Sie kündet von jenem Gefühl, dem Besten, das uns Erdenpilgern gegeben. Sie ist wieder einmal eine Bestätigung des großen Apostelwortes, so zu lesen ist im ersten Korintherbrief, Kapitel dreizehn: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei. Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“



Kleine Ungeheuer

Von Gerd Harmstorf.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten)

Wenn es zulässig wäre, an das Seelenleben der uns umgebenden Tierwelt den Maßstab menschlichen Empfindens anzulegen, müßten wir unfehlbar zu dem Schluß kommen, daß es kein schrecklicheres Dasein geben kann als das jener kleinen Insekten, die zu ungezählten Millionen unsere Gärten, unsere Felder und unsere Wälder bevölkern. Denn der Kampf um die Existenz nimmt kaum irgendwo im Tierreiche so grausame Formen an als in der artenreichen Welt dieser winzigen Lebewesen, die wir im Gefühl unserer gewaltigen Überlegenheit als so harmlose Geschöpfe anzusehen pflegen.

Man braucht sich nur an einem schönen Hochsommertag auf den moosigen Waldboden niederzustrecken oder in das hohe Gras einer blumenreichen Wiese zu legen und mit aufmerksamem Blick das Leben und Treiben der überall in Menge umherlaufenden, kriechenden und fliegenden Insekten zu beobachten, um in bezug auf ihre Harmlosigkeit und auf den idyllischen Frieden ihres kurzen Erdendaseins sehr bald zu ganz anderen Schlüssen zu kommen. Überall sehen wir Kampf und Mord. Vom plump zufahrenden Raufbold bis zum heimtückischen Wegelagerer, der aus sicherem Hinterhalt ebenso feig als blutdürstig seine ahnungslosen Opfer überfällt, ist so ziemlich jede Spezies von „Kapitalverbrechern" vertreten. Und die Raffiniertheit der Qualen, unter denen diese unglücklichen Opfer vielfach ihr Leben lassen müssen, würde uns das Blut in den Adern gerinnen machen, wenn nicht die Kleinheit und Stummheit der Tiere es verhinderte, daß uns das Grauenhafte der einzelnen Vorgänge zu klarem Bewußtsein kommt.

Wir würden es in der Tat bald verlernen, den Tiger oder den Marder als markante Typen erbarmungsloser Mordlust anzusehen, wenn wir mit den Gewohnheiten zahlreicher Raubinsekten etwas näher vertraut wären, und es würde unsere Freude an der friedvollen Schönheit der sommerlichen Natur vielleicht sehr wesentlich beeinträchtigen, wenn wir uns zu vergegenwärtigen vermöchten, wieviel an Scheußlichkeiten die Unvollkommenheit unserer Sinne uns da gnädig verbirgt.

Ließe ein entsetzliches Verhängnis uns all das Mordgesindel, das auf dem Boden wie in den Lüften wimmelt, nur ein einziges Mal statt mit Menschenaugen mit den Augen eines kleinen wehrlosen Insekts betrachten, wir würden Eindrücke von einer Grausigkeit erhalten, wie sie sich noch nie eines Dichters Phantasie ausgemalt, und all die abenteuerliche Schrecklichkeit vorsintflutlicher Riesensaurier würde uns äußerst harmlos erscheinen neben der spukhaften Furchtbarkeit in der äußeren Erscheinung manches Raubinsekts, das von der Natur verschwenderisch mit allen Attributen der Grausamkeit oder mit einem ganzen Arsenal von Mordwerkzeugen ausgestattet wurde.

Wohl hat das Mikroskop unserem stumpfen Auge schon manches Wunder aus dieser uns zum guten Teil verschlossenen Welt der Erscheinungen offenbart; aber erst den neuzeitlichen Fortschritten der Photographie und vor allem dem Kinematographen haben wir es zu danken, daß wir die mühsam gewonnene Kenntnis von Einzelheiten zu anschaulichen Gesamtbildern aus dem Insektenleben vereinigen konnten.

Wenn wir dabei von der Kunstfertigkeit und den wundersamen Instinkten vieler dieser kleinen Lebewesen die erstaunlichsten und hübschesten Bilder er-

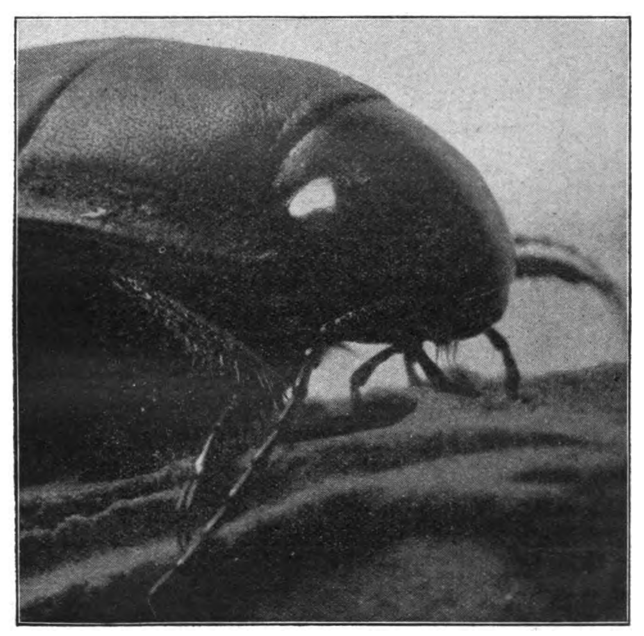
Holzspinne.

halten, so lernen wir auf der anderen Seite auch den erbarmungslosen Daseinskampf, den sie untereinander führen, in Gestalten kennen, von denen wir uns bis dahin kaum etwas hatten träumen lassen.

Wer sich zum Beispiel das Räuber- und Mörderleben des in jedem Tümpel heimischen Wasserkäfers und seiner fast noch schlimmeren Larve bei riesenhafter Vergrößerung in einer kinematographischen Vorführung angesehen hat, wer den verzweifelten, viertelstundenlangen Todeskampf einer von diesen Teichbanditen gepackten Kaulquappe, eines jungen Fischchens oder Wassermolches in all seinen Phasen zu beobachten Gelegenheit hatte, der wird künftig nur mit einer Empfindung des Unbehagens auf eine der stillen Wasserflächen blicken können, unter der sich unaufhörlich derartige Tragödien abspielen.

Noch abscheulicher vielleicht ist der Anblick zweier miteinander kämpfender Grillen, von denen die unterliegende unfehlbar verspeist wird. Wirkt auch die gewaltig vergrößerte äußere Erscheinung eines „Heimchens" zunächst mehr grotesk als fürchterlich, so ändert sich das Bild doch sofort, wenn das Tier seine Maske lüftet. Denn es trägt wirklich eine Maske. Der Kopf, der bis dahin mundlos erschien, gewinnt ein schreckhaftes Aussehen, sobald sich der wie in einem Scharnier aufklappbare, hornige Lappen hebt, der bis dahin die Mundöffnung verbarg. Einem Geschöpf, das von ihm bedroht wird, muß dieser Rachen wahrhaft gräßlich erscheinen. Er hat nämlich zwei Kinnladenpaare, eines hornig und gezähnt, das andere mit sehr scharfen Einzelzähnen besetzt, und wenn auch diese starken Waffen vor allem dazu dienen mögen, dem Tier ein Durchnagen harten Materials zu ermöglichen, so sind sie doch selbstverständlich auch befähigt, Körper und

Glieder eines anderen Insekts in furchtbaren Bissen zu zermalmen. Namentlich den schwächeren Männchen der eigenen Art gegenüber wissen sich die Grillenweibchen ihres mörderischen Gebisses auf das unbarmherzigste zu bedienen.



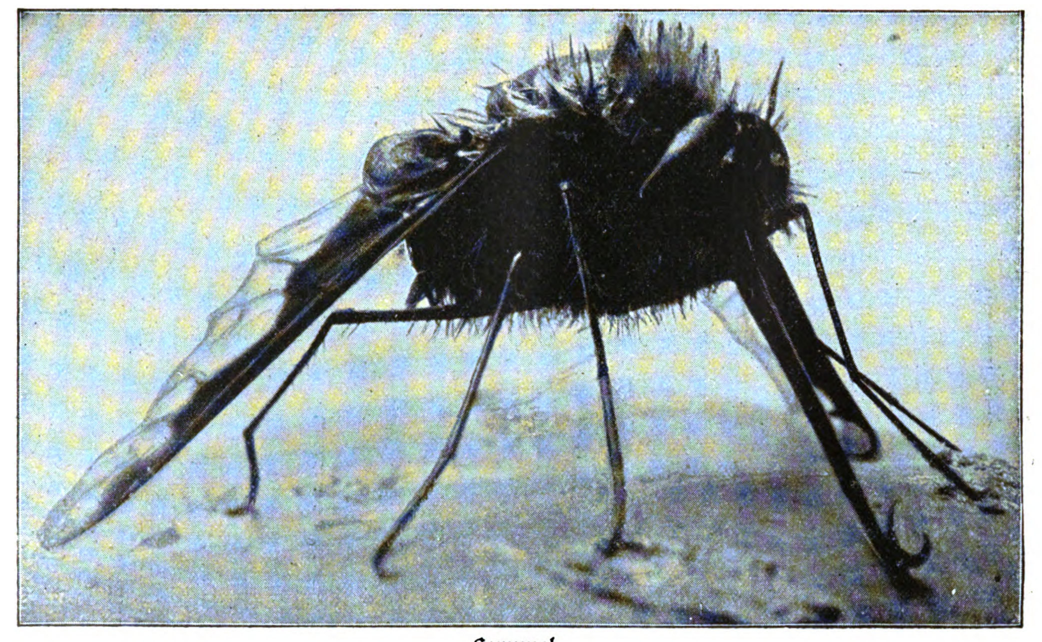
Kopf und Vorderleib des Wasserkäfers.

Daß die Maulwurfgrille ein unschönes Geschöpf ist, weiß jeder, der zufällig in einem Gemüsebeet auf eine solche gestoßen ist. Zartnervige Damen pflegen sogar beim unvermuteten Anblick dieses Insekts kleine Ohnmachtsanwandlungen zu haben. Aber man muß die anmutige Kreatur doch erst in der Vergrößerung gesehen haben, wie unsere Abbildung auf Seite 198 sie zeigt, um

ihre Häßlichkeit ganz zu würdigen. Daß sie ihren Namen nicht mit Unrecht führt, beweist nicht nur ihre zumeist unterirdische Lebensweise, sondern noch schlagender die eigentümliche Gestalt der Grabklauen an dem ersten Beinpaar. Die Ähnlichkeit mit den Vorderfüßen eines Maulwurfs ist in der Tat überraschend.

Schrecklich muß auf das Auge einer Fliege der Anblick einer Spinne wirken, deren grausamer Charakter sich so unverkennbar schon in ihrer äußeren Erscheinung ausprägt! Welches von unseren großen Raubtieren wäre mit einer Gestalt und mit Waffen von so furchteinflößender Beschaffenheit ausgerüstet! Die riesengroßen, starr blickenden Augen, die alles zu sehen scheinen, was sich ringsumher begibt, die langen Kieferfühler mit der gleich einem Taschenmesser einzuklappenden Mordklaue, die flinken Beine, die so geschickt sind, das gelähmte, aber nicht fühllos gemachte Opfer mit den feinen, starken Seidenfäden wie mit unzerreißbaren Stricken zu fesseln, sie müssen dem unglücklichen Beutetier wohl als das Gräßlichste erscheinen, was die Natur zu seiner Qual erschaffen hat. Das verzweifelte Summen einer eingesponnenen, langsam verendenden Fliege ist Zeugnis genug für die Leiden, denen das arme Geschöpf unterworfen ist.

Unter den Gliederfüßern sind die Spinnen ja ohne Zweifel die schlimmsten Mordgesellen. Alle ihre zahlreichen Arten nähren sich vom Raub. Die einen, indem sie Gespinste zum Fang von Insekten anfertigen, die anderen, indem sie röhrenartige Gänge anlegen, die durch einen Deckel verschließbar sind, und die Vagabunden unter ihnen, indem sie ihre Beute im Lauf oder Sprung überfallen. Kein Schlangengift kann sich an grausiger Wirkung mit dem ver-



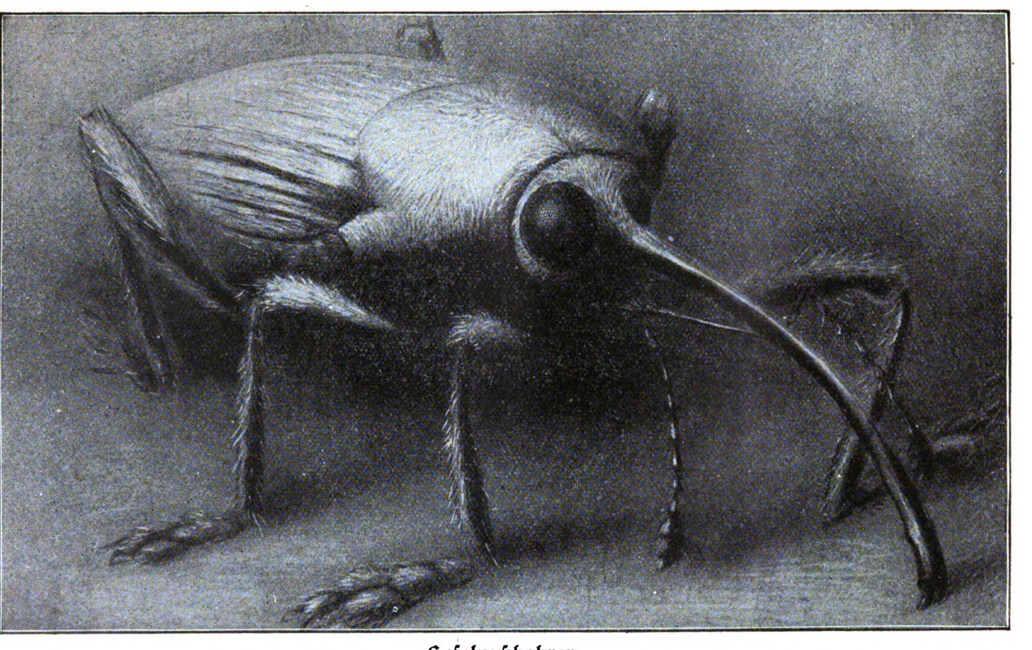
Hummel.

gleichen, das sie ihren Opfern in die unbarmherzig geschlagenen Wunden spritzen.

Es wird dem Beschauer vielleicht nicht ganz leicht fallen, in dem sonderbaren, stelzbeinigen Geschöpf auf unserem Bilde Seite 195 eine unserer einheimischen Hummeln zu erkennen, denn wir sind gewöhnt, diese Insekten nur zu sehen, wenn sie an einer Blüte hängen oder mit tiefem Gebrumm um uns herumfliegen, und die Stellung unseres Modells, das sich vor die Kamera des Photographen gestellt hat, als wenn es sich bemühte, der Aufforderung: „Bitte, recht freundlich!“ nachzukommen, berührt darum etwas fremdartig. Daß die Hummeln, von denen wir allein in Deutschland achtzehn verschiedene Arten kennen, Nester bauen und in ihrem Familienleben mancherlei Ähnlichkeiten mit den sozialen Einrichtungen des Bienenstaates aufweisen, ist bekannt. Die Sorgfalt, die sie im allgemeinen der Brutpflege widmen, macht sie uns sympathisch. Doch gibt es unter ihnen auch Schmarotzer, die ihre Eier in die Nester anderer Hummeln legen und sich nicht im mindesten um die Aufzucht ihres Nachwuchses kümmern.

Die Gründerin eines Hummelnstaates pflegt an Altersschwäche zu sterben, sobald junge Weibchen und Männchen in genügender Anzahl vorhanden sind. Unmittelbar nach ihrem Tode zerstreut sich dann die Familie in alle Winde, und bis auf die befruchteten Weibchen, die zu Müttern neuer Familien werden, gehen die heimatlos Gewordenen rettungslos zugrunde.

Ein gar gespenstisch aussehender, aber für seine Mitgeschöpfe aus dem Insektenreich ziemlich harmloser Geselle ist der Haselnußbohrer, ein anscheinend beinahe kopfloser Rüsselkäfer von ungefähr 7,5 Millimeter



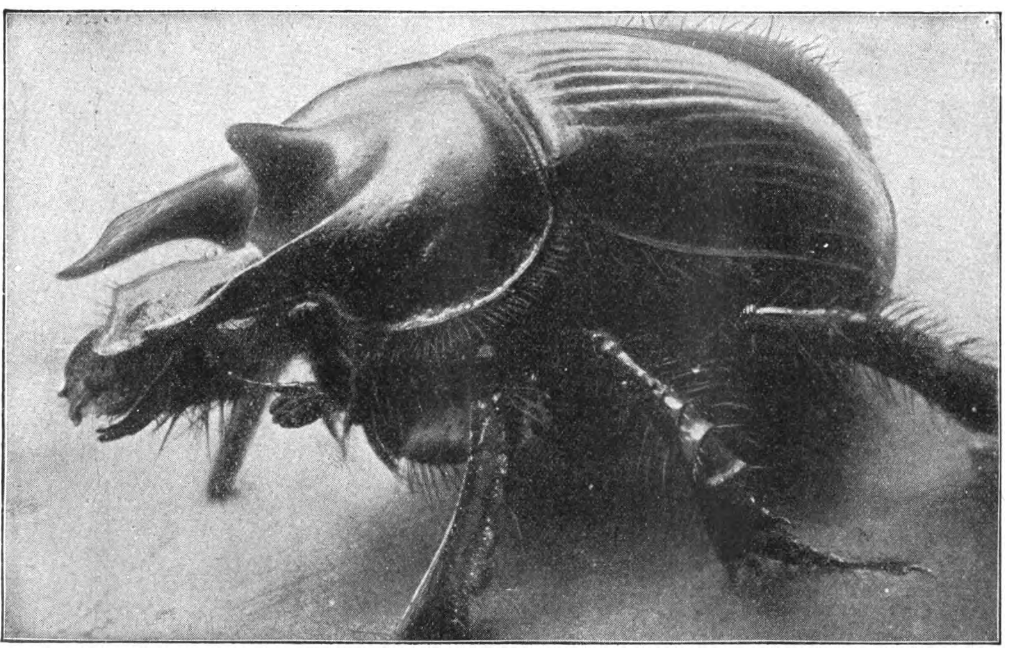
Haselnußbohrer.

Länge. Er ist schwarz, mit dichter, schuppiger, ockergelber Behaarung, an den Beinen und an der Spitzenhälfte des fadenförmigen, 7 Millimeter langen Rüssels rostrot. Seinen Namen verdankt er der für uns recht unerfreulichen Gewohnheit, die noch weiche Schale der



Maulwurfgrille.

halbwüchsigen Haselnüsse zu durchfressen und sein Ei mit Hilfe des Rüssels bis zum Kern hineinzuschieben. Die Larve ernährt sich von dem Nußkern, von dem nur eine verschrumpfte, schwärzliche Masse übrig bleibt, verläßt durch eine winzige Öffnung, die sie in die Schale gebohrt hat, ihre gastliche Kinderstube und läßt sich

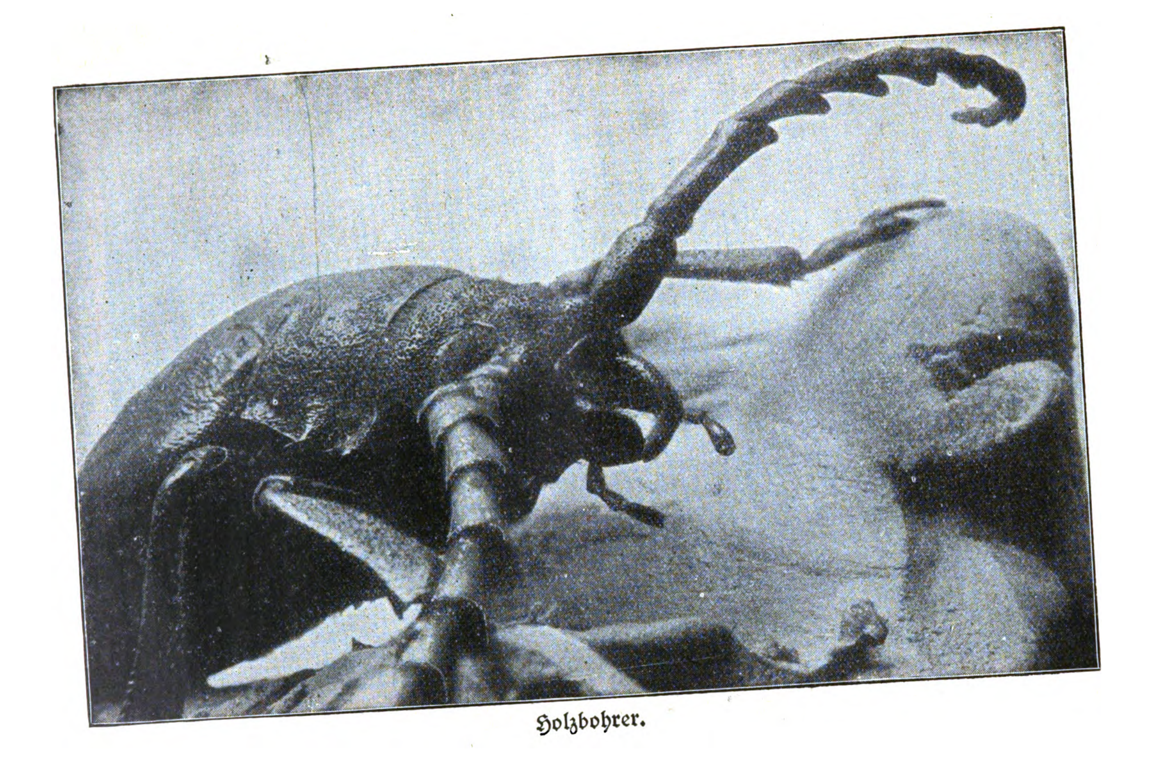


Nashornkäfer.

auf die Erde fallen, wo sie sich alsbald tief eingräbt. Sie verpuppt sich erst im darauffolgenden Sommer, worauf der fertige Käfer sehr bald auskriecht. Der Schaden, den dies Insekt an den Haselnußsträuchern anrichtet, ist zuweilen ein recht beträchtlicher.

Während der winzig kleine Haselnußbohrer uns die phantastische Häßlichkeit seiner Gestalt erst bei bedeutender Vergrößerung offenbart, wirkt der Nashornkäfer auch schon für das unbewaffnete Auge recht plump und ungeschlacht, denn er erreicht die stattliche Länge von 26 bis 37 Millimetern. Er ist glänzend kastanienbraun. Das Männchen trägt ein mäßig großes Horn und drei Höcker auf dem Wulst des in der vorderen Mitte stark vertieften Halsschildes; das Weibchen aber hat statt des Hornes nur einen stumpfen Höcker aufzuweisen. Der Nashornkäfer findet sich besonders im nördlichen Europa häufig in ausgelaugter Gerberlohe oder auch in gewöhnlicher Gartenerde und erscheint im Juni und Juli. Das Weibchen legt die Eier einzeln in die Lohe, und Ende August zeigen sich die Larven, die sich erst nach mehreren Jahren tiefer in der Erde in einem eirunden Kokon verpuppen, aus dem nach ungefähr zwei Monaten der Käfer ausschlüpft.

Einer weit verbreiteten Familie gehört der Holzbohrer, auch Holzkäfer oder Holzfresser genannt, an, dessen liebliches Konterfei wir im nächsten Bilde zeigen. Er ist, meist von geringer Größe, mit gestrecktem Körper, häufig vom Halsschild bedecktem Kopfe, in der Regel elfgliedrigen Fühlern und gewöhnlich fünfgliedrigen Tarsen ausgestattet. Die langgestreckten, weichhäutigen Larven haben am Hinterleibsende zwei hornige Spitzen und leben von Pilzen oder toten tierischen Substanzen, weshalb sie den Naturaliensammlungen leicht sehr verderblich werden. Oder aber sie bohren im lebendigen oder



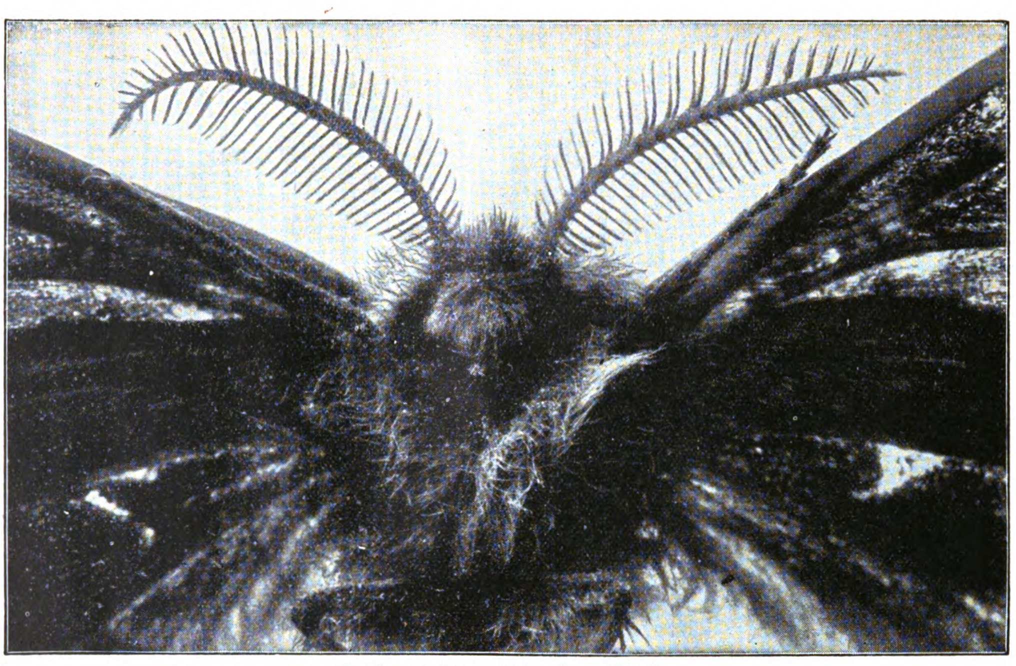
Holzbohrer.

toten Holz horizontale Gänge, in denen sie sich für ihre Verwandlung einen Kokon von Sägespänen anfertigen, und in denen sich auch die ausgekrochenen Käfer während des Tages aufhalten, da sie nur in der Nacht umherfliegen. Die 4 Millimeter lange, augenlose Larve lebt besonders im Fachwerk alter Häuser; der Schiffs- oder Eichenwerftkäfer dagegen, der ebenfalls dieser Familie angehört, schwärmt bei Sonnenuntergang oft massenhaft um alte Eichen, und ist besonders unbeliebt auf den Schiffswerften, wo er das härteste Eichenholz zu zerstören vermag.

Das letzte unserer Bilder endlich ist keineswegs, wie man auf den ersten Blick versucht sein könnte zu glauben, das eines fabelhaften Vampirs, sondern das Köpfchen und die Bauchseite einer zierlichen Motte. Wenn schon dies für unser unbewehrtes Auge so allerliebste, silberglänzende Geschöpfchen unter dem Vergrößerungsglase eine so wilde Gestalt annehmen kann, ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß manche andere, namentlich unter den Raubinsekten, bei vielfacher Vergrößerung zu wahren Scheusalen werden, deren Bild uns Alpdrücken verursachen kann, wenn es uns im Traume wieder erscheint.

Freilich sind es gerade diese Bösewichte, denen wir aus praktischen Gründen unser Wohlwollen zuzuwenden und unseren besonderen Schutz zu gewähren haben. Denn sie suchen ihre Beute mit Vorliebe unter den pflanzenfressenden Insekten, die wir als Schädlinge in Feld, Garten und Wald bekämpfen und gegen die wir bei ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit bald machtlos sein würden, wenn uns nicht ihre zahlreichen natürlichen Feinde erfolgreich zu Hilfe kämen.

Aber wie dankbar wir auch der Schlupfwespe dafür sein mögen, daß sie ihre Eier in das Innere schädlicher



Kopf und Unterseite einer Motte.

Schmetterlingsraupen ablegt, damit die ausschlüpfenden Larven die Raupe langsam bei lebendigem Leibe auffressen — die Schrecklichkeit des Verfahrens muß uns doch ein gelindes Grauen einflößen.

An diesem wie an ungezählten anderen Beispielen von Grausamkeit, Mordgier und Kampfeslust müssen wir erkennen lernen, daß das Leben des kleinen Getiers in Feld und Wiese nichts weniger als „lustig" zu nennen ist.



Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten.)

Eine Gerichtsverhandlung und ihre Folgen. — „Photograph Griebeke, Kaufmann Bentig, Restaurateur Ruppel!“ rief der Gerichtsdiener auf dem Flur des Landgerichtsgebäudes.

Die Aufgerufenen gingen in den Saal und sahen mit der üblichen Scheu nach der schwarzverhangenen, langen Tafel, an der die Strafkammer Platz genommen hatte.

Landgerichtsrat Klackermann legte den Fall dar. Griebeke, seines Zeichens Photographengehilfe, hatte auf einem Ausflug, den er mit einer Gesellschaft nach dem Gartenlokal des Restaurateurs Ruppel unternommen, eine Urkundenfälschung begangen. Auf Ruppels Speisekarte stand unter anderem Holsteiner Schnitzel mit einer Mark fünfundsiebzig Pfennig verzeichnet. Griebeke radierte nun unter beifälligem Jubel seiner Kumpane die Eins aus, und alles erwartete mit Spannung den Erfolg.

Bald trafen auch zwei eßlustige Touristen ein, unter ihnen der Zeuge Bentig, und bestellten als preiswürdigstes Gericht zum stillen Jubel von Griebeke und Konsorten zwei Holsteiner Schnitzel. Als ihnen dann aber später der wirkliche Preis abverlangt wurde, verweigerten sie die Zahlung und wiesen auf die Speisekarte hin.

Der herbeigeholte Restaurateur machte zuerst auch ein verdutztes Gesicht, dann aber hörte er das Kichern am anderen Tisch, und schließlich bekam er heraus, daß Griebeke die Eins ausradiert hatte. Der Spaßvogel mußte nun zunächst die Differenz von zwei Mark aus seiner Tasche zahlen, dann aber erschien er auch wegen Urkundenfälschung vor der Strafkammer.

Er war geständig, und so wurde denn nur der Restaurateur als Zeuge vernommen.

Als Ruppel erzählte: „Ich dachte mir's gleich, Herr Griebeke wäre es gewesen,“ unterbrach ihn der Vorsitzende.

„Was Sie dachten, ist einerlei!“ sagte er mit Würde. „Wir wollen hier keine Gedanken, wir wollen Tatsachen! Gestern dachte ich auch, es würde regnen, und es blieb doch trocken. Also Tatsachen — nur Tatsachen!“

Die Sache endete mit der Verurteilung des Angeklagten Griebeke zu einer Geldstrafe von fünf Mark.

„Reisender Notterbusch — Reisender Küsel!“ rief nun der Gerichtsdiener draußen auf.

Hier lag der Fall folgendermaßen: Notterbusch war von einer Verlagsbuchhandlung, bei der er angestellt war, beauftragt, auswärts für ein in Lieferungen erscheinendes populärmedizinisches Werk Abonnenten zu werben. Nun war aber in der Stadt, die er „abgrasen“ sollte, gar nichts zu machen, denn ein Konkurrent hatte kurz vorher mit einem ähnlichen Werke alles, was möglich war, schon herausgeholt.

Trübsinnig schlich Notterbusch auf den Friedhof. Schmerzlich bewegt ließ er sich hier auf einer Bank nieder. Da fiel sein Blick auf einen Grabstein. Er las den Namen, und in diesem Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke: „Hier ist der erste Abonnent!“ Er zog sein Notizbuch heraus und schrieb Namen und Stand auf, und ebenso machte er es mit zahlreichen anderen Grabsteinen. Diese Liste mit vierzig Abonnenten sandte er dann dem Verlag ein und erhielt eine ansehnliche Provision.

Als dann die Firma den Reisenden Küsel aussandte, um die ersten Hefte zu liefern, stellte dieser mit wachsendem Staunen fest, daß alle Abonnenten, deren Namen die Liste zierten, recht stille Leute waren.

Der Angeklagte wollte nicht gewußt haben, daß er sich strafbar machte. Das Gericht schritt daher zur Vernehmung des Zeugen Küsel.

Dieser sagte: „Erst glaubte ich, es handelte sich um lebende Personen —“

Das gefiel nun dem Vorsitzenden gar nicht, er unterbrach daher: „Was Sie glaubten, ist uns einerlei! Wir wollen keinen Glauben, wir wollen Tatsachen! Auch ich glaubte heute morgen, meine Uhr in die Westentasche gesteckt zu haben, aber in Wirklichkeit habe ich sie auf meinem Nachttische liegen lassen. Wir wollen hier nur Tatsachen hören!“

Auch dieser Fall wurde erledigt, diesmal ging's freilich nicht ohne jene stille Klause ab. Der Reisende, der seine Kunden auf dem Friedhof gesucht hatte, konnte einige Zeit beim Tütenkleben über seine Abonnenten nachdenken, denen das populärste medizinische Werk nicht mehr viel helfen konnte.

„Töpfermeister Rosemann, Kurt Rosemann, Gerichtsvollzieher Kofel!“ rief jetzt der Gerichtsdiener über den Hausflur.

Dieser Fall war, obwohl es sich um Entfernung eines Amtssiegels handelte, nicht schwer.

Der Töpfermeister, der zwar die Risse in fremden Öfen, nicht aber die in seinem eigenen Hab und Gut verschmieren konnte, war eines schönen Tages, als er gerade auswärts einen Ofen setzte, vom Gerichtsvollzieher Kofel heimgesucht und wegen rückständiger Steuer gepfändet worden.

Als er heimkehrte, begrüßte ihn sein Sohn Kurt, ein hoffnungsvoller Knabe, mit den Worten: „Vater, ich habe wieder eine neue Reklamemarke!“ Dies interessierte den Töpfer wenig, aber er horchte doch auf, als sein Sprößling freudestrahlend fortfuhr: „Heute früh war ein Mann da, der klebte die Marke auf den Schrank dort. Er hat sie aber nicht sehr fest gepappt, und da konnte ich sie runtermachen!“

„Wo hast du sie denn?“ fragte der ahnungsvolle Vater.

„Ich habe sie umgetauscht. Hübschers Fritz hat mir zwei andere dafür gegeben.“

Der Töpfer stürmte nun zu seiner Frau, die am häuslichen Herde waltete und mit sanfter Miene Kartoffelpuffer bereitete. Hier erfuhr er zu seinem Schrecken, daß der „Hausleerer“ den mit Recht so wenig beliebten „Kuckuck“ auf dem Schranke befestigt hatte.

Rosemann eilte nun zu Hübschers Fritz, dieser junge Herr war aber nicht zu Hause, und als er endlich ankam, hatte er die „Reklamemarke“ längst an einen ihm fremden Jungen vertauscht.

Der Gerichtshof nahm mit Genugtuung die Mitteilung des Töpfers entgegen, daß er seinen Sohn ordentlich verwichst habe.

Eine Äußerung, die er dann machte, mißfiel aber dem Vorsitzenden sehr.

Rosemann sagte nämlich: „Weil ich's nun nicht selber gewesen bin, meinte ich —“

„Was Sie meinen, ist durchaus nebensächlich; wir wollen hier Tatsachen hören! Kürzlich meinte ich auch, einen Bekannten zu sehen, und als ich näher kam, war es ein Fremder. Also halten Sie sich nur an Tatsachen!“

Die Verhandlung, die natürlich mit einem Freispruch endete, war die letzte, und die Richter erhoben sich, um sich zu ihren häuslichen Penaten zu begeben.

Der Landgerichtsrat Klackermann war sehr zufrieden mit sich, hatte er doch heute wieder auf den Unwert der Meinungen und Vermutungen und auf den Wert der Tatsachen hingewiesen. Besonders verdienstlich erschien es ihm, daß er diese Belehrung durch Beispiele aus dem Leben unterstützt hatte, durch die Beispiele mit dem Regen, der Taschenuhr und dem verkannten Fremden.

Als er sein Heim betrat, kam ihm seine Gattin entgegen. „Du scheinst ja,“ so begann sie, „heute schlimm in Verlegenheit gewesen zu sein mit deiner Uhr?“

„Das ist eine Ansicht, keine Tatsache!“ erwiderte er würdevoll. „Wie kommst du darauf?“

„Nun, du hast doch nicht weniger als drei Leute hergeschickt, um die Uhr zu holen!“

„Die Uhr zu holen?“ fragte der Rat erstaunt. Dann aber stieg ein Verdacht in ihm auf: „Du hast sie doch nicht etwa hergegeben?“ fragte er.

„Natürlich habe ich sie dem ersten, der kam, mitgegeben. Er sagte, du schicktest ihn darum. Du hättest gesagt, ich sollte nur auf dem Nachttische nachsehen, dort hättest du sie liegen lassen. Ich sah nach, und weil er es so genau wußte, hatte ich natürlich keine Bedenken. Später kamen dann noch zwei andere. — Ja aber,“ fuhr sie dann fort, als sie die betroffene Miene ihres Gatten sah, „hat er dir denn die Uhr nicht gebracht?“

„Hm — nein!“ sagte der Rat verlegen.

„Nicht gebracht? Die schöne goldene Uhr mit Kette!“ rief sie.

Er aber stammelte: „Das ist leider keine Ansicht, sondern Tatsache!“ A. Th.

Durch zwei neue fremdländische Säugetiere hat das Tierleben Mitteleuropas eine Bereicherung von freilich zweifelhaftem Wert erfahren. Im Frühjahr 1906 ließ ein böhmischer Großgrundbesitzer im Parke seines Schlosses zwei aus dem östlichen Nordamerika importierte Pärchen der Bisamratte aussetzen. Diese, ein 32 Zentimeter langes, seines dunkelbraunen, dichten und glänzenden Felles wegen sehr gesuchtes Tier, ge-

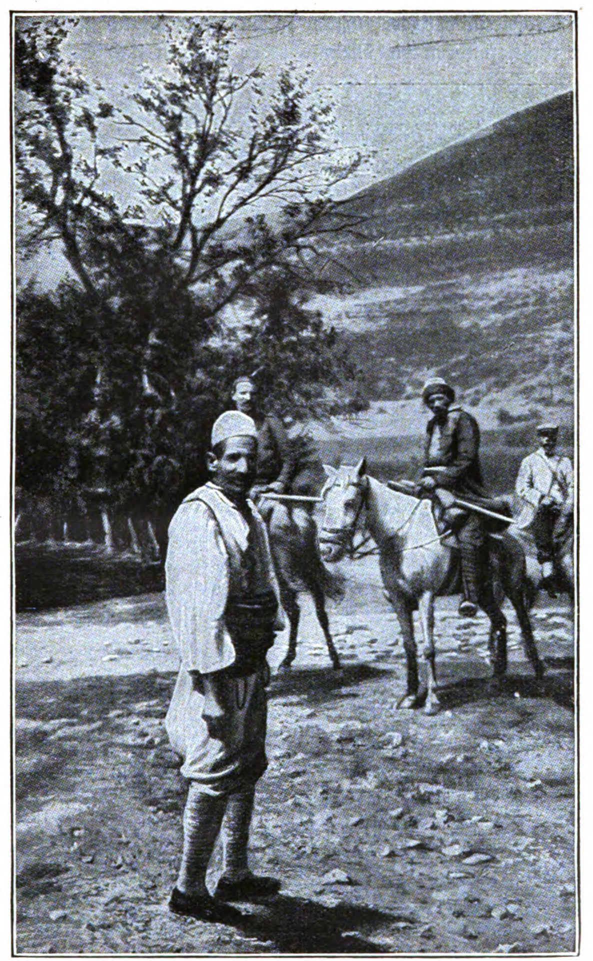
hört zu der Familie der Nager und vermag mit seinen scharfen Schneidezähnen und starken Krallen sowohl starke Holzhindernisse zu beseitigen, als auch das festeste Erdreich zu durchdringen. Die Heimat der Bisamratte ist hauptsächlich Kanada, wo sie an Flüssen und Teichen lebt und ähnliche Bauten wie der Biber errichtet. Von den Pelzjägern wird sie eifrig verfolgt, da das Fell mit ein bis zwei Dollar bezahlt wird. Auch die erwähnte Güterverwaltung gedachte das Pelzwerk der Bisamratten, die man in den ersten Jahren ganz ungestört sich vermehren lassen wollte, später nutzbringend zu verwerten und sich so eine neue Einnahmequelle zu verschaffen, hatte bei dieser Kalkulation aber zweierlei übersehen. Einmal liefern nämlich Pelztiere, die aus nördlichen Ländern in das mitteleuropäische Klima versetzt werden, erfahrungsgemäß infolge der veränderten Lebensbedingungen bedeutend weniger wertvolle Felle; dann aber vermehrt sich die Bisamratte — das Weibchen wirft jährlich viermal drei bis sechs Junge — auch so ungeheuer schnell, daß sie in kurzem infolge ihrer Neigung zum Unterwühlen des Bodens geradezu zu einer Landplage werden kann, da hier in Europa alle ihre natürlichen Feinde, namentlich der Luchs, fehlen, die in Kanada ihrem Überhandnehmen vorbeugen.

Heute ist die Bisamratte nach knapp achtjährigem Aufenthalt in Böhmen bereits die Elbe aufwärts bis Dresden vorgedrungen. Nach den Angaben der böhmischen Deichämter haben die schädlichen Tiere bereits von ganz Böhmen Besitz ergriffen und sind bis in die kleinsten Nebenflüßchen der Elbe gewandert. Überall stehen die Deichbauten in Gefahr, da die Bisamratten sie vollständig unterwühlen. Auch in Sachsen ist man schon auf die lästigen Eindringlinge aufmerksam geworden und verfolgt sie auf Schritt und Tritt. Trotzdem wird es kaum möglich sein, ihre weitere Ausbreitung zu verhindern. Jedenfalls wiegt das Pelzwerk dieser Nager auch nicht im entferntesten den Schaden auf, den sie durch das Unterminieren der Deichdämme anrichten.

Ähnlich wie mit den Bisamratten verhält es sich mit der ursprünglich in Nordafrika heimischen Ginster- oder Genettkatze, die im Laufe der Jahrhunderte bei ihrem Vordringen

durch Spanien und Frankreich jetzt auch in Elsaß-Lothringen, ja sogar in einzelnen Exemplaren auf dem rechten Rheinufer angetroffen wird, worauf in letzter Zeit in Jagdzeitungen immer wieder hingewiesen wurde. Die Genettkatze ist ein zumeist nächtlich lebendes Tier, das feuchte Orte in der Nähe von Quellen und Bächen, buschreiche Gegenden, zerklüftete Bergwände und ähnliche Schlupfwinkel für seinen Aufenthalt bevorzugt. In seinem Äußeren und seiner Größe erinnert es nur wenig an unsere Hauskatze. Es hat unverkennbar marderähnliche Gestalt, einen schlanken, biegsamen Körper mit höherstehendem Hinterteil, der auf sehr niedrigen Beinen ruht. Die Färbung ist hellgrau; an jeder Seite des Körpers verlaufen vier bis fünf Längsstreifen schwarzer, seltener rötlichgelb gefärbter Flecken. Der etwa 40 Zentimeter lange Schwanz zeigt weiße Ringe; er endet in einer schwarzen Spitze. Das raublustige, bissige und mutige Tier schlängelt sich wie ein Aal, aber mit der Gewandtheit eines Fuchses zwischen Steinen, Gras und Büschen dahin. Kleine Nagetiere, Vögel und deren Eier bilden seine Nahrung. Wie Marder und Iltis räubert es auch in unbeschützten Hühnerställen und Taubenschlägen, übertrifft jene jedoch bedeutend an Mordgier und Wildheit. Ein Jäger beobachtete zum Beispiel in dem deutschen Teile der Vogesen eine Genettkatze, die es gleichzeitig mit drei Iltissen aufnahm und einen ihrer Gegner nach dem anderen abtat, nachdem sie freilich auch selbst mehrere stark blutende Bißwunden empfangen und in dem sehr erbitterten Kampfe auch ein Ohr verloren hatte. Jedenfalls wird dieses kleine Raubtier bald der gefährlichste Feind der ohnehin schon so stark im Rückgange begriffenen deutschen Vogelwelt werden, falls es nicht gelingt, einer allzu raschen Vermehrung und Ausbreitung dieses mordlustigen Fremdlings Einhalt zu tun. W. K.

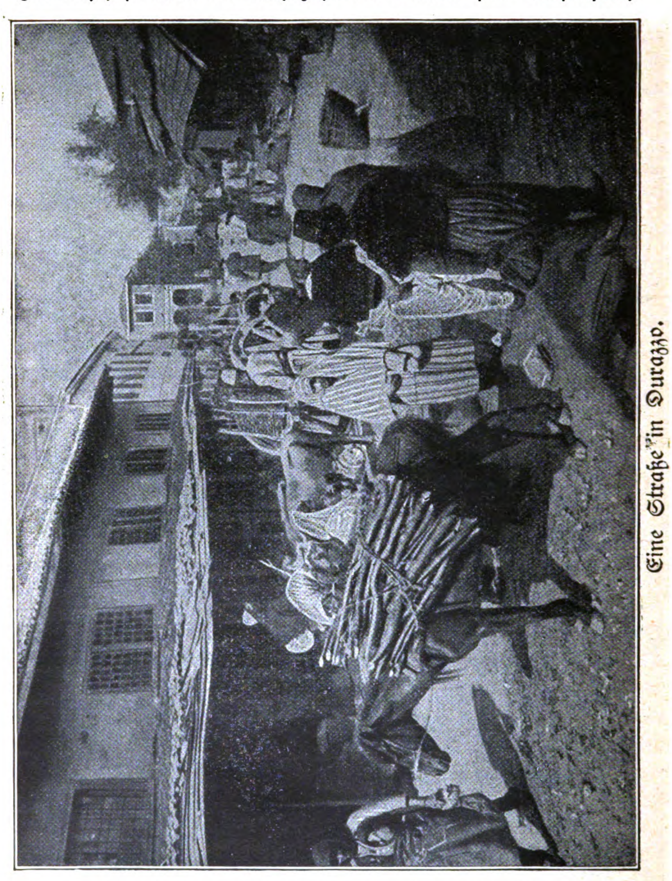
Aus Albanien. — Wie sich auch die Verhältnisse in Albanien gestalten mögen, das eine steht schon jetzt fest, daß es der Bevölkerung an Nationalbewußtsein fehlt, und daß es noch geraume Zeit dauern wird, bis sie sich nur einigermaßen gewöhnen, ihre persönlichen Interessen dem gemeinsamen Staatswohl unterzuordnen.



Ein Bauer aus Mittelalbanien.

Die Bauern Mittelalbaniens leben sozusagen noch auf mittelalterlicher Stufe. Ihre Gebieter sind die Beis oder Barjaktari,

die Großgrundbesitzer. Einen freien Bauernstand gibt es fast gar nicht, sondern die Mehrzahl der Bauern sind Erbpächter,



Eine Straße in Durazzo.

denen gegenüber der Grundherr so viele Gewaltmaßregeln anzuwenden weiß, daß sich die Pächter von Leibeigenen kaum unterscheiden. Am gewalttätigsten verfuhr Essad-Pascha, der Herr Mittelalbaniens, wie man ihn genannt hat. Gefiel ihm

das Besitztum eines noch freien Bauern, so beschlagnahmte er es zwar nicht, aber er „kaufte“ es einfach und bezahlte einen nur so geringen Preis dafür, daß er es fast geschenkt erhielt. Seine bewaffnete Leibwache sorgte dafür, daß der übervorteilte Bauer nicht zu klagen oder sich zu beschweren wagte.

Im Sommer trägt der Bauer Mittelalbaniens außer den Opanken an den Füßen gewöhnlich nur eine die Waden eng umschließende Leinwandhose und ein Hemd von gelbgrauer Farbe. Zuweilen wird über dem Hemd noch die ärmellose Weste von grauer oder roter Farbe, der Dzamadan, angezogen. Den Kopf bedeckt ein roter Fes oder auch eine weiße Schaffellkappe.

Die Tracht der Südalbanesen, die in Durazzo stark vertreten sind, weicht davon insofern ab, als die dunkelbraune Farbe vorherrscht. Die ebenfalls häufigen Miriditen tragen neben Westen und Jacken graue Pumphosen. Auch vertauscht man hier vielfach den roten Fes mit der grauen Nationalmütze.

Wer das Volksleben in Durazzo kennen lernen will, muß das zweite, gelbangestrichene Stadttor durchschreiten und den angrenzenden Stadtteil aufsuchen. Hier liegt der Markt, an den sich niedrige, gelb, rot und weiß getünchte Häuser schließen. Auf Sauberkeit in den Straßen darf man keinen Anspruch erheben, aber gleichwohl fühlt sich hier gerade der Albanier so recht zu Hause. Nur die Hauptstraße Durazzos, die bei dem Stadttor neben dem Konak beginnt, ist einigermaßen sauber. Hier stehen die Verkaufsläden. Das Straßenpflaster ist erträglich, und teilweise findet sich sogar ein Bürgersteig vor. Nachts wird die Straße durch Petroleumlampen erleuchtet. Hier hocken die wohlhabenderen Einwohner stundenlang bei dem Kafetschi, dem Cafébesitzer, in der dem Albanier eigentümlichen Haltung, nämlich in der Kniebeuge, beieinander, besprechen die politischen Ereignisse und trinken eine Tasse türkischen Kaffees nach der anderen. Th. S.

Johannes Brahms und seine Zigaretten. — Meister Brahms, der große Komponist, liebte ja ein gutes Kraut, verschmähte aber auch ein geringeres nicht. In raschem Wechsel rauchte er bald teure, bald wohlfeile Zigaretten, neben ägyptischen auch die billigste einheimische Zigarettensorte.

Hugo Wolf, der so jung verstorbene treffliche Liederkomponist, pflegte zu erzählen, wie er einmal von Brahms mit einer Zigarette beglückt wurde. Kaum dem Wiener Konservatorium entwachsen, durfte er eine seiner ersten Kompositionen dem verehrten Meister in dessen Wohnung auf dem Klavier vortragen. Brahms war in heiterer und wohlwollender Stimmung und hatte lebhafte Worte der Anerkennung für Wolfs Spiel und Komposition. Beim Abschiede fragte er den jungen Mann, ob er rauche, und als Wolf zustimmend sich verbeugte, sagte er: „Dann sollen Sie auch etwas Feines bekommen." Darauf entnahm er seiner Zigarettentasche eine feine ägyptische Zigarette mit Goldmundstück und reichte sie dem jungen Musiker, der sie mit lebhaften Worten des Dankes entgegennahm und sorgfältig in seine Brieftasche legte.

„Warum denn die Zigarette aufheben und nicht gleich rauchen?" fragte Brahms, der schon ein Zündhölzchen angebrannt hatte.

Wolf erwiderte: „Die rauche ich nicht, die hebe ich mir auf; denn man kriegt nicht alle Tage eine Zigarette von Johannes Brahms."

Der Meister aber öffnete neuerlich seine Zigarettentasche und sagte mit schmunzelndem Lächeln: „Dann geben Sie die gute Zigarette nur wieder her, für diesen Zweck tut's auch eine für einen Heller!" O. v. B.

Deutsche Fremdenlegion. — Der energische Kampf, den man in letzter Zeit gegen die berüchtigte „Legion von Sklaven", die französische Fremdenlegion, und das dazu gehörige Werbesystem bei uns führt, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf jene „gute alte Zeit" hin, in der auch „innerhalb unserer Mauern" in ähnlicher Weise gesündigt wurde. Alles schon dagewesen, heißt es auch hier. Nur daß im 18. Jahrhundert bei der Errichtung der stehenden Heere das Werbewesen durch die alte Gewohnheit der Landsknechtrekrutierung einerseits und durch den Umstand anderseits selbst in seinen Auswüchsen verständlich wird, daß damals die allgemeine Wehrpflicht in unserem Sinne nicht existierte und die Bevölkerung nicht zahlreich genug war, um den Bedarf an Soldaten zu decken. So preßte man

denn im eigenen Lande jeden jungen Mann, der nicht gerade ein Stelzfuß war, und organisierte in den Nachbarstaaten ein erlaubtes oder, wo die Erlaubnis des betreffenden „freundwilligen Vetters und Bruders“ fehlte, ein heimliches Werbesystem, das der reine Menschenraub, ein gegenseitiges Bestehlen von Untertanen war.

Wie es gemacht wurde, geht aus folgendem Edikt des „Schwäbischen Kreises“ hervor, das im schönsten Juristendeutsch nur aus einem einzigen Satz besteht: „Nachdem Fürsten und Stände dieses löblichen Kreises verschiedene Jahre her wahrgenommen, welcher Gestalt hier und da durch einfindende Werber viele und mannigfache Excesse verübt worden, indem sie nicht allein junge Mannschaft, sondern auch hausgesessene, verheiratete und mit vielen Kindern versehene Unterthanen durch allerhand unerlaubte Praktiken, arglistige Hintergehungen, auch zuweilen gebrauchte Gewalt wegzuschnappen sich vermessentlich unterfangen haben, auch daß sie die Leute mit diesen oder jenen Motiven zu verführen trachten, dieselben mit anderen Soldaten Branntwein zu trinken oder auf des Officiers Gesundheit Bescheid zu thun überreden, auch manchmal beim Trunk ihnen heimlicher Weise Geld in die Tasche schieben und als wenn sie Solches zu Kriegsdiensten genommen prätendiren, wo sich aber jemand widersetzen will, diesen mit Prügeln so lange hart tractiren, bis er sich entweder anrolliren zu lassen erklärt oder von ihnen mit einer considerablen und solchen Leuten schwer fallenden Summe Geldes loskauft, ja es auch so weit kommt, daß die Leute in den Gärten, auf den Feldern und in den Wäldern nicht sicher sind und durch die Werber verschwinden, so soll dieses hinfüro nicht mehr geduldet werden.“

Die Erbitterung gegen die Werber war in ganz Deutschland so groß, daß man sie überall stillschweigend als vogelfrei betrachtete. In Bayern liefen zum Beispiel die preußischen Werber, die es auf ihrer Jagd nach „langen Kerls“ ganz besonders arg trieben, oft genug Gefahr, vom Volke totgeschlagen zu werden. Die Holländer erschossen am 31. Januar 1733 den preußischen Werbeoffizier v. Wollenschläger. Es wäre deshalb beinahe zum Kriege gekommen. Auch Georg II. von

England bedrohte einmal seinen preußischen Schwager wegen seiner Werbungen mit Krieg und zwang ihn später im Bund mit Polen und Hessen, einen Befehl zu geben, der „alle gewaltsame Beschaffung von Rekruten auf fremden Gebieten" verbot.

Die damaligen Armeen unterschieden sich in nichts von den alten Landsknechtheeren und von den modernen französischen und holländischen Fremdenlegionen. Die einzelnen Regimenter wimmelten von gepreßten Leuten, gescheiterten Existenzen und von Russen, Polen, Irländern, Holländern, Tschechen, Italienern und Ungarn, die nur durch Kriegsartikel, die mit Blut geschrieben waren, unter der Fahne zusammengehalten werden konnten. Die Desertionen häuften sich derart, daß sich Friedrich Wilhelm I. veranlaßt sah, am 29. Juni 1723 durch Edikt zu bestimmen, daß kein Bürger oder Bauer einen Soldaten, dem er begegnete, passieren lassen durfte, ohne daß derselbe seinen Paß vorwies; weigerte er sich, so mußten ihn die Bürger oder Bauern festnehmen und an das nächste Regiment abliefern. Wurde eine Desertion gemeldet, so mußten Bürger oder Bauern die Sturmglocken läuten, zu Pferde steigen, die Pässe besetzen und gemeinsam den Ausreißer hetzen. Geschah das nicht mit allem Eifer, so setzte es Geldstrafen ab, oder die angesehensten Bauern oder Bürger erhielten Karrenstrafe. Wer erwiesenermaßen einem Deserteur behilflich war, wurde kurzerhand gehenkt. Die Strafen waren derart, daß der Bürger oder Bauer, bei dem ein Soldat im Quartier lag, diesen mit seinen Leuten bewachte. In der Nacht vor dem Ausmarsch der Truppen ins Feld oder ins Manöver, in denen die Desertionen häufiger waren, besetzten die Einwohner alle Wege und Stege und ließen keinen ohne Paß durch. Das Fanggeld für einen Deserteur betrug erst sechs, dann zehn Taler.

Die Strafen gegen die Deserteure selbst waren grausam. In einem Fall, den Faßmann erzählt, wollten etwa siebzig Polen, Walachen und Ungarn vom Leibregiment desertieren. Der Plan wurde verraten und der Rädelsführer gehenkt, einem anderen Nase und Ohren abgeschnitten, die übrigen aber mußten Spießruten laufen. Den erfolgreichen Deserteuren

aber baute man, und zwar nicht immer in der würdigsten Weise, goldene Brücken. So versprach Staatsminister Katsch durch Patent vom 12. Februar 1721 „allen denen Deserteurs, von was Regiment sie auch seyn mögen, falls sie sich zu ihren Fahnen ohnverzüglich und freywillig zurückbegeben, dero Pardon dahin ertheilet haben wollen, daß sie solchenfalls nicht allein ohne alle Straff und Ahndung bleiben und hinwieder zu ihrem vorigen Dienst zugelassen werden, sondern auch diejenige, so im ersten Gliede zu stehen kommen, 30 Thaler, die im vierten 20, die im zweyten 15, die im dritten aber 10 Thaler von dem Officirer baar zu empfangen haben sollen".

Bekanntlich sind die auf Desertion bei der französischen Fremdenlegion angedrohten Strafen ebenso hart und grausam, als die auf Beibringung von Ausreißern verheißenen Fangprämien bedeutend sind. Der einzige Unterschied zwischen den Landsknechten des 18. Jahrhunderts und den Legionären von heute besteht darin, daß erstere verhältnismäßig gut besoldet waren, während letztere bei einer Hungerlöhnung von 20 Pfennigen „Wunder der Tapferkeit" verrichten müssen. W. F.

Ein gewaltiger Schwimmer. — Der Dauerschwimmer Kapitän Alfred Brown kann sich rühmen, als erster den Panamakanal vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durchschwommen zu haben, ehe noch ein Fahrzeug die neue Wasserstraße passiert hat. Gar zu gern denkt er nicht an die 24 Stunden und 45 Minuten, die sein Wagnis in Anspruch genommen. Erstens wäre der kühne Schwimmer beinahe der Sonnenglut zum Opfer gefallen, die ihn während der langen Schwimmtour fast zum Wahnsinn trieb, und ferner tauchten in einem Teile des Kanals überall Schlangen und sonstiges Ottergezücht aus dem üppigen Buschwerk am Kanal auf, und von den nahestehenden Bäumen wurde der Eindringling wiederholt von großen Affen mit allerlei Wurfgeschossen belästigt. Im übrigen hat dem Schwimmer jedoch der Riesenbau gewaltig imponiert.

Brown begann seine Schwimmtour in Begleitung eines kleinen Motorbootes in Colon am frühen Morgen des 23. November und legte am ersten Tage 24 englische Meilen und am zweiten 17 zurück, bis er sein Ziel erreicht hatte. O. v. B.

Am Ende — am Anfang. — Kathrin hing Wäsche auf, blitzblanke Wäsche, die sie soeben fertig gewaschen hatte. Und sie sah über den Zaun und sagte zu Joseph, ihrem Manne: „Seppel, meinst denn, daß wir's zwingen?"

„Was denn?" fragte der ohne aufzusehen zurück, denn er hatte es sehr wichtig mit seinen Tannenbrettern. Er zeichnete auf der glattgehobelten Fläche die Zarken ab, die er aushauen wollte.

„Das Glück halt!"

Jetzt steckte Joseph den Bleistift hinter das rechte Ohr und sah in die weite Ferne. „Das Glück meinst? Weißt, Kathrin, das Glück geht jetzt nicht mehr zu Fuß, es fährt im Automobil oder hat gar schon eine Flugmaschine, und da achtet es halt auf so kleine Handwerksleute wie wir sind gar nimmer. Wer nicht mindestens auch im Automobil fährt, der kann es gar nimmer einholen. — Geh, hol mir den schweren Hammer."

Die Kathrin holte den schweren Hammer, und Meister Joseph hieb tüchtig los, da konnte sie weiter nichts mehr zu ihm sagen.

Aber sie führte für sich im stillen die Unterhaltung weiter. „Weißt, Seppel, ein tüchtiger Mann bist. Das ist wahr! Draufhauen kannst, daß die Späne nur so fliegen. Aber den Span, den du in deinem Kopf hast, Seppel, den bringst nie nit 'raus. Ein recht dummer Kerl bist, Seppel, ein mordsdummer Kerl, und grad vom Glück verstehst halt gar nix. Das werd' ich dir schon zeigen — wart nur, Seppel, bis es Zeit dazu ist — wart nur!"

Dann ging die Kathrin ans Waschfaß und begann gehörig in ihrem Zeug herumzuwirtschaften. —

Die Jahre vergingen unter steter Mühe und Arbeit, aber dafür sah es nun auch anders aus um das kleine Häusl. Vor allen Dingen gehörte es jetzt dem Meister Joseph Barth als Eigentum, während er es vordem nur gemietet gehabt hatte. Eine neue Werkstatt war angebaut. Um den schönen Garten war ein neuer Zaun gezogen. Das Waschfaß stand nicht mehr am Zaun, denn die Kathrin wusch nicht mehr für andere Leute, sie machte nur noch feinere Näharbeiten, und nur solche, bei denen ein ordentlicher Taglohn herausschaute.

Auf dem Platz vor dem Hause arbeiteten mit dem Meister zusammen zwei junge Burschen und ein ganz kleines Bürschlein. Fast war das Bürschlein der interessanteste von allen vieren. Es schleppte Bretter daher, die viermal so lang waren wie es selber, griff nach dem größten Stemmeisen und machte eine so wichtige Miene, daß die anderen lachen mußten. Aber die Kathrin freute sich doch über das Bürschlein am allermeisten — viel mehr als über alles andere, denn das war eben ihr Büblein.

Meister Joseph achtete schon mehr auf die Gesellen und auf die Arbeit.

Aber eben war Vesperpause, und die Kathrin hatte eine schöne Blume im Garten gebrochen. „Seppel, wie ist das jetzt mit dem Glück? Meinst nicht, daß es am End' doch noch zu uns kommt?"

Meister Joseph fuhr sich mit der Hand durchs gelichtete Haar. „Das Glück? Weißt, die Treppen sind zu eng in dem Häusl, die Fenster zu klein, die Zimmer zu niedrig. Das Glück wohnt in den Städten, da ist's besser aufgehoben. Ich bin zufrieden, daß ich zufrieden bin. Das Glück ist ein verwöhntes Weibsbild. — Hast du die Rechnungen schon geschrieben?"

„Ja doch," sagte die Kathrin, denn das war ihre Arbeit, und sie liebte es nicht, daß er danach fragte.

Sie ging vom Seppel weg und gab ihm die Blume nicht, wie es erst ihre Absicht gewesen war, und sie unterhielt sich auch nicht weiter mit ihm, sie biß sich bloß auf die Zähne und dachte: „Wart, Seppel, du wirst schauen, wenn's Zeit ist!" —

Und wieder nach Jahren, da meinte sie, daß es Zeit wäre. Sie wohnten jetzt in einem neuen Haus, es war nicht übermäßig groß, aber gerade so gebaut, wie sie es sich immer gewünscht hatten. Und das war nicht einmal alles. Es war auch Zentralheizung drinnen, und es war sicher das beste Haus weit und breit, denn nicht nur, daß sie alles selbst erworben, was nötig gewesen war, es zu bauen: der Zimmermeister Joseph Barth hatte auch fast alles selbst gebaut. Natürlich hatten ihm dabei die Gesellen geholfen, besonders aber sein Junge, der schon eine ganz tüchtige Arbeitskraft darstellte.

„Jetzt stimmt's!" sagte der Joseph, als er das Haus ganz fertig dastehen sah.

Aber die Kathrin dachte: „Der wird Augen machen!"

Und am Abend zeigte sie ihm ein Buch, und dann machte er wirklich große Augen und fragte immer wieder: „Ja, ist denn das wirklich wahr, kann denn das wahr sein?"

Die Kathrin lächelte nur ganz leise und glückselig. Im Verlaufe der Jahre hatte sie allen ihren Verdienst beiseite getan, und auch fast alles Geld, das er ihr gegeben hatte in der langen Zeit. Und all dieses Geld hatte sie durch zwanzig Jahre hindurch auf die Sparkasse getragen, ohne daß der Seppel auch nur das leiseste davon geahnt hätte.

Das schrieb sich jetzt mit einer fünfstelligen Zahl vor dem Komma; und fünfstellige Zahlen im Sparkassenbuch eines Mannes, der mit einer dreistelligen angefangen, sind etwas ungemein Angenehmes.

Die Kathrin nützte den Augenblick und fragte: „Was meinst, Seppel, wie ist's denn jetzt mit dem Glück?"

Der Seppel war fast verlegen. Was er da meinte, was er da wohl meinen sollte? „Ja, weißt du, Kathrin, ich bin halt nun einmal im Arbeiten drinnen, und die fünfzig haben wir auch schon hinter uns, darum arbeiten wir am besten so weiter. Aber der Jung, das sag' ich dir, der soll was Rechts werden. Der kommt mir auf die Gewerbeschule in München. Der soll nicht so eine Hetz haben sein Leben lang und jede Arbeit annehmen müssen, der soll einmal in Ruhe seine Schränke bauen. Der Jung darf und soll das, damit bin ich schon einverstanden."

Auch Kathrin war damit einverstanden, und so kam der junge Barth auf die Gewerbeschule. Und er blieb zwei Jahre, ehe er zum ersten Male sich wieder der Heimat zuwandte.

Als er aber kam, da sah er schon aus wie ein richtiger Herr, und ein kluges und offenes Gesicht hatte er, drückte dem Vater kräftig die Hand und küßte die Mutter auf die Stirn. Als er dann in einem Satze den Eltern voran die Steintreppe hinaufsprang, da hüpfte dem Alten das Herz in der Brust.

„Der holt's," dachte der alte Barth, „der holt einmal das

Glück ein. Der hat schnelle Füß', der braucht nicht einmal ein Automobil."

Bald danach saßen sich alle drei im Zimmer gegenüber.

„Erzähl uns was von der Schule," sagte der Vater.

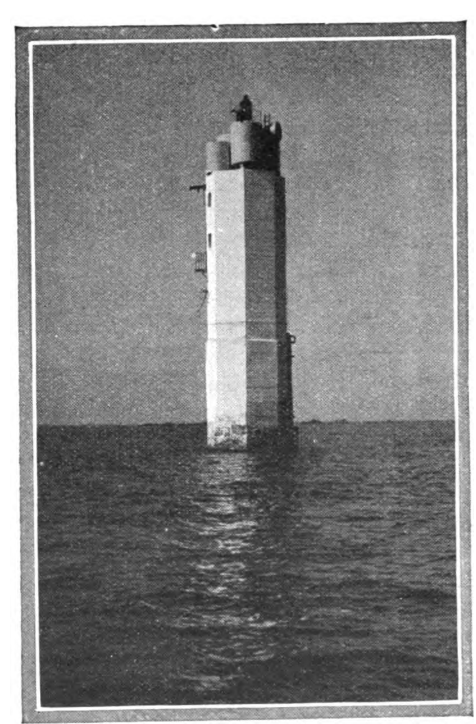
„Von der Schule? Ach, da ist weiter nichts zu erzählen. Aber, weißt, Vater, vorgestern haben wir eine Möbelfabrik besucht." Jetzt leuchteten die jungen Augen. „Vater, da hat eine jede Maschine ihren eigenen Elektromotor. Das ist anders, als unser Gaspufferl da drunten. Da können wir uns verstecken mit unserer Bandsäge. Schau, Vater, so was hat Zug! So was solltest du einmal sehen! Dreihundertfünfzig Arbeiter in den Werkstätten. Dann noch Packer, Zeichner, Buchhalter! — Und wir mit unseren vier Gesellen?!"

Der Vater sah zu der Kathrin hinüber. Eben sah auch die zu ihm hin, und gerade trafen sich ihre Blicke und ihre Gedanken. Sie verstanden sich aufs Wort, und sie sagten ohne Laute, ganz stumm zueinander, ohne daß der Sohn, den es anging, etwas davon gemerkt hätte: „Da haben wir's! Die Jagd ist nicht zu Ende! An der Stelle, wo wir meinten, daß sie aufhören sollte, wird sie nur noch stärker weitergehen. — So seltsam ist das mit dem Glück — so seltsam!" F. Sänger.

Ein wärterloser Leuchtturm. — Es ist bekannt, daß Leuchtturmwärter in langwährenden Sturmzeiten auf Leuchttürmen, die weit in die See vorgeschoben sind, wiederholt in die schlimmsten Bedrängnisse geraten und verschiedentlich dem Hungertod erlegen sind, weil man sich ihnen nicht nahen und sie mit neuem Proviant versehen konnte. Aus diesem Grunde geht man jetzt dazu über, Leuchttürme, die an schwer zugänglichen Punkten stehen, so einzurichten, daß sie ohne Wärter ihren Zweck erfüllen.

Ein solcher Leuchtturm ist kürzlich bei der Insel Guernsey erbaut worden. Guernsey ist eine der Kanalinseln, die zu England gehören und in der Nähe der französischen Küste in der Meeresbucht liegen, die von den vorspringenden Halbinseln der Normandie und Bretagne eingefaßt wird. Der Leuchtturm erhebt sich auf der Fougèreplatte im Russellkanal, die nur bei tiefster Ebbe sichtbar wird. Er hat die Form eines unregelmäßigen Achtecks, mißt im Durchmesser am Grund über 5,

höher hinauf über 4 Meter und besitzt eine Höhe von 24 Metern. Er ist aus Eisenbeton erbaut und ruht auf einem Eisengerüst, das in den Felsen eingebettet worden ist. Zum Schutz gegen die Brandung hat man nach der Sturmseite hin noch Stahlpfähle in den Felsen getrieben.


Der wärterlose Leuchtturm bei der Insel Guernsey.

Der unterste Raum birgt einen Elektromotor und eine Kompressionsmaschine mit Druckluft. In einem höher gelegenen Raum befindet sich eine Reserveeinrichtung. Auf seiner Spitze trägt der Leuchtturm ein Nebelhorn und eine Azetylenlaterne.

Der Leuchtturm ist nun durch ein Kabel von rund 30 Zentimeter Stärke mit einer Küstenstation verbunden, durch den der elektrische Antrieb für die Kompressionsmaschine, die durch ihre Druckluft das Nebelhorn erschallen läßt, und für die Anzündung der Laterne erfolgt. Das Nebelhorn wird über 50 Kilometer weit gehört, und das Leuchtfeuer verlischt automatisch mit Anbruch der Morgen-

dämmerung. Die Erbauung des Leuchtturms und seine maschinellen Einrichtungen haben 170000 Mark gekostet. Th. S.

Ungewöhnliche Heiratsanträge. — Wahrscheinlich das Unglaublichste hat in der Beziehung Wilhelm der Eroberer geleistet. Als er die Dame seines Herzens, die schöne Mathilde, in einer abgelegenen Straße allein zu Pferde antraf, riß er sie von ihrem Schimmel herab, verabfolgte ihr eine Tracht Prügel und zog sie dann an sein Herz. „Sieh, Liebste," sagte er zärtlich, „das habe ich nur getan, um dich von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen."

Sie ließ sich auch überzeugen, und die Hochzeit fand statt.

Der jetzige Kaiser von Österreich fing die Sache zarter an. Er legte der gleichfalls durch Schönheit ausgezeichneten bayrischen Prinzeß Elisabeth ein Album mit herrlichen Bildern aus Tirol vor. Als sie ihr Entzücken über diese prachtvollen Landschaften aussprach, fragte er: „Möchten Sie nicht Herrscherin in dem schönen Lande sein?"

Die gleiche oder eine sehr ähnliche Wendung wird von mehreren jungfräulichen Königinnen berichtet, die sich auf diese umschreibende Weise der peinlichen Aufgabe entledigten, sich selbst ihrem Erwählten anzutragen. Das haben übrigens auch Frauen in nicht so erhabener sozialer Stellung fertig gebracht. So wird von der reizenden jungen Witwe eines französischen Staatsmannes erzählt, sie habe geraume Zeit nach dem Tode ihres Gatten Besuch von einem seiner Freunde bekommen, der sie um ein kleines Andenken an den Verstorbenen bat. „Sie kommen zu spät mit diesem Wunsche," soll sie geantwortet haben, „ich habe längst alles weggeschenkt, was sich in seinen Besitztümern irgend dafür eignete. Jetzt ist nichts mehr an Andenken von ihm vorhanden — Sie müßten denn mit mir selbst vorlieb nehmen."

Und er tat es.

Von einem schottischen Schriftsteller hatte die Schüchternheit beim Freien dermaßen Besitz ergriffen, daß er seinem Ideal nicht anders Aufschluß über seine Gefühle geben konnte, als indem er ihr in einem Bande schottischer Balladen, die er gesammelt und herausgegeben hatte, eine poetische Liebeserklärung anstrich und zu lesen gab. Das hatte die gewünschte

Wirkung, sie ging auf seine stumme Werbung ein. Nun aber lag die neue Schwierigkeit vor ihm, bei ihrem Vater um sie anzuhalten. Der war gleichfalls ein Schriftsteller, ein berühmter, aber wegen seiner scharfen Feder sehr gefürchteter Kritiker. Die Vorstellung, von diesem unerbittlichen Zensor sein Lebensglück erbetteln zu sollen, brachte den verschüchterten Gelehrten in die größte Aufregung. Er erklärte sich außerstande dazu und flehte seine Geliebte an, diesen Teil der Formalitäten doch auf sich zu nehmen. Sie hatte zum Glück keine Scheu vor ihrem Vater, ging vielmehr wohlgemut in sein Arbeitszimmer, während der Freier im Salon wartete und vor Besorgnis zitterte wie im Fieber. Er sollte nicht lange so gemartert werden. Mit verschämtem Lächeln kam die Braut zurück und stellte sich vor ihrem Liebhaber schweigend so auf, daß sie ihm den Rücken zukehrte. Dort, auf der Taille ihres Kleides, hatte der gestrenge Rezensent mit Stecknadeln seine Visitenkarte befestigt, nachdem er eine „Widmung" hinaufgeschrieben hatte, wie Schriftsteller sie den Geschenkexemplaren ihrer eigenen Werke beizufügen pflegen: „Nehmen Sie sie mit des Autors besten Grüßen freundlich hin!" —

Ein Mitglied der vornehmsten Aristokratie Englands wollte Hochzeit machen und stieg bereits in die Kutsche, um zur Trauung zu fahren, als ein expresser Bote ihn davon in Kenntnis setzte, daß seine Braut mit einem anderen entflohen sei. Er trat ins Haus zurück und ließ die alte Wirtschafterin vor sich kommen. „Welches von Ihren Dienstmädchen mag wohl noch keinen Schatz haben?" fragte er sie.

Sie war sehr verblüfft, stellte aber sogleich Nachforschungen an. Nur das Küchenmädchen, ein hübsches, junges Ding von siebzehn Jahren, war noch ohne ein Verhältnis. Es wurde vor den Herrn befohlen.

„Wenn du wirklich noch keinen Bräutigam hast, würdest du mich dann wohl heiraten — aber gleich auf der Stelle? So und so geht es mir," eröffnete er ihr.

Sie sagte ja, mußte sich so schnell wie möglich in ihren besten Staat werfen und fuhr mit dem Lord in der noch wartenden Kutsche zur Kirche. Als sie wiederkam, war sie eine der beneidetsten Frauen von England. C. D.

Wann möchtest du sterben? — Die Frage: „In welchem Alter möchtest du sterben?" hat ein Londoner Blatt zartfühlend seinen Lesern vorgelegt und eine Fülle von Antworten erhalten, die erkennen lassen, wie verschieden die Jugend, das reife Mannesalter und das Greisenalter dem Gedanken des Todes gegenüberstehen. Es zeigt sich, daß die jungen Leute fast nie ein hohes Alter zu erreichen wünschen; vor ihnen liegt ja noch das Leben, das ihrer Unerfahrenheit fast endlos erscheint. Darum wird es weniger hoch geachtet, während die Greise und die älteren Männer, die aus Erfahrung wissen, wie kurz das Leben ist, den Abschluß ihres Daseins so weit als möglich hinausgeschoben sehen möchten.

Ja, das Alter liebt das Leben und ist dankbarer als die Jugend. So schreibt ein neunzigjähriger Bauer: „Das Leben ist schön, und ich hoffe, es noch wenigstens zehn Jahre lang genießen zu dürfen. Ich brauche in einer Woche meine zehn Schilling, das genügt mir, und diese Summe hoffe ich bis zu meinem hundertsten Jahre zu haben."

Eine vierundsechzigjährige Blinde schreibt, daß sie das Leben vergöttere und hoffe, 100 Jahre alt zu werden, während sich ein fünfzigjähriger Blinder bescheidener mit 80 Lebensjahren begnügen will. Ein zweiundzwanzigjähriger Gesandtschaftsattaché dagegen möchte nicht älter als 50 Jahre werden, und ein zwanzigjähriger Student will gerne mit 30 Jahren sterben. Ein dreißigjähriger Ingenieur betrachtet 50 Jahre als die ihm erwünschte Lebensgrenze, und damit stimmt er mit einer Suffragette überein. Dagegen möchte ein Londoner Arzt, der im fünfunddreißigsten Lebensjahre steht, immerhin ganz gern 80 Jahre alt werden, aber nicht älter, denn dann würde er nur der Gesellschaft und dem Staat eine Last sein. Ein dreißigjähriger Advokat dagegen will mit 75 Jahren sterben, „denn nach diesem Alter," so meint er, „müssen alle Freuden schwinden, sogar die Freude des Essens, des Trinkens und des Rauchens". O. v. B.

Maria Theresia und die Teilung Polens. — Wie Maria Theresia, die große österreichische Kaiserin, über die Teilung Polens dachte, zeigt der folgende Brief, den sie an ihren allmächtigen Minister und Staatskanzler, den Fürsten v. Kaunitz, richtete: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar

nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unsre Ehr' und Reputation in die Schanz schlagen! Ich merke wohl, daß ich allein bin, und darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Sarkastisch bemerkt zu diesem Schreiben ein zeitgenössischer Schriftsteller: „Mit der einen Hand trocknete sich also Maria Theresia die Tränen, die ihr das Schicksal Polens entlockte, und mit der anderen unterzeichnete sie den Vertrag, der ihr ein gutes Stück aus der polnischen Beute zusicherte." —zen.

Ein merkwürdiger Sport hatte sich zu Anfang der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts herausgebildet: die Durchquerung des Atlantischen Ozeans auf Fahrzeugen, die alles andere, nur keine modern gebauten Schiffe sein durften. Dieser Unfug — anders lassen sich die jedes praktischen Nutzens entbehrenden Versuche kaum bezeichnen, die dazu noch viele Menschenleben kosteten — kam ganz plötzlich in Aufnahme, nachdem es dem englischen Kapitän Roßler 1849 geglückt war, mit einer gewöhnlichen chinesischen Dschunke in anderthalb Jahren von China nach London zu gelangen, und durch die Ausstellung des plumpen „Originalfahrzeuges" sowie durch Vorträge, die er in dem zu einem geräumigen Saal ausgestatteten Zwischendeck über seine Abenteuer auf dieser Fahrt hielt, ein recht anständiges Vermögen zu verdienen.

Der Ruhm Roßlers, den die Zeitungen als einen „zweiten Kolumbus" feierten, da er auf einem noch zerbrechlicheren Fahrzeug, als es der Entdecker der Neuen Welt benützte, fast die doppelte Strecke zurückgelegt hätte, ließ einen Amerikaner namens Archibald Balscar nicht schlafen. Dieser wollte Roßler womöglich noch übertrumpfen. Mit Hilfe von guten Freunden baute er in aller Stille aus leeren, aber wieder verlöteten

Blechbüchsen jeder Art und Größe ein eiförmiges Fahrzeug von 15 Meter Länge, das an der einen Langseite etwas abgeplattet und mit einem gleichfalls aus Blechbüchsen bestehenden Deckel wasserdicht zu verschließen war. Die einzelnen Blechdosen dieses Rieseneies wurden in zwei Lagen übereinander zusammengelötet und die Zwischenräume durch Pech und Teer ausgefüllt.

Nach einem Jahr hatte Balscar sein „Schiff" so ziemlich fertig, mußte sich nun aber doch an die Öffentlichkeit wenden, um sich die Mittel zur weiteren Ausrüstung zu beschaffen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß ihm das Geld mehr als reichlich zufloß. Die amerikanische Presse bezeichnete diese Idee als geradezu glänzend und rührte so eifrig die Werbetrommel für den jungen Menschen, daß das „Riesenei" am 2. April 1851 zu Wasser gelassen werden konnte. Damit der Charakter des Fahrzeugs gewahrt bliebe, war sogar der Mast, an dem ein einfaches Segel befestigt werden sollte, aus runden Blechbüchsen hergestellt worden. Nachdem die „Amerika" — so war dieses originelle Transportmittel getauft worden — einige Probefahrten zur Zufriedenheit erledigt hatte, stach sie am Vormittag des 10. April 1851 in See, umgeben von einer Anzahl von Dampfern, die ihr ein Stück das Geleit gaben. An Bord befand sich außer dem „Erfinder" Balscar der Steuermann der nordstaatlichen Kriegsmarine Wilkiens als seemänni scher Leiter des waghalsigen Unternehmens, das auf nichts anderes hinauslief, als mit der „Amerika" das europäische Festland, und zwar möglichst einen englischen Hafen, zu erreichen.

Die furchtbaren Mühsale, die die zwei in dem „Riesenei" eingeschlossenen Menschen zu erdulden hatten, hat Wilkiens als der überlebende Teilnehmer der Fahrt später in einem Buche veröffentlicht, das auch 1855 in deutscher Sprache in Leipzig erschien.

Da die „Amerika" bei günstigem Winde etwa drei Knoten machte, hatte man die Dauer der Reise auf sieben Monate berechnet und danach auch den Proviant bemessen. Doch es kam anders. Bereits nach der ersten Woche geriet das Fahrzeug in einen Sturm, der beinahe sechzehn Tage anhielt und es weit nach Norden verschlug. Balscar, der alles andere nur nicht seefest war, litt in der wie eine Nußschale auf den

Wogen tanzenden und heftig schaukelnden „Amerika“ so stark unter der Seekrankheit, daß er am achtzehnten Tage nach Beginn der Fahrt an Herzschwäche verstarb. Die Leiche warf Wilkiens über Bord. Dann trat besseres Wetter ein, völlige Windstille, die jedoch zum Entsetzen des einsamen, in dem Fahrzeug eingesperrten Steuermannes fast einen vollen Monat dauerte. Mitte des dritten Monats trieb ein neuer tagelanger Sturm die „Amerika“ auf die Insel Island zu, wo sie beinahe an den nördlichen Riffen zerschellt wäre. Nur mit Mühe entrann Wilkiens hier dem drohenden Tode.

Wieder trieb das nur schwer zu steuernde Fahrzeug zwei Monate, starken Winden preisgegeben, auf dem Ozean umher. Kein Schiff zeigte sich in der Nähe. Dann wurde es gegen Ende des fünften Monats an das Ufer der westlich von Schottland weitab von allem Verkehr liegenden winzigen Insel Rockall geworfen, die aus starren, toten Felsen besteht und nicht die Spur von Vegetation besitzt. Dort blieb Wilkiens, nachdem er die „Amerika“ in eine geschützte Bucht gebracht hatte, weitere acht Wochen, um sich zu erholen. Nachdem er seine Vorräte durch in der Sonne gedörrtes Fleisch der auf Rockall nistenden Seevögel ergänzt und das Regenwasser aus den Felshöhlungen gesammelt hatte, stach er wieder in See. Ungünstige Winde verschlugen ihn jedoch abermals bis dicht an die norwegische Küste. Nach unglaublichen Leiden landete er dann schließlich Mitte des elften Monats an der Ostküste von Dänemark bei der Hafenstadt Sönderviq, halb wahnsinnig von den ausgestandenen Schrecken und Entbehrungen.

Durch eine in New York veranstaltete öffentliche Sammlung erhielt er später ein Ehrengeschenk von 30 000 Dollar. Die „Amerika“, die bemerkenswerterweise all die Stürme unbeschädigt überdauert hatte, schenkte er seinen Rettern, zwei Heringfischern aus Sönderviq, die ihn auf offener See angetroffen und nach dem Hafen eingeschleppt hatten. Das „Blechbüchsenfahrzeug“ wurde von den Fischern noch jahrelang als schwimmender Aufbewahrungsraum für ihre Netze benützt, bis es schließlich irgendwo als Alteisen endigte. Durch sein vorher erwähntes Buch verdiente Wilkiens noch weitere

20 000 Dollar, so daß er sich eine Brigg kaufen konnte. Er ist als wohlhabender Mann 1876 in New York gestorben.

Bereits im Frühjahr 1853 versuchte ein Holländer namens van Hörlingen nebst zwei Begleitern auf einem 30 Meter langen Holzfloß, in dessen Mitte eine Kajüte eingebaut und das mit zwei kleinen Masten versehen war, nach Amerika zu gelangen. Von den drei Abenteurern hat man nie wieder etwas gehört. Nur Teile ihres Flosses wurden drei Monate später an der Westküste von Schottland angetrieben. Ein Jahr darauf, August 1854, stach der Norweger Tonsen mit einem ähnlichen Floß allein ohne Gefährten von Bergen aus in See. Sechs Wochen darauf ließ er sich von dem Hamburger Dampfer „Senta", der ihm mitten im Atlantischen Ozean begegnete, aufnehmen. Er erklärte das Unternehmen, auf einem Floß von so geringen Abmessungen die Überfahrt auszuführen, für unmöglich, wie in allen Zeitungen zu lesen war.

Vielleicht wurden gerade durch diese Behauptung andere Wagehälse angespornt, den Norweger und die Welt eines Besseren zu belehren. Aus der Menge der „Floßfahrer", die in den folgenden zehn Jahren teils von Amerika, teils von Europa aus „starteten", soll hier nur der Versuch des deutschen Matrosen Franz Berner näher geschildert werden. Berner schuf in New York ein Floß aus aufgeblasenen Gummizylindern, das er „Nonpareil" nannte, und traf wirklich auf diesem gebrechlichen Fahrzeug mit seinem Begleiter nach einer Reise von fünf Monaten glücklich in England ein. Die New Yorker Zeitung „Standard", die die Sache finanziell unterstützt hatte, zahlte ihm für diese Leistung 10 000 Dollar.

Im Sommer 1862 verließ wieder der englische Lord Baltroup mit zehn Begleitern auf einem den alten Wikingerschiffen genau nachgearbeiteten Fahrzeug den Hafen von Aberdeen. Nach vier Monaten landete er nach einer vom Wetter außerordentlich begünstigten Überfahrt in New York und hatte damit eine Wette von einer halben Million gewonnen. Dieser Erfolg brachte unternehmungslustige Köpfe auf den neuen Gedanken, in kleinen, offenen Segelbooten den Ozean zu durchqueren. Im August 1863 fuhr der amerikanische Groß-

kaufmann Pellersard auf einer 6 Meter langen Jacht von New York ab. Er büßte seine Wagehalsigkeit mit dem Leben und wurde nicht mehr gesehen. 1868 versuchte Kapitän Armstrong von Baltimore aus auf einem 16 Fuß langen Schifflein Europa zu erreichen, ohne jedoch ans Ziel zu gelangen. Trotzdem glückte es später einigen tollkühnen Männern, so 1872 dem Franzosen Marville, den Atlantik auf diese Weise zu bezwingen.

Und nun noch kurz die moderne Zeit: Im Jahre 1912 fuhr die Motorjacht „Detroit", 8 Meter lang, von New York in sechs Tagen nach Liverpool, das kleinste Motorboot, das bisher den Ozean durchkreuzt hat. W. K.

Wer anderen eine Grube gräbt — wird durch eine kürzlich in Ungarn passierte Geschichte in recht eindringlicher Weise illustriert. Der Bauer Franz Gal in K. wußte, daß sein Nachbar Joseph Warga ein Paar Mastochsen für 1800 Kronen verkauft hatte. Als nun Warga und seine Frau am Abend desselben Tages ihr Haus verließen und zur Kirche gingen, schlich sich Gal in die verlassene Wohnung, in der nur noch das sechsjährige Töchterchen des Ehepaares anwesend war. Nach längerem Suchen fand Gal das Geld, das er sich aneignen wollte, im Ofen und steckte es zu sich.

Damit ihn nun das Kind nicht verrate, wollte er es beiseite schaffen. Er knüpfte zu diesem Zwecke einen Strick an einen Haken im Deckenbalken, machte eine Schlinge und stellte einen Stuhl darunter. Wie im Scherz forderte er dann die Kleine auf, doch einmal den Kopf in die Schlinge zu stecken. Das ahnungslose Kind meinte lachend, der „Onkel" solle ihr das erst vormachen. Gal, ein sehr kräftiger, korpulenter Mensch, kletterte wirklich auf den Stuhl und legte sich die Schlinge um den Hals. Plötzlich brach der Stuhl unter ihm zusammen, und der Bauer, der mit den Füßen nicht ganz den Fußboden erreichte, war verloren.

Erst lachte die Kleine noch über die verzweifelten Anstrengungen des „Onkels", sich aus der Schlinge zu befreien. Als Gal jedoch schließlich immer stiller wurde und sich sein Gesicht schrecklich verfärbte, bekam das Kind es mit der Angst und lief schreiend in die Kirche, wo es den Eltern von dem merkwürdigen Scherz des Nachbars erzählte. Als die Leute dann in das Haus

eilten, war der Dieb bereits eine Leiche. In seiner Tasche fand man das gestohlene Geld, und die Angaben des Kindes klärten den wahren Tatbestand vollends auf. —

In einer wirklichen Grube, die er zum Schaden anderer gegraben hatte, kam unlängst ein Verbrecher in New York um. Der Sachverhalt war folgender. In einer Straße des New Yorker Ostens mit sehr lebhaftem Verkehr brach eines Tages ein Teil des Straßenpflasters ein. Dies führte zu einer überraschenden Entdeckung. Ein Pole namens Piwalla war vor zwei Monaten in New York angekommen und hatte in dieser Straße Wohnung bezogen. Ihm gegenüber befand sich der Juwelenladen eines Landsmannes von ihm. In unauffälliger Weise hatte Piwalla in Erfahrung gebracht, daß dieser Juwelier außer einer ungeheuren Menge Juwelen von großem Werte an bestimmten Tagen auch noch Bargeld im Betrage von fast zwei Millionen Mark in seinem Geldschrank habe. Um nun den Juwelierladen ausrauben zu können, kam Piwalla auf die Idee, einen Gang von dem Keller seines Hauses nach dem gegenüberliegenden Grundstück zu graben. Er stellte auch wirklich einen Schacht unter dem Straßenpflaster her. Nachdem er mühsam und zumeist während der Nacht diesen unterirdischen Gang bereits in einer Länge von nahezu 5 Meter gegraben hatte, fiel das Erdreich plötzlich über ihm zusammen und begrub den sonderbaren Maulwurf, der nur noch als Leiche aus der Grube herausgeholt werden konnte. W. K.

Neue Kartoffelschälmaschine. — Das Kartoffelschälen bildet eine zeitraubende und zugleich schmutzige Arbeit in der Küche, die sich recht häufig wiederholt. Unsere umstehend im Bilde wiedergegebene Kartoffelschälmaschine beseitigt auf außerordentlich einfache Weise diese unangenehme Arbeit. Die Konstruktion ist einfach und dauerhaft. Der Behälter besteht aus Zinkblech, das Getriebe ist solid gebaut, und die Schälscheibe aus einem besonderen, schwer abnützbaren Kompositionsmaterial hergestellt.

Die Handhabung ist sehr einfach. Man gießt etwas Wasser in den Behälter und schüttet dann die Kartoffeln ungewaschen hinein. Der Deckel wird wieder darauf gelegt, und man dreht nun die Handkurbel einige Minuten. Der Schälprozeß geht

äußerst schnell vor sich. Man schafft bis zu dreißig Pfund Kartoffeln in 3 bis 4 Minuten je nach Größe der Maschine.

Nach diesem Vorgang hat man nun nur noch die sogenannten Augen zu entfernen, und die ganze Arbeit ist fertig. Wasser darf nur so viel in die Maschine getan werden, daß die untere drehbare Rundscheibe kaum hiermit bedeckt ist. Weiter ist es



Kartoffelschälmaschine.

vorteilhaft, die Maschine nur bis etwas über die Hälfte mit Kartoffeln zu füllen, da sie dann sehr leicht und schnell arbeiten kann. Weiche und welke Kartoffeln läßt man vor dem Schälen einige Stunden in kaltem Wasser stehen, bis die Schale glatt wird. Nach dem Gebrauch spült man die Maschine mit Wasser aus und trocknet sie etwas ab. Von Zeit zu Zeit muß geölt werden. Die Maschine ist infolge ihrer außerordentlichen Vorzüge für große und kleine Haushaltungen empfehlenswert. H. H.

Das Geheimnis des Pfennigs. — Gerade unser kleinstes Geldstück bereitet dem Wortforscher die größten Schwierigkeiten. Wie der Name „Pfennig“ entstand und was er bedeutet, das ist und bleibt ein Rätsel.

Eine Zeitlang nahm man an, daß gewisse mittelalterliche Hohl- oder Schüsselmünzen zu der Bezeichnung geführt hätten, daß „Pfennig“ darum von „Pfanne“ herzuleiten sei und soviel wie „pfannenförmiges Geldstück“ besagen solle. Aber diese Meinung älterer Forscher haben neuere widerlegt aus gewichtigen Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde.

Als weniger schnell von der Hand zu weisen erscheint dagegen manchen eine andere Deutung. Diese will den Pfennig, der im Altnordischen penningr, im Althochdeutschen phentine oder phantine hieß, mit dem althochdeutschen Worte phant, Pfand, in Zusammenhang bringen. Das klingt gewiß nicht unwahrscheinlich, denn Geldstücke waren, seit man sie kannte, natürlich das beliebteste Pfand, durch dessen Hinterlegung Erwerbungen zu machen waren. Auch daß „Pfennig“ ursprünglich nicht allein zur Bezeichnung einer bestimmten Münzart gebraucht wurde, sondern auch soviel wie Geldstück überhaupt bedeutete, spräche dafür, daß in dem Worte ein allgemeinerer Sinn wie etwa „Pfandstück“ sich verbergen könnte.

Trotzdem freilich hat die Fachkritik auch diese Deutung für unbefriedigend erklärt, und die Vermutung wurde ausgesprochen, daß höchstwahrscheinlich irgend eine Entlehnung aus einer fremden Sprache in unserem „Pfennig“ stecken müsse. Diese Entlehnung glaubte man auch einmal gefunden zu haben in dem keltischen Worte pen, das soviel wie Kopf heißt. „Penneged“, Kopfstücke, nannten nämlich die Gallier gewisse Münzen, die das Bildnis des Kaisers oder den Kopf der Roma trugen. Und nach dieser volkstümlichen Benennung sollte dann unser Wort gebildet sein. Da aber unsere eigenen, ältesten Pfennige fast immer „kopflos“ waren, erscheint dem Numismatiker die Sache sehr bedenklich. Und so hüten wir in unserer Börse wohl nach wie vor mit dem Pfennig zugleich ein kleines Geheimnis. K. v. J.

Ein Wettrennen mit der Sonne. — Ein launiger Astronom hat darüber nachgedacht, wie es dem Menschen auf der Erde gehen würde, wenn er sich mit der Geschwindigkeit der Sonne

fortzubewegen vermöchte. Es würden sich aus dieser Möglichkeit — richtiger allerdings Unmöglichkeit — die merkwürdigsten Erscheinungen herausstellen.

Wir wollen also als gegeben annehmen, daß man sich etwa mittels einer großen Flugmaschine mit der enormen Schnelligkeit von 1600 Kilometern in der Stunde zu bewegen vermöchte. Dann könnte man sich in einen regelrechten Wettlauf mit der Sonne einlassen, auch in der Gegend des Äquators, wo bekanntlich die scheinbare Bewegung der Sonne, das heißt die Umdrehung der Erde, am schnellsten vor sich geht. In unseren Breiten — nehmen wir die geographische Breite von Berlin an — brauchte man noch gar nicht einmal eine so schnelle Beförderung, um mit dem Laufe der Sonne am Himmel gleichen Schritt halten zu können.

Wir fahren also von Berlin in einem Luftschiff mit einer Geschwindigkeit von 800 Kilometern in der Stunde um zehn Uhr vormittags ab, und zwar gegen Westen, dann würde die Zeit, so lange wir die Reise fortsetzen, einfach still stehen. Es würde dasselbe eintreten, was nach dem Bericht der Bibel Josua zu Gibeon vollbrachte, indem er zur Sonne sprach: „Sonne, stehe still!" Die Sonne würde während unserer Fahrt ihre Stelle am Himmel nicht verändern, mit anderen Worten: es würde immer zehn Uhr vormittags bleiben. Wenn man nun so immer weiter reisen könnte, so könnte man den Tag bis in die Ewigkeit verlängern, und es würde niemals Nacht werden. In höheren Breiten als der von Berlin würde dazu schon eine geringere Geschwindigkeit genügen, während man am Äquator eine Schnelligkeit von 1600 Kilometern in der Stunde einschlagen müßte, um denselben merkwürdigen Erfolg zu erreichen.

Noch viel wunderbarer aber würde die Sache werden, wenn wir uns in entgegengesetzter Richtung mit solcher Geschwindigkeit bewegten, also der Sonne entgegen, von West nach Ost. Dann würde ein ganz schneller Wechsel von Tag und Nacht eintreten. Würde man sich der Sonne mit genau derselben Geschwindigkeit entgegenbewegen, mit der sie selbst ihren Lauf am Himmel zurücklegt, so würden Tag und Nacht nur halb so lange dauern als sonst.

Ganz sinnverwirrend aber würden die Verhältnisse werden, wenn wir in unserem Wettlauf eine noch größere Geschwindig-

keit annähmen als die Sonne selbst; denn dann müßte sich der Lauf der Sonne gerade umkehren: sie würde im Westen aufgehen und im Osten untergehen. Reisen wir von Berlin mit einer Geschwindigkeit von 1600 Kilometern in der Stunde um zehn Uhr abends in westlicher Richtung ab, so würden wir zunächst eine recht lange Nacht zu durchfahren haben, um dann die Sonne im Westen aufgehen und sich dann langsam in umgekehrter Richtung nach Osten über den Himmel bewegen zu sehen. Der ganze Tag würde sich umkehren, und die Zeit, wie wir sie zu messen gewohnt sind, würde rückwärts gehen. Sobald wir aber unsere Reise unterbrächen, so würde die Sonne wieder ihren gewohnten Lauf einschlagen, und wir könnten den eben verlebten Tag noch einmal verleben, freilich ohne den Fortschritt unseres Lebensalters dadurch gehemmt zu haben.

Wenn man den Folgen einer Fortbewegung mit so ungeheurer Geschwindigkeit noch weiter nachgeht, so stellen sich fernerhin ganz ungewohnte Verhältnisse heraus. So würden wir uns zum Beispiel mit einer Geschwindigkeit von 1600 Kilometern in der Stunde schneller bewegen als der Schall, der nur etwa 1200 Kilometer zurücklegt. Daraus würden sich bedenkliche Schlüsse ergeben. Es wäre zum Beispiel vollkommen unmöglich, in der Fahrtrichtung irgend ein Signal zu geben, um etwa einen Zusammenstoß mit anderen ähnlichen Fahrzeugen zu vermeiden, weil wir uns eben selbst schneller bewegen als der Schall. Gesetzt, es wäre möglich, mit einem Eisenbahnzuge von solcher Geschwindigkeit zu fahren, so würde kein Pfiff und überhaupt kein Geräusch vor dem dahinrasenden Zuge hörbar sein. Der Zug würde lautlos auf uns zukommen, und wir würden sein Rollen erst hören, nachdem er schon wieder viele Kilometer von uns fort ist. Würde er sich in Gefahr befinden, mit einem ihm entgegenkommenden Zuge zusammenzustoßen, so würde kein Lokomotivsignal zur Warnung dienen können, denn man würde den Pfiff an der betreffenden Stelle erst hören, nachdem das Eisenbahnunglück längst geschehen wäre. Auf diese Weise würde sich das ganze Wesen der Natur für den Menschen verkehren, wenn es ihm nämlich wirklich jemals gelänge, Zeit und Raum durch Erzielung so ungeheurer Geschwindigkeiten zu überwinden. D. C.

Wie Agnes Bernauer gerächt wurde. — Das sehr erfolgreiche und tieftraurige Theaterstück „Agnes Bernauerin", worin das Schicksal der unglücklichen Augsburgerin geschildert wird, wurde im Jahre 1783 in Salzburg unter der Direktion Schikaneders, des Dichters der „Zauberflöte", unter großer Anteilnahme des Publikums aufgeführt. So sehr die Zuschauer das Schicksal der Heldin beklagten, so sehr haßten sie den Hauptintriganten des Stückes, den Vizedom. Sie verloren vollständig jeden vernünftigen Maßstab und übertrugen diesen Haß auch auf die Person des Darstellers des Vizedom, der sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen konnte und endlich sogar im Kaffeehaus tätlich angegriffen wurde.

Das geschah gegen Schluß der Spielzeit, und der große Geschäftsmann Schikaneder benützte diese Stimmung des Publikums zu einem wunderbaren Trick, der ihm viel Geld einbrachte und die Leute außerordentlich befriedigte. Auf den Anschlagzetteln, welche die letzte Vorstellung anzeigten, stand mit großen Buchstaben: „Heute wird der Vizedom über die Brücke gestürzt!" Abends hatte das Theater einen enormen Besuch zu verzeichnen, denn das Schauspiel der gerechten Bestrafung des Vizedom wollte man sich nicht entgehen lassen. Die Vorstellung verlief ohne jeden Mißton, aber schließlich wurde unter dem Jauchzen und dem rasenden Beifall der diesmal freudig erregten Zuschauer an Stelle der Agnes Bernauer der Darsteller des Vizedom über die Brücke gestürzt. K. K.

Der erlöste Ochse. — In einer mittelalterlichen Chronik wird folgende hübsche Anekdote erzählt. Ein Bauer war über seiner Arbeit müde geworden, hatte sich auf den Feldrain gelegt und war eingeschlafen. Inzwischen kamen des Weges einige herumlungernde Tagediebe, denen nichts weniger heilig war als das Eigentum anderer.

„Du," sagte der eine zum anderen, „nimm doch einen von den dort stehenden Ochsen und treibe ihn fort, mich dagegen steckst du ins leere Geschirr. Ich werde dann ruhig warten, bis der Bauer ausgeschlafen hat."

Als der Bauer erwachte, traute er kaum seinen Augen, als er an der Stelle des Ochsen einen Mann stehen sah.

Der Gauner fing in klagendem Tone zu reden an: „Lieber Mann, gelobt sei Gott, ich bin nun erlöst. Ich war früher ein dem Trunke ergebener Mensch und wurde zur Strafe dafür in einen Ochsen verwandelt. Ich mußte dir den Pflug ziehen und überhaupt die schwere Arbeit eines Ochsen verrichten. Nun ist meine Erlösungsstunde gekommen!“

Der Bauer rieb sich die Augen und wußte nicht recht, wie ihm geschehen; doch der Beweis war ja da, daß aus einem Ochsen ein Mensch geworden war. Nachdem er also den Mann eine Zeitlang betrachtet hatte, ging er auf ihn zu und bat ihn herzlich um Vergebung, daß er ihn als Ochsen so oft geprügelt, und löste ihn vom Ochsengeschirr los.

Der Gauner verzieh ihm gern und ging seines Weges. Im nächsten Städtchen traf er seinen Genossen, und bald hatten sie den Ochsen verkauft.

Der Käufer trieb ihn aber nach wenigen Wochen wieder auf den Viehmarkt, woselbst sich auch der um seinen Ochsen schnöde betrogene Bauer befand, um sich einen anderen Ochsen zu erstehen. Er schaute die Tiere der Reihe nach an, als er plötzlich seinen verloren gegangenen Ochsen wiedererkannte. Da überkam ihn ein heimliches Grauen, er schlich sich zu dem Ochsen hin und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich bedaure Sie, lieber Herr. Sie haben sich wahrscheinlich dem Trunke wieder zu sehr ergeben, daß Sie wieder in einen Ochsen verwandelt worden sind. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann.“

Dann bekreuzte er sich wiederholt und verließ eiligst den Viehmarkt. A. Sch.

Amerikanische Addition. — Seit einiger Zeit benützt man in nordamerikanischen Bankkontoren eine besondere Art des Zusammenzählens längerer Zahlenreihen, die entschieden ihre Vorteile vor der bei uns üblichen Art hat.

Störungen sind überall, wo mehrere Personen in einem Raume arbeiten, beim Rechnen unvermeidlich, und gerade beim Summieren bedeutet gewöhnlich die Störung einen neuen Anfang der Rechnerei, weil man die von Reihe zu Reihe zu übertragende Zahl oft vergißt. Auch eine viel raschere Kontrolle gestattet das neue Verfahren und ein besonders rasches Auf-

finden von Rechenfehlern, da man jede einzelne Reihe für sich allein prüfen kann.

Das nachfolgende Beispiel wird am besten den Unterschied zwischen der alten und der neuen Methode zeigen. Nehmen wir an, daß folgende große Zahlen zu addieren seien:

244 172
987 341
261 458
734 265
607 492
315 637
588 212
557 561
452 754
134 266
―――――
4 883 158

Der Amerikaner schreibt nun das Resultat der Addition jeder einzelnen Reihe direkt unter diese Reihe und addiert dann nochmals die einzelnen Reihen — Resultate also:

244 172
987 341
261 458
734 265
607 492
315 637
588 212
557 561
452 754
134 266
38
52
36
49
43
44
4 883 158

Jeder selbständige Versuch in der Praxis überzeugt von den Vorteilen des amerikanischen Systems. A. O. Kl.

Starke Raucherinnen. — Eine Umfrage bei den Zigarrenhändlern der City in London hat ergeben, daß nicht nur die Damen der Londoner vornehmen Gesellschaft, sondern neuerdings auch die Tippfräulein und andere Geschäftsdamen zu ihren besten Kunden gehören. Die Engländerin raucht heute so stark wie die Russin, die Spanierin, die Französin, die Holländerin. Eine der größten englischen Eisenbahngesellschaften, die London and North Western Railway Company, hat sogar schon besondere Abteile für Raucherinnen eingerichtet. Daß auch die deutsche Frauenwelt dem „Kraut des Teufels“ heute mehr ergeben ist als früher, kann nicht bestritten werden, obschon passionierte Raucherinnen bei uns nur ausnahmsweise vorkommen.

Anders in Spanien, wo sich die Damen mit ihren rosigen Fingern so leidenschaftlich ihre „Papelitos“ drehen, daß, als einst die Königin Christine ihren Hofdamen bei Strafe der Entlassung das Rauchen im Dienst verbot, alle Hofdamen streikten. Heute raucht die Königin-Mutter selbst wie ein Schlot.

Ähnliches ereignete sich in Rußland, als Nikolaus II. auf Veranlassung seiner jungen Gemahlin den Hofdamen das Rauchen verbot. Die Fürstin Woronzow, die täglich zehn bis fünfzehn „Bock“, das Stück zu zehn Rubel raucht, reichte sofort ihren Abschied ein. Die Zarin-Mutter, die eine starke Zigarettenraucherin ist, mied den Hof solange, bis der Zar sein Verbot dahin milderte, daß den Hofdamen nur während des Dienstes in der Öffentlichkeit das Rauchen untersagt war. Heute haben die Fürstin Woronzow, die Fürstin Molin, die täglich für 100 Mark Regalias raucht, die Fürstinnen Katusow und Urusow, die als die eingefleischtesten Pfeifenraucherinnen nicht nur bei Hofe, sondern auch von ganz Rußland gelten, und die Großfürstinnen die Genugtuung, daß die Zarin selbst hin und wieder eine der delikaten Zigaretten ihres Gatten raucht, von denen das Stück je nach dem Ausfall der Ernte drei bis fünf Rubel kostet.

Zu den leidenschaftlichsten Raucherinnen zählten unter den gekrönten Häuptern die Königin Christine von Schweden und in neuerer Zeit die Königin Isabella von Spanien, die Kaiserin

Elisabeth und in ihrer Glanzzeit auch die Kaiserin Eugenie, die extra für sie aus den feinsten türkischen Tabaken angefertigte oder ihr vom Großherrn gesandte Zigaretten rauchte.

Das Rauchbudget mancher amerikanischen Dollarprinzessin erreicht jährlich den Betrag eines Ministergehaltes. Fast jede vornehme Amerikanerin hat ihren Rauchsalon und besitzt goldene, mit Diamanten eingelegte Zigarettendosen von märchenhaftem Wert. Es gibt unter ihnen Zigarrenraucherinnen, die für eine Havanna 40 Dollar, wie der Londoner Rothschild und der verstorbene König Eduard, anlegen. W. F.

Der enttäuschte Schah. — Wie bekannt, trug Frau Dieulafoy, die Gattin des berühmten französischen Archäologen und seine unermüdliche Mitarbeiterin bei seinen Forschungen, ständig Männerkleidung, und unterschied sich in ihrem Äußeren in nichts von einem alten, bartlosen Gelehrten.

Der französische Konsul L. weiß nun von der ihrem Geschlecht entfremdeten Dame folgende hübsche Anekdote zu erzählen. „Ich befand mich," so schreibt er, „just in der Zeit, in der das berühmte Ehepaar in der Umgegend der Stadt Ausgrabungen vornahm, in Teheran. Der Archäologe hatte beim Schah bei dieser Gelegenheit eine Audienz erbeten, die ihm auch unter Beobachtung des üblichen Zeremoniells bewilligt worden war. Nach dem Empfang des Gelehrten teilte der Dragoman dem König der Könige mit, daß auch dessen Gattin um die Ehre bäte, ihre Huldigungen zu Füßen des Herrschers niederzulegen.

Der Schah geruhte lächelnd zuzustimmen und befahl, in der offensichtlichen Erwartung, die Bekanntschaft einer pikanten Pariserin zu machen: „Man bringe sie her."

Aber er war nicht wenig entsetzt, als er das Mannweib eintreten und den vorschriftsmäßigen Knix machen sah. Mit Staunen musterte er sie von Kopf bis zu Füßen, und dann sagte er: „Man bringe den Kerl wieder hinaus."

Das waren die einzigen Worte, die Frau Dieulafoy bei ihrer Audienz aus dem Munde des Schahs hörte. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Paschens

orthop. Heilanst.

Bei





